

Das Waldviertel

48. Jahrgang

1999

Heft 1



INHALT

Helga Penz: Zur Geschichte der Moore im oberen Waldviertel	1
Peter Steiner/Karl-Reinhart Trauner: Kultur und ihr Schutz. Ein Dialog zwischen Kulturgüterschutz und Kirchengeschichte	14
Gert Maroli: Mozart- und Köchel-Gedenkstätten in Stein an der Donau	29
Rudolf Schierer: Heikle Reiseabenteuer eines Kremser Kaplans zu Kriegsende 1945. Ein Erinnerungsbericht	39
Andreas Kompek: Unsere tschechischen Nachbarn und wir: ein Beitrag zum Abbau nationaler Vorurteile. Aktivitäten der Volkshochschule Krems im Rückblick	50
Waldviertler und Wachauer Kulturberichte	58
Buchbesprechungen	79
Mitteilungen des Waldviertler Heimatbundes	
Einladung zur Jahreshauptversammlung des Waldviertler Heimatbundes am Sonntag, dem 30. Mai 1999	106
Veranstaltungsreihe: Auf den Spuren der Vergangenheit... – Seminare für Dorfchronisten	106
Die Redaktion der Zeitschrift „Das Waldviertel“ in neuer Zusammensetzung ...	109

TITELBILD:

Kamptalbahnhof bei Plank am Kamp
(Foto: Erich Rabl, Horn)

WALDVIERTEL INTERN

Wir bitten Sie, den beiliegenden Erlagschein für die Einzahlung des Mitgliedsbeitrages 1999 (= Bezugspreis der Zeitschrift „Das Waldviertel“) zu verwenden. Der Beitrag für 1999 beträgt unverändert 300 Schilling (für Schüler und Studenten 150 Schilling). Bitte benutzen Sie den Erlagschein zur Einzahlung. Für Tauschvereine ist der Erlagschein gegenstandslos.

Bitte beachten Sie auch die Einladung zur Jahreshauptversammlung am Sonntag, dem 30. Mai 1999, in der Landwirtschaftlichen Fachschule in Edelfhof bei Zwettl. Im Anschluß an die Jahreshauptversammlung können der „Schulkomplex Edelfhof“ und das neue Schulmuseum besichtigt werden.

Das Lager unseres Vereins an älteren „Waldviertel“-Heften (vor allem vor 1985) ist bereits sehr klein geworden. Es besteht aber immer wieder eine Nachfrage nach früheren Jahrgängen. Wenn jemand von unseren Mitgliedern und Freunden ältere „Waldviertel“-Hefte an den WHB zurückgeben kann, so möge er sich bitte mit der Vereinsleitung in Verbindung setzen. Danke!

Mit freundlichen Grüßen

Mag. Rudolf Malli
Finanzreferent

Dr. Erich Rabl
Präsident

Helga Penz

Zur Geschichte der Moore im oberen Waldviertel

Wer das seit zehn Jahren bestehende, liebevoll gestaltete Moor- und Torfmuseum der Gemeinde Heidenreichstein¹⁾ besucht, für den werden die naturwissenschaftlichen, heimatkundlichen, wirtschaftshistorischen und volkskundlichen Aspekte einer Darstellung der Moore mitsamt ihren lokalen und überregionalen Bezügen sichtbar und erlebbar, und vielleicht kann damit auch verdeutlicht werden, womit sich die moderne Kulturlandschaftsforschung heute beschäftigt.

Das zunehmende Interesse verschiedener naturwissenschaftlicher und ökologischer Forschungsdisziplinen an der historischen Dimension ihres Untersuchungsgegenstandes, der Natur also, stellt heute die Geschichtsforschung vor neue Herausforderungen. Zu allererst ist ein Verständnis von Landschaft zu begrüßen, in dem naturräumliche Gegebenheiten in einer ständigen Wechselwirkung zur menschlichen Tätigkeit begriffen werden, wo doch selbst dort, wo früher archäologische Evidenz für menschliche Einflußnahme fehlte, modernere Untersuchungsmöglichkeiten wie die Pollenanalyse auch im oberen Waldviertel Nachweise derselben zutage förderten.²⁾ In einem Konzept von Kulturlandschaft gewinnt besonders für den Naturschutz die historische Forschung an Bedeutung, weil sie über ein Instrumentarium verfügt, mit welchem sie tiefer, als die Erinnerung reicht, und weiter, als es die sichtbaren Auswirkungen in der Landschaft zeigen, den Spuren, die Menschen in der Natur hinterlassen haben, nachzugehen vermag.

Darum ist es erfreulich, wenn im Rahmen der vom WWF Österreich entwickelten Revitalisierungskonzepte für Waldviertler Moore auch eine historische Begleituntersuchung projektiert ist, für die die Verfasserin im Auftrag der „Forschungsinitiative Umweltgeschichte“ erste Vorarbeiten geleistet hat.³⁾ Aufgabe war die Erhebung der Quellen-

¹⁾ Moor- und Torfmuseum Heidenreichstein, Kleinpertholz 36. Katalog, hrsg. von der Stadtgemeinde Heidenreichstein (o. J. [1989]).

²⁾ Peter Peschke, Zur Vegetations- und Besiedelungsgeschichte des Waldviertels. In: Mitteilungen der Kommission für Quartärforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2 (Wien 1977) S. 1-84, bes. 60.

³⁾ Helga Penz, Moore im Waldviertel: die schriftlichen Quellen von den Anfängen bis zum Jahr 1918 (ungedr. Ms., Wien 1998). Die „Forschungsinitiative Umweltgeschichte“ ist eine Arbeitsgemeinschaft von Wissenschaftler/innen verschiedener Disziplinen, welche sich im besonderen der Kulturlandschaftsforschung widmet (Kontaktadresse: Christoph Sonnlechner, Verena Winiwarter, Harald Wilfing et al., c/o Institut für interdisziplinäre Forschung und Fortbildung, Abteilung Soziale Ökologie).

lage zur Geschichte von fünf Mooren im oberen Waldviertel, die heute nur mehr die spärlichen Reste ehemals größerer Mooregebiete darstellen, die im Laufe der Zeit durch das Anlegen von Fischteichen, durch Drainage, Aufforstung und Abtorfung zunehmend dezimiert wurden.⁴⁾

Als Quellen für historische moorkultivierende Maßnahmen können die Archivalien der betreffenden Grundherrschaften herangezogen werden: Das Bummer Moos (bei Brand-Nagelberg) und die Gemeindeau (bei Heidenreichstein) gehörten zur Herrschaft Heidenreichstein, Schönauer Moor und Rottalmoos zur Herrschaft Litschau und das Haslauer Moor zur Herrschaft Schwarzenau.⁵⁾ Jene Moore, die heute noch im Besitz der Nachkommen der ehemaligen Grundherren stehen – das Rottalmoos (Fam. Seilern-Aspang, seit 1763) und das Bummer Moos (Fam. Kinsky, seit 1961, als Nachfolger der Fam. Palffy, seit 1714) –, sind auch diejenigen, die vor der Grundentlastung im Revolutionsjahr 1848 als Dominikalgründe erscheinen. Die Gemeindeau stand, worauf ja auch der Flurname verweist, unter der Verwaltung der Gemeinde Heidenreichstein, das Schönauer Moor war Rustikalland, die einzelnen Parzellen wurden als Haus- oder Überländgründe von den Bauern der Herrschaft Litschau bewirtschaftet. Das Gebiet des Haslauer Moores war teilweise Dominikalland der Herrschaft Schwarzenau, teilweise unter Bewirtschaftung der Gemeinde Haslau, die zur Grundherrschaft Schwarzenau gehörte, in der die Dorfbrogigkeit allerdings von der Propstei Eisgarn ausgeübt wurde. Nach der Grundentlastung wurden hier weitere Teile des Mooregebietes parzelliert und an die Bauern ausgegeben.⁶⁾

Es ist bemerkenswert, daß – auch wenn die Kenntnis der Brennbarkeit von Torf in Norddeutschland durch eine Stelle in der „Naturgeschichte“ von Plinius d. Ä. bereits für

⁴⁾ Für fachliche Auskünfte zur Moorkunde danke ich herzlich Herrn Univ.-Doz. Gert Michael Steiner, Institut für Pflanzenphysiologie der Universität Wien und Herausgeber des Österreichischen Moorschutzkataloges (Grüne Reihe des Bundesministeriums für Umwelt, Jugend und Familie 1, Wien, 4. überarb. Auflage 1992).

⁵⁾ Zur Besitzgeschichte der einzelnen Grundherrschaften und Orte: Niederösterreichisches Landesarchiv St. Pölten [künftig: NÖLA], Besitzerbögen Nr. 31 (Heidenreichstein), Nr. 33 (Litschau), Nr. 104 (Schwarzenau); Auswahlliteratur: Heimatkunde des Bezirkes Gmünd, begr. von Rupert Hauer, 3. Aufl. neu bearbeitet und ergänzt von einer Arbeitsgemeinschaft unter Walter Pongratz und Paula Tomaschek (Gmünd 1986) bes. S. 414 f. (Amaliendorf), 420 f. (Brand), 434-437 (Eisgarn), 525 (Haslau), 520-523 (Heidenreichstein), 556-561 (Litschau), 571 (Schönau); Hedwig Fritz, Litschau. In: Österreichisches Städtebuch, Bd. 4: Niederösterreich, 2. Teil (Wien 1976) S. 211-220; Othmar Zaubek, Heidenreichstein. In: ebd., S. 59-68; Alois Plessner, Beiträge zur Geschichte der Pfarre Seyfrieds. In: GB 7 (1903) S. 561-574; ders., Beiträge zur Geschichte der Propstei und Pfarre Eisgarn. GB 8 (1907) 1-74; ders., Eisgarn. In: GB 12 (1939) S. 178-180; ders., Geschichte der Pfarre und Herrschaft Litschau (ungedr. Typoskript, o. O. o. J.); ders., Schwarzenau. Schloß, Markt und Pfarre. In: GB 13 (1951) S. 189-202; Johannes Pradel, Zur Geschichte der Gemeinde Amaliendorf-Aalfang. In: Gestern. Heute! Morgen? Soziales und kulturelles Leben im oberen Waldviertel. Modell Amaliendorf-Aalfang, hrsg. vom Verein „Unsere Gemeinde“, Kulturinitiative Amaliendorf-Aalfang (Wien 1982); 50 Jahre Marktgemeinde Schwarzenau, hrsg. von der Marktgemeinde Schwarzenau (o. J. [1980]); Brand-Nagelberg: Festschrift anlässlich des 300jährigen Bestandsjubiläums vom 12. bis 15. August 1967, hrsg. von der Marktgemeinde Brand-Nagelberg, zusammengestellt von Franz Haller (Brand 1967); Franz Traschl, Beiträge zur Geschichte der Orte der Marktgemeinde. 50 Jahre Markterhebung – 650 Jahre Propstei Eisgarn. Hrsg. von der Marktgemeinde Eisgarn (o. J. [1980]).

⁶⁾ NÖLA, Franziszeischer Kataster (1823): Mappen der Katastralgemeinden Heidenreichstein (Gemeindeau und Kirchenau: Plan Nr. VII, Parzellen 1590, 1597, 1598; Protokoll VOMB Nr. 247, Operat VOMB Nr. 342, Karton 245), Schönau (Schönauer Moor: Plan Nr. III, Parzellen 524, 529 bis 531, 534, 536, 583; Rottalmoos: Plan Nr. V, Parzellen 474, 475 c bis e; Protokoll VOMB Nr. 628, Operat VOMB Nr. 877, Karton 618), Finsternau samt Brand (Bummermoos: Plan Nr. III, Parzelle 87; Protokoll VOMB Nr. 147; Operat VOMB Nr. 197, Karton 132) und Haslau (Haslauer Moor: Plan Nr. II, Parzellen 890 a bis c, Parzellen 891 a bis c; Protokoll VOMB Nr. 235, Operat VOMB Nr. 328, Karton 239).

das erste nachchristliche Jahrhundert schriftlich belegt ist und archäologische Evidenz für Torfstich schon ab der Eisenzeit besteht – die Geschichte der ökonomischen Nutzung der Mooregebiete durch Trockenlegung, Torfstich und Aufforstung im bayerisch-österreichischen Raum dennoch eine vergleichsweise sehr junge ist. Während Torfstich in den Niederlanden bereits für das Mittelalter bezeugt ist und schon im 17. Jahrhundert gewerbliche Organisation und naturwissenschaftliche Forschung die Torfgewinnung förderten, setzte eine systematische Urbarmachung bayerischer Mooregebiete erst ab der Mitte des 18. Jahrhunderts ein. Neben der landwirtschaftlichen Nutzung durch Moorbrandkultur und der Ansiedlung von Moorkolonisten, deren Existenz zumeist ein hartes Los beschieden war, wurden im 19. Jahrhundert die Torfmoore im Fichtelgebirge abgebaut, um Brenntorf für die Hüttenbetriebe zu gewinnen, nachdem die Wälder zur Herstellung von Holzkohle und Pottasche bereits so stark dezimiert worden waren, daß der gesamte Industriestandort gefährdet schien. Um dem anfänglichen Mißtrauen gegenüber dem Brennwert des neuen Rohstoffs entgegenzuwirken, mußte der Torfstich staatlich gefördert werden, indem etwa Konzessionen für neue Gewerbebetriebe nur vergeben wurden, wenn der Betreiber Torffeuerung nachweisen konnte.⁷⁾

Die merkantilistischen Strategien im 18. Jahrhundert, welche in einer durch Förderung industrieller Produktion erzielten aktiven Handelsbilanz ihr vorrangiges Ziel sahen, führten im Kameralismus der Habsburger-Monarchie zu Erlässen Maria Theresias, mit denen der gewerbliche Torfstich in den Erblanden nach dem Vorbild Hollands angeregt werden sollte, um die Feuerung in den Fabriken dort, wo sie durch Holzmangel gefährdet schien, zu gewährleisten. Über die Technik der Torfverkohlung machte sich der kaiserliche Hof in den großen Torfmooren Norddeutschlands kundig.⁸⁾

Nun lagen ja die Moore des oberen Waldviertels in unmittelbarer Nähe zu den zahlreichen Glashütten der Gegend, die schon jahrhundertlang Holz zur Feuerung verwerteten. In den Wäldern der Herrschaft Litschau sind erste Glashütten bereits um 1500 genannt (Loimanns), weitere wurden im 16. und 17. Jahrhundert gegründet (Ellweins, Reingers, Illmanns, Hirschenschlag, Leopoldsdorf). Im 18. Jahrhundert kamen Reinsberg (1737), Hörmanns (1740) und Schönau (1770) hinzu. Die Herrschaft Heidenreichstein betrieb in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Pengershof bei Reinberg eine Glashütte. Für 1725 ist in Alt-Nagelberg bei Brand die Kallmünzerhütte genannt, 1740 wurde eine neue Glashütte errichtet (Urbanhütte). 1811 errichteten die Pächter, die Familie Weigl, eine neue Hütte (Neu-Nagelberg). 1742 wurden in Heidenreichstein selbst und 1790 in Langegg neue Glashütten begründet. Die Glashütte im „Galthof“, einem Meierhof der Herrschaft Litschau im Schönauer Forst, bestand bis 1875. Die seit Anfang des 18. Jahrhunderts bestehenden Hütten im Weinsbergerwald, besonders jene in Gutenbrunn, gehörten zu den bedeutendsten Niederösterreichs.⁹⁾

⁷⁾ Fritz Overbeck, *Botanisch-geologische Moorkunde* (Neumünster 1975) S. 23-26; Karlhans Göttlich (Hg.), *Moor- und Torfkunde* (Stuttgart 1990) S. 411-414; Walter Gipp, *Geschichte der Moor- und Torfnutzung in Bayern*. In: *Telma* 16 (1986) S. 305-317, bes. 305-308; Walter Laforce, *Die Geschichte des Torfabbaues und der Torfnutzung im Fichtelgebirge unter besonderer Berücksichtigung der Waldgeschichte*. In: *Telma* 14 (1984) S. 181-201, bes. 187 f.

⁸⁾ Rainer Bayer, *Torfstechen in der Kuppenbergregion* (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft 11, Feldkirch 1981) S. 12-15, 22-25.

⁹⁾ Thomas Winkelbauer, *Studien zur Geschichte der Wald- und Mühlviertler Glashütten, ihrer Glasmeister und Arbeiter im 17. und 18. Jahrhundert* (ungedr. Staatsprüfungsarbeit am Institut für Österreichische Geschichtsforschung, Wien 1986) S. 18-20, 29-31; Ernst Bernleithner, *Alte Glashütten im niederösterreichischen Waldviertel* (Wien 1986) S. 1-10.

1835 pachtete Carl Stölzle, der Forstkommisär der Herrschaft Gratzen, der durch die Erbschaft seiner Frau Amalia, einer Stieftochter des Gutsbesitzers von Gneixendorf, Johann von Beethoven (ein Bruder des Komponisten), zu Reichtum gekommen war, die Glashütten Joachimstal und Schwarzau von der Herrschaft Weitra, 1847 bzw. 1850 die Hütten Alt-Nagelberg und Neu-Nagelberg bzw. Aalfang (gegründet vor 1824) von der Herrschaft Heidenreichstein, 1854 die Hütte Georgenthal von der Herrschaft Gratzen und 1858 die Hütte Eugenia von der Herrschaft Schrems. 1862 kaufte er von der Herrschaft Litschau die Hütte Josefthal und die meisten der anderen, gepachteten Hütten.¹⁰⁾

Während die ersten landesfürstlichen Äußerungen der Sorge um die Vernichtung des Waldbestandes durch die Feuerung der Glashütten schon auf das 14. Jahrhundert zurückgehen, gewährten die Grundherrschaften den Glasmeistern noch im 16. und 17. Jahrhundert die Holzentnahme aus den herrschaftlichen Wäldern gegen einen meist nur geringen Zins. Nach einer bäuerlich-privatwirtschaftlichen Frühphase, in der die Grundherren den Hütten bestimmte Waldteile zuwies, setzte im späteren 16. Jahrhundert ein Dominikalisierungsprozeß ein, d. h. die Grundherrschaften übernahmen die alten Glashütten und gründeten selbst neue, die teilweise in Eigenregie betrieben, teilweise an Pächter ausgegeben wurden. In der grundherrschaftlichen Verwaltung waren diese Waldglashütten den Wald- und Forstämtern zugeordnet. Das Verfügungsrecht über einen Großteil der Wälder als Voraussetzung für Pottascheerzeugung und Brennstoffaufbringung sicherte den Grundherren durch diese Kontrolle der Rohstoffe auch ein gewisses Erzeugermonopol. Bis ins 18. Jahrhundert blieb jedoch der Anteil der Glashütten an den gewerblichen Einkünften der Grundherrschaft vergleichsweise gering. Ansonsten war der Waldbestand für den Feudalherrn vor allem in Hinblick auf den Wildbann interessant: Noch im 19. Jahrhundert wurde im Waldviertel auch Großwild gejagt. Die Sägewerke der Herrschaften arbeiten in der frühen Neuzeit aus Mangel an Anbindung geeigneter Verkehrswege vor allem für den Eigen- und lokalen Bedarf.¹¹⁾

Erst im 18. Jahrhundert wurden im oberen Waldviertel die ersten Holzschwemmen angelegt, in denen man das Holz zur Donau triftete. Nun begannen die Grundherrschaften, die Holzgewinnung für die Glashütten auf abgelegene Holzschläge, das Auflesen von Windbruch und liegendem Holz zu beschränken. Die Holzpreise schnellten binnen kurzer Zeit in die Höhe, und die Brennholzversorgung Wiens geriet in eine prekäre Situation, während gleichzeitig der Bedarf einer gesteigerten und nun auch auf einen überregionalen Markt ausgerichteten Produktion stetig wuchs: ein Glasofen verbrauchte

reichisch-böhmischen Grenzgebiet. In: JbLkNÖ NF 32 (1955/56) S. 134-151, bes. 138-148; Stephan Biedermann, 300 Jahre Glasindustrie auf dem Boden der Grundherrschaft Litschau. In: UH 18 (1947) S. 17-19; Oswald Liebhart, Die Glaserzeugung im Waldviertel. In: Wv 11 (1962) S. 99-102; Alois Plessner, Beiträge zur Geschichte der Pfarre Brand im Heidenreichsteiner Walde. In: GB 9 (1911) S. 357-372, hier: 370-372; Othmar K. M. Zaubek, 600 Jahre Glaserzeugung im Waldviertel. In: Wv 20 (1971) S. 69-75.

¹⁰⁾ Winkelbauer, Studien (wie Anm. 9) S. 32 f.; Ulrich Schindl, Von der Glashütte zur Glasfabrik. In: Brand-Nagelberg: Festschrift (wie Anm. 5) S. 77-80; Heinrich Rauscher, Die Industrie des Waldviertels. In: Eduard Stepan (Hg.), Das Waldviertel, Bd. 6 (Wien 1931) S. 86-185, bes. 122-126.

¹¹⁾ Winkelbauer, Studien (wie Anm. 9) S. 49; Edmund Teufl (Hg.), Forstwirtschaft im Waldviertel. Geschichte – Zustand – Entwicklung (Franzen 1994) S. 42; Herbert Knittler, Gewerblicher Eigenbetrieb und frühneuzeitliche Grundherrschaft am Beispiel des Waldviertels. In: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 92 (1984) S. 115-146, bes. 118 f., 121-123, 135 f.

um 1800 jährlich 1000 bis 1400 Wiener Klafter, das sind 5000 bis 8000 Festmeter Holz, und noch mehr benötigte man für die Herstellung von Pottasche.¹²⁾

Während in England die Holzfeuerung bereits im 17. Jahrhundert durch die (Stein-) Kohlefeuerung ersetzt worden war, versuchte man in den habsburgischen Erbländen seit etwa 1770, den Holzbedarf der Glashütten durch zumindest teilweise Einführung der Torffeuerung zu reduzieren. Als die Herrschaft Gutenbrunn 1795 in kaiserlichen Besitz kam und von Franz I. seinem „Donauländchen der k. k. Patrimonialherrschaften“ im Waldviertel zugeschlagen und in Eigenregie betrieben wurde, erlangte die Glashütte beinahe den Status eines Musterbetriebes und zeigte sich durch die Konstruktion eines mit Torf heizbaren Glasofens als besonders innovationsfreudig. Der Konstrukteur des Ofens, Johann Florian Weinhold, zugleich der Oberverweser der Glashütte, war es auch, der gemeinsam mit dem Torfmeister von Gutenbrunn vor 1815 im Auftrag des Grundherrn von Schwarzenau die Torfmoore bei Haslau und Amaliendorf im Hinblick auf eine mit Torf zu feuernde, neue Glashütte hin untersuchte. In seiner Veröffentlichung der Baupläne seines neuen, mit Torf zu feuernden Glasofens gibt er auch Anweisungen zur Anlage und Organisation eines Torfstichs, weil der Nutzung des Torfs als Brennstoff in Österreich „theils die herrschenden Vorurtheile, theils aber auch die Unkunde des Betriebes einer Torfstecherey“ im Weg stünden. Nach 1850 verbreitete sich in Niederösterreich allmählich die Kohlefeuerung, die durch die Transportmöglichkeit zwischen Kohlengrube und Fabrik mittels Eisenbahn einen enormen Aufschwung erlebte und schließlich zu Ende des Jahrhunderts in den Glasöfen allgemein durchgesetzt war.¹³⁾

Aus den obigen Ausführungen ergibt sich bereits, daß Torfstich im Waldviertel eine vergleichsweise junge Form der Moornutzung darstellt. Die staatlichen Maßnahmen des ausgehenden 18. Jahrhunderts, die zuerst im Westen Österreichs fruchteten, zeugen davon, daß die Kenntnis vom Brennwert des Torfs in der Bevölkerung nicht verbreitet war und gefördert werden mußte, sodaß davon ausgegangen werden kann, daß vor dem gewerbsmäßig betriebenen Abbau für die Glashüttenfeuerung vermutlich auch kein Torfstich für den bäuerlichen Eigenbedarf existierte. Noch 1890 beklagte man in der „Subsection für Moorcultur des internationalen land- und forstwirtschaftlichen Congresses zu Wien“, daß „alle Anstrengungen, insbesondere Wien für Brenntorf als Hausbrand zu gewinnen, vollständig scheiterten“.¹⁴⁾

Die Katasteraufnahmen unter Kaiser Franz I. von 1823 enthalten für unsere fünf Moore in keinem Fall einen Eintrag über Torfstich, obwohl in der Legende ein eigenes

¹²⁾ Teufel, Forstwirtschaft (wie Anm. 11) S. 42-45; Winkelbauer, Studien (wie Anm. 9) S. 49 f.; Thomas Winkelbauer, Rechtliche Grundlagen für die Errichtung und Führung von Glashütten in Ober- und Niederösterreich. In: UH 60 (1989) S. 3-13, bes. 7 f.

¹³⁾ Winkelbauer, Studien (wie Anm. 9) S. 20 u. 55; ders., Grundlagen (wie Anm. 12) S. 8 f.; Alois Plessner, Beiträge zur Geschichte der Pfarre Schrems. In: GB 14 (1954) S. 463-558, bes. 557 f.; Johann Florian Weinhold, Neue Praktische Erfahrungen über die Bearbeitung und Benützung des Torfes als Brennmittel zur Ersparung des Holzes bei der Glaserzeugung. Nebst gründlicher Anleitung zur Erbauung der zur Torfbeheizung geeigneten verschiedenen Glasmanufactur's Oefen nach beiliegenden Bauplanen (o. O. o. J. [Datum des Vorworts: „Gutenbrunn den 3ten Jänner 1815“]); Karl R. Fischer, Zur Geschichte der Glashütten-Feuerung. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 67 (1929) S. 44-51; Julius Reich, Die Hohl- und Tafelglas-Industrie Oesterreichs. In: Die Groß-Industrie Oesterreichs, Bd. 2 (Wien 1898) S. 108.

¹⁴⁾ Bericht über die Verhandlungen und Beschlüsse der Subsection für Moorcultur des internationalen land- und forstwirtschaftlichen Congresses zu Wien im September 1890, bearb. von Hugo Grahl (Wien 1891) S. 127.

Symbol dafür ausgewiesen ist. Auch in den zugehörigen Protokollen und Operaten wird nirgends Torfabbau erwähnt. Die Mooregebiete sind in den Plänen als meist nasse Wiesen eingezeichnet, häufig mit Bestand an Strauchwerk und Nadelholz, sie wurden als Hutweiden oder für die Forstwirtschaft genutzt, allerdings mit wenig Ertrag und daher, in Bezug auf die Bewertung des Steueraufkommens, als zweit- oder drittklassig kategorisiert.¹⁵⁾

Die Annahme, daß im Rottalmoos bereits im 18. Jahrhundert Torf gestochen wurde, wie F. Kral in seiner Pollenanalyse erwähnt, beruht meiner Meinung nach auf einer Fehlinterpretation der Sekundärliteratur. Historische Angaben bezog Kral aus einem Manuskript von A. Böhm, Siedlungsgeschichte des Raumes Litschau (1968), aus dem er über die Glashütte „Galthof“ referiert, daß sie von 1770 bis 1874 bestanden habe und zum Teil mit Torf aus dem Rottalmoos gefeuert worden sei. Es kann aber daraus nicht geschlossen werden, daß vom Anfang der Inbetriebnahme an mit Torf gefeuert wurde. Daß aber Torf zum Brennen verwendet wurde, geht auch aus den Forschungen von A. Plesser hervor, der darauf hinweist, daß im Galthof ein Torfschuppen zur Lagerung des Heizmaterials bestanden hat. Fabrik, Schuppen und Meierhof wurden Ende des 19. Jahrhunderts abgerissen.¹⁶⁾

Weitere Hinweise zum Beginn des Torfabbaus gibt die zeitgenössische Literatur: Anfang des 19. Jahrhunderts sammelte der „Commissär der k. k. niederösterreichischen Fabriken-Inspektion“ Stephan von Keeß Fabrikate sämtlicher Produktionszweige. In seiner „Darstellung des Fabriks- und Gewerbewesens im österreichischen Kaiserstaate“ schreibt er: „Österreich hat in seinen Torf-Mooren einen bis jetzt noch zu wenig gewürdigten Schatz, dessen Werth erst dann erkannt werden wird, wenn der Holz-mangel noch drückender werden und allgemeiner um sich greifen wird. Es würde keine Mühe machen, die Jahre zurück zu zählen, seit denen man in Österreich angefangen hat, auf ein so wichtiges Brenn-Materiale aufmerk-samer zu werden [...]“. Er verweist dann darauf, daß in Niederösterreich „Torfgräbereyen“ in den Herrschaften Gutenbrunn, Ottenschlag und Schwarzenau bestehen und beschreibt in der Folge Untersuchung und Ausbeutung eines Torfmoores. Die Beispielillustrationen zeigen Torf aus Gutenbrunn und Moosbrunn bei Wien. Bei der Beschreibung der Glashütten führt er als Besonderheit der Fabrik in Gutenbrunn an, daß sie eine Torfheizung besitzt, ansonsten ist nirgends von Torffeuerung die Rede. Auch Blumenbach erwähnt in seiner „Neuesten Landeskunde von Niederösterreich“ aus dem Jahre 1816 nur die Torflager bei Gutenbrunn und Schwarzenau und daß dieselben nebst der Moosbrunner „Torfgräberey“ „in Bearbeitung“ stünden.¹⁷⁾

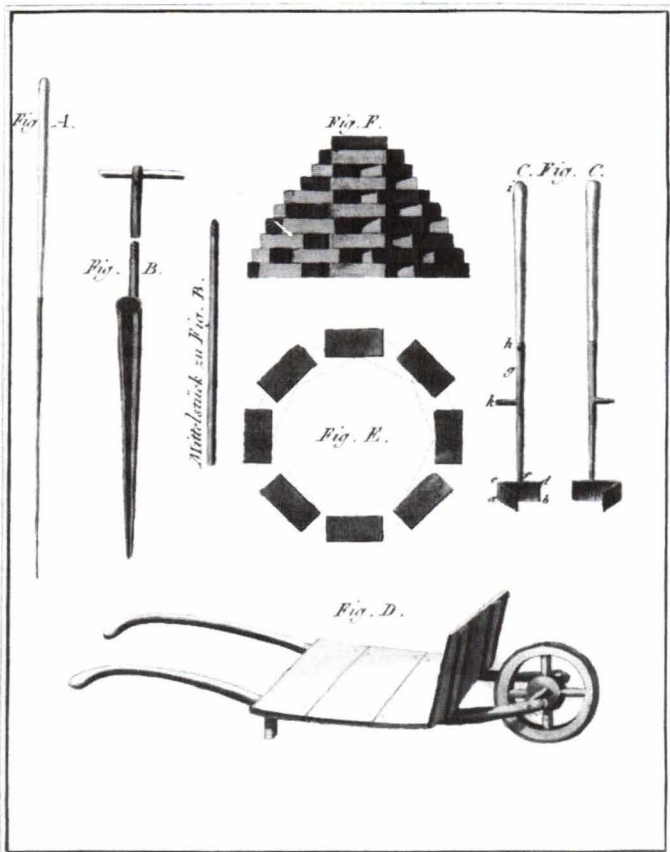
Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird die Torffeuerung, auch in Form der Nutzung des Torfgases, verbreiteter. Die Glashütte in Aalfang wurde 1862 von

¹⁵⁾ NÖLA, Franziszeischer Kataster (siehe Anm. 6).

¹⁶⁾ Friedrich Kral, Zur natürlichen Baumartenmischung im Wald- und Mühlviertel mit besonderer Berücksichtigung der Lärche. In: Centralblatt für das gesamte Forstwesen 100 (1983) S. 246-267, hier 250; F. Kral/H. Mayer, Pollenanalytische Untersuchungen zur Frage der natürlichen Bewaldung im oberen Waldviertel (Litschauer Raum) (ungedr. Typoskript, o. O. o. J. [1968]), S. 5; Plesser, Geschichte der Pfarre und Herrschaft Litschau (wie Anm. 5) S. 196. Das Manuskript von A. Böhm ist im Forstamt Litschau zwar bekannt, aber (derzeit) nicht auffindbar (frdl. Auskunft von Hrn. Forstdirektor Göd, der mir dankenswerterweise auch die voran zitierte Arbeit Plessers zur Verfügung stellte).

¹⁷⁾ Stephan von Keeß, Darstellung des Fabriks- und Gewerbewesens im österreichischen Kaiserstaate, 1. Teil (Wien 1820) S. 46 f., und 2. Teil, Bd. 2 (Wien 1823) S. 861 f.; Wenzel Carl W. Blumenbach, Neueste Landeskunde des Erzherzogthums Oestereich unter der Enns (Wien 1816) S. 137 u. 290 f.

Holzfeuerung auf Feuerung mit selbst-erzeugtem Torfgas umgestellt.¹⁸⁾ Zu dieser Zeit war die Hütte bereits im Besitz der Firma Stölzle. Für den Betrieb ihrer Glasfabriken dürfte also etwa um diese Zeit der Torfabbau im nahegelegenen Haslauer Moor begonnen haben. Auf der Karte des Militärgeographischen Instituts von 1873 ist dort ein Torfstich eingetragen.¹⁹⁾ Auch für das Rottalmoos, mit dessen Torf die Glashütte Galthof auf der Herrschaft Litschau ge- feuert wurde, ist hier erstmals Torfstich nachgewiesen. Die anderen drei hier zu untersuchenden



Auf der kaiserlichen Patrimonialherrschaft Gutenbrunn um 1812/15 verwendete Torfstich-Werkzeuge (A. Eiserne Sondierstange oder Nadel, um „die Torfmoore überhaupt zu untersuchen“; B. Erd- bzw. Torfbohrer für die „Untersuchung des Torflagers in Hinsicht der vorfindigen verschiedenen Gattungen des Torfes und der Brauchbarkeit desselben“; C. Stecheisen; D. Schubkarren; E. und F. „Hohlhaufen oder sogenannte Kasteln“ von je 50 auf einem Trockenplatz vorge- trockneten Torfziegeln). Frontispiz des in Fußnote 13 angeführten Werks von Johann Florian Weinhold.
(Foto: Österreichische Nationalbibliothek, Wien)

Moorgebiete sind mit Wiesen oder Waldbestand ausgewiesen, für das Bummermoos ist gar der Flurname „Bummer Berg“ ver- zeichnet. Der Abbau von Brenntorf war also, jedenfalls im oberen Waldviertel, keine grundherrschaftliche Unternehmung, sondern er war ein Ge- werbszweig, der organisatorisch eng mit dem Betrieb der Glashütten, besonders durch die Firma Stölzle, verbunden war. Investitionen in Technologien, die für die gewerbliche Erzeugung von Brenntorf notwendig sind, verbanden sich dabei mit Rohstoffbedarf und Innovationsschub eines expandierenden Unternehmens.

¹⁸⁾ Pradel, Geschichte (wie Anm. 5) S. 22.

¹⁹⁾ Die betreffenden Karten mit Nachdrucken aus 1938/39 und 1942 im Maßstab 1:75000 bzw. 1:25 000 (Ausschnitt „Litschau und Gmünd“, Nr. 4454/1 bis 4) wurden mit freundlicher Beratung von Hrn. Duschanek in der Kartensammlung der Niederösterreichischen Landesbibliothek eingesehen.

Genossenschaftlich organisiert war der Torfstich in der Gemeindeau, der sich in den Aufzeichnungen der Agrargenossenschaft Heidenreichstein bis auf das Jahr 1885 zurückverfolgen läßt. Die diesbezüglichen Eintragungen in das älteste Protokollbuch der Gemeinschaft lassen bereits eine gewisse Routine in der Abwicklung des Torfabbaus erkennen: es werden Abbaumengen und Preise vereinbart, die Organisation des Torfstichs selbst funktionierte bereits, sie muß also schon vor 1885 entwickelt worden sein. Die Agrargenossenschaft wurde vermutlich bald nach der Grundentlastung von 1848 zur Organisation der Bewirtschaftung der Gemeindegründe ins Leben gerufen.²⁰⁾

Bevor die Moore als Torflagerstätten ausgebeutet wurden, versuchte man, den spärlichen Baumbestand zu kultivieren und aufzuforsten. Für die Geschichte der Nutzung des Waldes durch den Menschen reichen im Waldviertel die schriftlichen Quellen bis weit ins Mittelalter zurück. Etliches zur historischen Dimension der Forstwirtschaft ist bereits publiziert worden, vieles harret noch weitergehender Forschungen.²¹⁾ Bemühungen, die Moorgebiete durch Trockenlegung und Baumpflanzungen forstwirtschaftlich nutzbar zu machen, erscheinen in den Quellen der Grundherrschaften verstärkt gegen Mitte des 19. Jahrhunderts.

Für die drei hier interessierenden Herrschaftsarchive ist die Überlieferungssituation höchst unterschiedlich. Besonders glücklich ist sie für die Herrschaft Heidenreichstein, befindet sich doch das Schloßarchiv heute noch in situ: mit einem sehr gut erhaltenen und in zwei Archivräumen untergebrachten Bestand, der im wesentlichen bis auf das 16. Jahrhundert zurückreicht, gehört es sicher zu den schönsten und beeindruckendsten Herrschaftsarchiven Niederösterreichs.²²⁾ Das Inventar, das 1953 von Landesarchivar Felix Wintermayr angelegt wurde, verweist unter anderem auf einen „Ausweis für die Kosten der Abzapfung und Ausrodung verschiedener Möser“ für die Jahre 1834 bis 1841 sowie auf „Möser-Lizitationsprotokolle“ von 1851.²³⁾ Von den Herrschaftsarchivalien aus Schwarzenau befinden sich im Niederösterreichischen Landesarchiv sieben Faszikel (bzw. Kartons) in St. Pölten und acht weitere im Depot in Bad Pirawarth. Diese Bestände,

²⁰⁾ Ich danke besonders herzlich Fr. Böhm aus Heidenreichstein, die mir Einblick in die Archivalien der Agrargemeinschaft gewährt hat. Es handelt sich um sechs Protokollbücher aus der Zeit zwischen 1885 und 1993, fünf Kassa- und Rechnungsbücher (1884 bis 1969) sowie um ein 1898 angelegtes „Buch über abgegebenes Bauholz an berechtigte Mitglieder der Genossenschaft, seit dem Jahre 1853“. Der Tätigkeit der Genossenschaft beim Torfabbau ist auch eine Vitrine im Moor- und Torfmuseum gewidmet (Katalog, S. 58).

²¹⁾ G. Dick (Hg.), Das Waldviertel als Natur- und Kulturraum. Festschrift aus Anlaß des 10jährigen Bestandsjubiläums des Instituts für angewandte Öko-Ethologie in Rosenburg. Beiträge zur Waldviertel-Forschung (Wien 1994); Teufl, Forstwirtschaft (wie Anm. 11) S. 35-47; Wilhelm K. Miessl, Die Forstwirtschaft nördlich des Kamp. In: Eduard Stepan (Hg.), Das Waldviertel, Bd. 5 (Wien 1929) S. 92-99; Peschke, Vegetations- und Besiedelungsgeschichte (wie Anm. 2); Heimatkunde des Bezirkes Gmünd (wie Anm. 5) S. 236-240.

²²⁾ Ich danke Hrn. Kinsky herzlich, daß er mir Zutritt gewährt hat.

²³⁾ NÖLA, Inventar Schloßarchiv Heidenreichstein, S. 96 (Fasz. 196/16) und 135. Weitere Archivalien zur Herrschaft Heidenreichstein auch im Familienarchiv Palffy (NÖLA, vorläufiges Inventar 1992).

²⁴⁾ Für Herrschaftsarchivalien, die sich noch 1909 im Schloß Schwarzenau befunden haben, gibt es in der Handschriftensammlung des NÖLA unter der Signatur Hs. 515b ein maschinschriftliches Inventar von P. Benedikt Hammerl, das dieser in den Mitteilungen des k. k. Archivrates 1 (1914) S. 129 f. teilweise veröffentlicht hat. Dort findet sich auch der Hinweis darauf, daß die Familie Pereira-Arnstein, die von 1818 bis 1884 in Besitz der Herrschaft Schwarzenau war, beim Verkauf des Gutes an Baronin Widmann Teile des Archivs ins Pereirarsche Schloß Allentsteig mitnahm. Leider war es mir nicht möglich, den Verbleib des

v. a. Akten des 19. Jahrhunderts, befinden sich zur Zeit in Bearbeitung.²⁴⁾ Auch hier können Nachweise für Moorkultivierung gefunden werden, denn vermutlich handelt es sich bei der „cultivierten Wiesen“, die in den Forst- und Waldamts-Hauptbüchern der Herrschaft Schwarzenau ab 1847 als zum Haslauer Revier gehörig aufgelistet wird, um eine Baumpflanzung im Moorgebiet.²⁵⁾

Baumpflanzungen in den Moorgebieten des oberen Waldviertels werden im 5. Band des siebenbändigen, heimatkundlichen Werkes „Das Waldviertel“ (1925-1937) als eine Besonderheit der Gebiete Gmünd, Schrems und Litschau bezeichnet, und ihre Technik wird als „Hügelpflanzung“ beschrieben, bei der die Bäumchen auf kleinen Hügeln ins Moor gesetzt werden, um sie vor der Nässe zu schützen.²⁶⁾ Von Expertenseite wurde allerdings schon am Beginn unseres Jahrhunderts von einer Aufforstung der Hochmoore abgeraten, da diese auch bei gründlicher Trockenlegung des Moors keine Erfolge erwarten lasse, die in einem Verhältnis zu Aufwand und Kosten stünden. Die Anstrengungen seitens der Förderer einer „Moorkultur“ zielten in der Hauptsache auf eine Drainagierung zur Anlage von Weideflächen oder Feldfrüchteanbau ab. Die Anstrengungen zur Entwässerung von Feuchtgebieten wurden in der Mitte des 19. Jahrhunderts an verschiedenen Orten in Österreich forciert. Die „Trockenlegung der Sümpfe“ sollte der Gewinnung neuer, landwirtschaftlich nutzbarer Flächen dienen und wurde dementsprechend auch staatlich gefördert. Die „Entwässerungsprojekte“ ressortierten im k. k. Ackerbaumministerium schon ab 1869 zur Abteilung für Melioration, ab 1914 sogar zu einer eigenen Sektion für Moorkultur.²⁷⁾

Die Nutzung von Torfstreu gewann gerade im Waldviertel, wo die Waldstreu verbreitet war, nur zögerlich und sehr spät an Boden. Die „Subsection für Moorcultur“ auf dem Land- und Forstwirtschaftskongreß in Wien bezeichnete noch 1890 die Verwertung des Torfes als Streumittel als „erfreuliche Neuerung“, denn „die Torfstreu ist im Grossen und Ganzen in der Landwirthschaft theils noch ganz unbekannt, theils hat man von ihr die irrige Meinung, sie werde aus Brenntorf hergestellt“. Eine gewerbliche Produktion betrieb die Torfstreifabrik von Schrems, die ab 1887 bestand. Ihre Produkte wurden

Schloßarchives Allentsteig, welches Plesser, Beiträge Schrems (wie Anm. 13), S. 558 Anm. 1, als Quelle für seinen Bericht über die Begehung des Torflagers bei Amaliendorf angibt, ausfindig zu machen. Für freundliche Auskünfte bei meiner Recherche der Herrschaftsarchivalien sei an dieser Stelle den Landesarchivar/innen Günter Marian, Christina Mochty und Waltraud Winkelbauer herzlichst gedankt. Für freundliche Unterstützung und hilfreiche Hinweise bin ich im besonderen auch Thomas Winkelbauer vom Institut für Österreichische Geschichtsforschung zu Dank verpflichtet.

²⁵⁾ NÖLA, Depot Bad Pirawarth, Herrschaft Schwarzenau, Karton 8. – Die Bestände des Herrschaftsarchivs Litschau für das ausgehende 18. und das 19. Jahrhundert befinden sich heute im Mährischen Landesarchiv in Brünn innerhalb der Archivalien der Seilern-Aspangischen Zentralverwaltung (Bohumir Smutný, Quellen zur Geschichte der Herrschaft Litschau im Mährischen Landesarchiv in Brünn. In: Wv 44 [1995] S. 377-383). Ältere umfangreichere Bestände für das 14. bis 17. Jahrhundert befinden sich auch im Hofkammerarchiv, Bestand „Niederösterreichische Herrschaftsakten“ (L 41A, 1294-1577, 856 fol. und L 41/B, 1578-1699, 1062 fol.), weil Litschau v. a. in der Frühen Neuzeit unter landesfürstlicher Verwaltung stand. In Schloß Litschau selbst sind heute laut freundlicher Auskunft von Hrn. Seilern und Hrn. Göd (Forstamt) keine Archivalien mehr.

²⁶⁾ Miessl, Forstwirtschaft (wie Anm. 21) S. 107-109.

²⁷⁾ Wilhelm Bersch, Aufforstung von Hochmooren. In: Zeitschrift für Moorkultur und Torfverwertung [künftig: ZMT] 10 (1912) S. 216-219; Julius Koppens, Vorschläge zur staatlichen Förderung der Moorkultur und Torfverwertung in Österreich (Wien 1901); Österreichisches Staatsarchiv Wien, Abt. Allgemeines Verwaltungsarchiv [künftig: AVA], Ackerbaumministerium-Landeskultur, Abt. Melioration, Sign. L5a (Niederösterreich: L 5a9), Abt. Moorkultur, Sign. L 6i). Für freundliche Auskünfte danke ich herzlich Hrn. Helmuth Karigl, Allgemeines Verwaltungsarchiv, zuständig für Bestände „Landwirtschaft“.

neben Proben aus dem Moosbrunner Torfstich bei einer „Ausstellung für Moorkultur und Torfindustrie“ in Berlin im Jahr 1904 gezeigt.²⁸⁾

Eine genossenschaftlich organisierte Torfstreuerzeugung für den bäuerlichen Eigenbedarf faßte offenbar Franz Böhm aus Heidenreichstein ins Auge, als er am 21. April 1910 ein diesbezügliches Subventionsansuchen an das Ackerbauministerium richtete.²⁹⁾ Die „Abteilung für Moorkultur“ der „k. k. landwirtschaftlich-chemischen Versuchsstation in Wien“³⁰⁾ suchte diese Art von Torfnutzung zu fördern und propagierte geeignete Maschinen, etwa den Dolbergschen Reißwolf, wengleich, wie aus dem Schreiben von Franz Böhm hervorgeht, sich die Bauern für ihren Eigenbedarf auch mit selbstgefertigten Reißwölfen behalfen. Doch zeigt die Wortwahl, mit der Herr Böhm die Vorzüge der Torfstreu schildert und die fast wörtlich den Publikationen der „Abteilung für Moorkultur“ entspricht, wie sehr staatliche Maßnahmen und lokale Bemühungen miteinander verzahnt sind. Herr Böhm beschreibt weiters seine wenig günstige soziale Stellung im Ort und drückt seine Hoffnung aus, daß es ihm, obwohl er nur ein „kleiner Wirtschaftsmann“ sei, mit finanzieller Hilfe des Staates möglich sein werde, gemeinschaftliche Anstrengungen zur Torfstreuerzeugung in Heidenreichstein zu fördern. Zur Unterstützung der genossenschaftlichen Organisation von Torfabbau und -verwertung erschienen in der „Zeitschrift für Moorkultur und Torfverwertung“ Musterstatuten.³¹⁾ Durch ein Schreiben vom 25. Mai 1910 teilte die k. k. niederösterreichische Statthalterei dem Ackerbauministerium mit, daß sie das Gesuch um Subvention bewilligt habe.³²⁾

Die modernen Moorkunden bieten zumeist auch einen mehr oder weniger umfangreichen Abriß ihrer eigenen Wissenschaftsgeschichte, einer Entwicklung der Moorkunde also, bzw. einen Abriß zur Geschichte der Moornutzung, ausführlich etwa bei Fritz Overbeck.³³⁾ Die Kenntnis der Waldviertler Moore und ihrer Nutzungsgeschichte ist schon länger auch fester Bestandteil der Heimatkunde.³⁴⁾ Eine Monographie zur Ge-

²⁸⁾ Bericht 1890 (wie Anm. 14) S. 128 u. 141; Plesser, Beiträge Schrems (wie Anm. 13) S. 557 f.; Schau=Verzeichnis der österreichischen Ausstellung, veranstaltet vom k. k. Ackerbau-Ministerium. Ausstellung für Moorkultur und Torfindustrie zu Berlin, veranstaltet vom „Verein zur Förderung der Moorkultur im Deutschen Reiche“, 15. bis 21. Februar 1904 (Wien-Berlin 1904) S. 19; Wilhelm Bersch, Die Ausstellung für Moorkultur und Torfindustrie in Berlin. In: ZMT 2 (1904) S. 55-75, bes. 63, Abb. S. 57 f.

²⁹⁾ AVA, k. k. Ackerbauministerium, Abt. Landeskultur-Melioration, Niederösterreich, L 5a9, Fasz. 1546 (1910).

³⁰⁾ Wilhelm Bersch, Die „Abteilung für Moorkultur und Torfverwertung“ an der k. k. landw.-chemischen Versuchsstation in Wien. In: ZMT 1 (1903) S. 12-23.

³¹⁾ Viktor Zailer, Die Einrichtung von Torfstreuerwerken. In: ZMT 4 (1906) S. 76-121, bes. 76 f. u. 116; Wilhelm Bersch, Moorkultur und Torfverwertung auf genossenschaftlicher Grundlage in Österreich. In: ZMT 11 (1913) S. 133-137; ders., Die Nutzung der Moore im Wege der Bildung von Genossenschaften. In: ZMT 1 (1903) S. 24-27; Julius Koppens, Musterstatuten für eine Moorkulturgenossenschaft. In: ZMT 1 (1903) S. 135-143; C. Rieder, Über Torfstreuerzeugung für den Eigenbedarf bäuerlicher Besitzer auf genossenschaftlicher Grundlage. In: ZMT 8 (1908) S. 184-194; Werbeeinschaltungen der Maschinenfabrik Dolberg sowie anderer Unternehmen, die Produkte zur Torfverwertung anboten, in allen Ausgaben der „ZMT“.

³²⁾ AVA, Faszikel wie Anm. 29.

³³⁾ Overbeck, Moorkunde (wie Anm. 7) S. 23-26; außerdem: Göttlich, Moor- u. Torfkunde (wie Anm. 7) S. 411-414; kaum bei Michael Succow, Landschaftsökologische Moorkunde (Berlin-Stuttgart 1988). Wenig befriedigend Otto Stöber, Moor-Forschung. Aus der Geschichte der „Internationalen Gesellschaft für Moor-Forschung“ (Schriftenreihe des „Österreichischen Moorforschungs-Institutes“ Bad Neydharting 27, Linz 1980). Als einführende kleine Handreichung Elsa Kusel-Fetzmann, Moore in Niederösterreich (Wissenschaftliche Schriftenreihe Niederösterreich 37, St. Pölten-Wien 1978).

³⁴⁾ F. Vierhapper, Die Pflanzendecke des Waldviertels. In: Eduard Stepan (Hg.), Das Waldviertel, Bd. 1

schichte der Moorkultur und des Torfstichs in Österreich ist allerdings bis heute nicht geschrieben worden. Auch in der regionalen historischen Forschung ist noch einiges zu tun. In J. Pradels Ausführungen zur Geschichte von Amaliendorf-Aalfang heißt es: „Genauere Daten über den Abbau [von Torf] im Bereich Amaliendorf-Aalfang liegen derzeit noch nicht vor.“³⁵⁾

Nicht selten verband sich das wissenschaftliche Interesse an Moor und Torf mit ökonomischen Interessen, und es ist kein Zufall, daß eine der ältesten umfassenden Abhandlungen zur Moor- und Torfkunde, nämlich der „Tractatus de turfis“ des Groninger Professors Martin Schock von 1658, in den Niederlanden zu einer Zeit geschrieben wurde, als der Torfabbau dort bereits gewerbsmäßig organisiert war.³⁶⁾

Mitte des vorigen Jahrhunderts ernannte die Zoologisch-botanische Gesellschaft eine aus Botanikern, Zoologen und Paläontologen bestehende „Commission zur Erforschung der Torfmoore Oesterreichs“. Der Bericht ihrer etwa dreijährigen Tätigkeit, vorgelegt von Alois Pokorny, erschien 1859/60 in fünf Teilen im Periodikum der Gesellschaft. Die erhobenen Daten waren gleichzeitig eine Zuarbeit für die „k. k. Direction für administrative Statistik“, die aus volkswirtschaftlichem Interesse an einer Evaluierung der Torfmoore interessiert war, und sie sollten als Grundlage dienen, „welche eine rationelle Benützung und Ausbeutung dieser als unproductiv bezeichneten Vegetationsform bedarf“.³⁷⁾ Die Commission recherchierte ihre Daten zu den Torflagern auch aus den Berichten der „Handels- und Gewerbekammern der Kronländer“, die wegen der wirtschaftlichen Bedeutung des Torfes bereits Material gesammelt hatten.³⁸⁾ Für den Bezirk Litschau weist der Bericht Pokornys zwei Torfmoore bei Seyfrieds und Haslau aus, die als „unbedeutend“ kategorisiert werden gegenüber den größeren Torflagern in den Bezirken Schrems und Weitra. Und weiter heißt es: „Durchwegs ist hier die Gewinnungsart noch die primitivste, indem der Torf nur gestochen und grösstentheils nur an der Luft getrocknet wird. Die neuere Torftechnik, welche im Maschinentorf und mit Hilfe zweckmässiger Trocknungsmethoden ein weit verwendbareres und werthvolleres Material schafft, findet hier keine Anwendung. [...] Die bisherige Benützung ist daher verhältnismässig noch sehr gering und einer beträchtlichen Steigerung fähig.“³⁹⁾ Die Beschäftigung der Botaniker mit Torf ist im übrigen nicht ganz so selbstverständlich, wenn man

(Wien 1925) S. 77-115, bes. 98-102; Rupert Hauer, Von den Torfmooren des Waldviertels. In: Wv 13 (1964) S. 129-137; Alfred Wittig, Aus unserer Heimat: Unsere Moor- und Torflandschaften, 4 Teile. In: Kulturbrief und Stadtnachrichten aus Heidenreichstein, 24. Jg. (1989) Nr. 9, 10, 11 und 12, unpaginiert. Vom letztgenannten Autor wurde auch im Zuge der Vorarbeiten zum Heidenreichsteiner Moor- und Torfmuseum eine Erzählrunde von Einwohnern der Gemeinde Haslau, welche aus eigenem Erleben über den Torfstich am Haslauer Moor berichteten, organisiert und protokolliert. Vgl. dazu Katalog zum Moor- und Torfmuseum (wie Anm. 1) S. 56 f.

³⁵⁾ Pradel, Geschichte (wie Anm. 5) S. 16.

³⁶⁾ Overbeck, Moorkunde (wie Anm. 7) S. 24; Viktor Zailer, Aus dem ältesten Buche über Torf (1658). In: ZMT 12 (1914) S. 183-199; beide mit weiterführender Literatur zur Geschichte der Moor- und Torfkunde. Literaturangaben auch in der volkkundlichen Dissertation von Hermann Van Aken-Quesar, Moor und Torf in der Volkskultur des steirischen Ennstales in vergleichenden europäischen Bezügen (phil. Diss., Graz 1995), die ansonsten aber v. a. bei den unpräzisen historischen Angaben wenig befriedigt.

³⁷⁾ Alois Pokorny, Bericht der Commission zur Erforschung der österreichischen Torfmoore. In: Verhandlungen der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien 8 (1858) S. 299-308 (1. Teil), 345-350 (2. Teil) und 519-528 (3. Teil); 9 (1859) S. 81-92 (4. Teil); 10 (1860) S. 743-754 (5. Teil); hier: 1. Teil, S. 299 f. und 305.

³⁸⁾ Ebd., 2. Teil, S. 348.

³⁹⁾ Ebd., 5. Teil, S. 745 f.

bedenkt, daß Blumenbach in seiner Landeskunde noch 1816 den Torfabbau im Kapitel der „Zweige der gegenwärtigen Mineralgewinnung“ erläutert.⁴⁰⁾

Durch die Arbeit dieser „Commission“ wurde auch die Anlage einer „Torfkarte der österreichischen Monarchie“ angeregt.⁴¹⁾ Die Realisierung dieses Moorkatasters gelang allerdings erst etliche Jahre später, nämlich 1911. Federführend war dabei die 1903 gegründete „Abteilung für Moorkultur und Torfverwertung“ an der „k. k. landwirtschaftlich-chemischen Versuchsstation“ in Wien. Ihr Leiter, Wilhelm Bersch, gab gemeinsam mit Julius Koppens, „k. k. Moorkultur-Inspektor im Ackerbau-Ministerium“, die „Zeitschrift für Moorkultur und Torfverwertung“ heraus, die in 17 Ausgaben bis 1921 erschien und in der die Abteilung ihre Tätigkeitsberichte publizierte. In Heft 2 (1904) findet sich eine „Moor- und Torfstatistik“ mit einem „Ausweis über das Vorkommen der Moore, die im Jahre 1900 im Betriebe stehenden Torfstechereien und die aus diesen gewonnenen Torfproducte“. Für den Bezirk Gmünd sind Torfstiche zur Brenntorfengewinnung in Schrems, Langschwarza, Heidenreichstein, Gebharts, Haslau, Brand, Erdweis, Finsternau, Beinhöfen, Rottenschachen, Schwarzbach und Heinreichs ausgewiesen. Torfmull wurde in Langschwarza, Schrems und Gebharts erzeugt, in den zuletzt genannten zwei Orten auch Torfstreu. In diesem Zusammenhang zu erwähnen ist die gewerbliche Betriebszählung aus dem Jahr 1902, die für das Produkt Torf vier Betriebe mit insgesamt 166 Beschäftigten im Bezirk Gmünd nennt.⁴²⁾

Als Anhang zu Heft 9 (1911) sowie als Einzelpublikation erschien der „Nachweis der Moore in Niederösterreich, Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Tirol und Mähren“. Bei der Zustandsbeschreibung ist für das Rottalmoos „Forst“ angegeben, für das Schönauer Moor „Wiese“, für das Bummer (Pommer) Moos „Weide, Forst, Torfstich“ und für die Gemeindeau und das Haslauer Moor „Torfstich“. Bei den Untersuchungen der Moore für diesen tabellarischen „Nachweis“ entstand der oben erwähnte „Moorkataster“: Spezialkarten im Maßstab 1:75 000, die allerdings niemals gedruckt wurden, sondern lediglich als Grundlage für die „Übersichtskarte der Moore Österreichs“ aus 1934 dienten, welche allerdings im Maßstab 1:625 000 herauskam.⁴³⁾

Mit einer intensiveren Auseinandersetzung mit den Mooren trat auch der Aspekt des Naturschutzes zunehmend ins Bewußtsein. Auch seitens der Abteilung für Moorkultur sprach man sich im Interesse der Erhaltung der Pflanzen- und Tierarten für den Schutz

⁴⁰⁾ Blumenbach, Landeskunde (wie Anm. 17) S. 290 f.

⁴¹⁾ Pokorny, Bericht (wie Anm. 37) 5. Teil, S. 748.

⁴²⁾ Moor- und Torfstatistik. In: ZMT 2 (1904) Anhang nach Seite 140, S. 1-51 (Separatdruck aus dem Statistischen Jahrbuch des k. k. Ackerbauministeriums für das Jahr 1900, 3. Heft: Forst-, Jagd-, Moor- und Torfstatistik, Wien 1903), Tabelle XXVII; Rauscher, Industrie (wie Anm. 10) S. 88.

⁴³⁾ Nachweis der Moore in Niederösterreich, Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Tirol und Mähren. Im Auftrage des k. k. Ackerbauministeriums herausgegeben von der k. k. landwirtschaftlich-chemischen Versuchsstation in Wien (Wien 1911) S. X f.; Übersichtskarte der Moore Österreichs, hrsg. von der Medizinischen Moorkommission im Bundesministerium für soziale Verwaltung auf Grund der moorstatischen Erhebungen der landwirtschaftlich-chemischen Bundesversuchsanstalt in Wien (Wien 1934). Die Abteilung für Moorkultur war in den Räumen der k. k. landwirtschaftlich-chemischen Versuchsstation im 2. Wiener Gemeindebezirk, Trunnerstraße 3, untergebracht. Das BFL (Bundesamt und Forschungszentrum für Landwirtschaft) übersiedelte erst vor kurzem aus diesen Räumlichkeiten in die Spargelfeldstraße 191 im 22. Bezirk. Die Abteilung für Moorkultur wurde allerdings bereits in den 1970er Jahren in die Versuchsstation Petzenkirchen verlegt und schließlich im Jahr 1988 aufgelassen. Nach freundlicher Auskunft des letzten Abteilungsleiters, Hrn. Strecher (i. R.), waren bereits bei der Übersiedlung nach Petzenkirchen keinerlei älteren Archivbestände mehr vorhanden.

einer beschränkten Anzahl repräsentativer Moore aus. Auch die Rolle der Hochmoore als Regulatoren des Wasserhaushaltes erkannten die Fachleute der Moorkultivierung. Da heute einerseits die Mooregebiete des Waldviertels ohnehin sehr geschrumpft sind und andererseits die Torfproduktion wirtschaftlich uninteressant geworden ist, stehen moderne Publikationen gänzlich unter dem Aspekt der Schutzwürdigkeit dieser selten gewordenen Landschaften.⁴⁴⁾

Das Interesse der Botanik auch an den historischen Pflanzengesellschaften, also am Aussehen der Moore vor dem Torfabbau, stellt die Geschichtsschreibung insofern vor neue Herausforderungen, als die ihr vertrauten historischen Quellen in den lokalen und regionalen Archiven zwar die Organisation der Nutzung der Torfmoore dokumentieren können, aber Verwaltungsinstanzen wie Grundherrschaften, Gemeinden und Wirtschaftsunternehmen kein Schriftgut produziert haben, mit dem diese Fragestellung beantwortbar wäre. Hier ist man auf historische botanische Werke verwiesen: Bisweilen reich illustrierte Pflanzenbeschreibungen und -systematiken, die auf der Grundlage von Naturbeobachtungen entstanden, gibt es für die Flora Niederösterreichs seit dem 16. Jahrhundert. August Neilreich bietet in seinem 1866 erschienen Handbuch zur „Flora in Niederösterreich“ einen Abriss der Geschichte der Botanik und führt zur Pflanzenwelt des Waldviertels aus: „Der Piarist Liborius Miller, Erzieher im Hause des Landgrafen Fürstenberg in Weitra, war [...] der Erste, welcher die dortige eigenthümliche Torf- und Teichflora entdeckte und Host mitteilte, der sie auch in seine Synopsis aufnahm.“⁴⁵⁾ Die „Flora austriaca“ des Nikolaus Thomas Host erschien in den Jahren 1827-31. Aufsätze über spezielle Pflanzen aus Mooregebieten in der botanischen Fachliteratur wurden auch früher schon von landeskundlich interessierten Historikern herangezogen.⁴⁶⁾ Es wäre wünschenswert, wenn Historiker und Botaniker auf diesem Gebiet zu einer weiteren Zusammenarbeit finden könnten.⁴⁷⁾

Das naturwissenschaftliche Interesse, das nach der Genese von Ökosystemen fragt, ist nur ein Aspekt in der Aufgabenstellung einer Kulturlandschaftsforschung. Andere bestehen in der Bedeutung ökonomischer Gesetzmäßigkeiten und in der Frage, wie historisch mit Ressourcenknappheit umgegangen wurde. Wie wichtig hier auch soziokulturelle Strukturen und deren Offenheit für technologische Innovationen sind, konnte am Beispiel der Moore und an dem vergleichsweise sehr späten Beginn der Ausbeutung ihrer Torflager gezeigt werden.

⁴⁴⁾ A. Ginzberger, Naturschutz der Moore Österreichs. In: ZMT 14 (1916) S. 137-141, bes. 138; Bericht 1890 (wie Anm. 14) S. 136; Steiner, Moorschutzkatalog (wie Anm. 4); Gabriele Colditz, Auen, Moore, Feuchtwiesen. Gefährdung und Schutz von Feuchtgebieten (Basel-Boston-Berlin 1994).

⁴⁵⁾ August Neilreich, Flora von Niederösterreich (Wien 1859), Ergänzungsband: Nachträge (Wien 1866) S. XVII.

⁴⁶⁾ Z. B. Plessner, Beiträge Schrems (wie Anm. 13) S. 557 Anm. 5, zitiert: V. Schiffner, Auffindung der Pallavicinia Lyellii (Hook.) Gray in Österreich. In: Österreichische botanische Zeitschrift 56 (1906) S. 20; J. Zelenka, Pflanzen aus der Umgebung Zwettl. In: Verhandlungen des zoologisch-botanischen Vereins in Wien 2 (1852) S. 101-103. Weitere ältere Aufsätze zu Pflanzen der Moore etwa: Ludwig R. von Heufler, Die Laubmoose der österreichischen Torfmoore. In: Verhandlungen der zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien 8 (1858) S. 17-324; Alois Pokorný, Über die Vegetation der Moore im Allgemeinen. In: ebd., S. 363-370; A. Grunow, Die Desmidiaceen und Pediatreen der österreichischen Moore. In: ebd., S. 489-502.

⁴⁷⁾ Eine Bibliographie zur biologischen Literatur des Waldviertels ist zur Zeit in Bearbeitung, und ich danke Mag. Peter L. Reischütz aus Horn für die Möglichkeit der Einsichtnahme in seinen „Prodromus eines Verzeichnisses biologischer Literatur des Waldviertels“, Horn, April 1998.

Bei alledem ist noch zu bedenken, daß es einen noch schwieriger zu fassenden Aspekt des Umgangs mit Landschaft gibt, nämlich einen „mythischen“. Damit sind nicht bloß alle sagenhaften Geschichten gemeint, die man sich schon lange über das Moor erzählt, sondern auch modernere Mythen, wie eine gewisse euphorische Grundhaltung der Förderer der Moorkultur, die begeistert die Fruchtbarmachung „unproduktiven“ Geländes und das „Trockenlegen der Sümpfe“ propagierten. Ohne die Kenntnis dieses „Hintergrundes“ wäre etwa eine archivalische Quelle wie der genannte Brief des Heidenreichsteiners Franz Böhm aus dem Jahre 1910 nicht einordenbar und nur eindimensional zu interpretieren. Ist man dem Handeln in der Kulturlandschaft auf der Spur, braucht auch die Annäherung an eine Geschichte der Waldviertler Moore die Auseinandersetzung mit den historischen und sich stetig ändernden Vorstellungswelten jener Menschen, die in ihr lebten und leben.

Peter Steiner / Karl-Reinhart Trauner

Kultur und ihr Schutz

Ein Dialog zwischen Kulturgüterschutz und Kirchengeschichte

I.

Der vorliegende Artikel stellt den Versuch eines interdisziplinären Dialoges zwischen einem Kulturgüterschutzoffizier des österreichischen Bundesheeres und einem (evangelischen) Kirchenhistoriker dar.¹⁾ Grundlage dieses Dialoges ist das beidseitige Wissen um die enge Zusammengehörigkeit dieser beiden Bereiche, der Anlaß ist eine große internationale Konferenz des Kulturgüterschutzes, die im Oktober 1997 in Wien stattgefunden hat.

Der geographische Rahmen, mit dem sich diese Konferenz beschäftigte, war der Raum Krems-Göttweig, der auch aus Sicht der evangelischen Kirchengeschichte von einigem Interesse ist. Das Objekt des Dialoges soll nur als eines von zahlreichen möglichen Fallbeispielen gelten: die evangelische Heilandskirche in Krems. Gewichtungen für den Kulturgüterschutz oder gar eine Wertigkeit von Kulturgütern in dieser Region sind damit keineswegs intendiert.

Unser wissenschaftlicher Ansatz geht dabei von einem Verständnis von „Region“ aus, wie er auch auf der 13. internationalen Sommerschule der Waldviertel Akademie (1997)

¹⁾ Mag. Peter Steiner, Hauptmann des höheren militärfachlichen Dienstes, Studium der Geschichte, ist Kulturgüterschutzoffizier (mob) des Militärkommandos Wien, Vorstandsmitglied der Österreichischen Gesellschaft für Kulturgüterschutz und war maßgeblich an der Vorbereitung und Durchführung der Kulturgüterschutzkonferenz beteiligt.

Dr. Karl-Reinhart Trauner, Studium der Evangelischen Theologie und der Geschichte, ist der Evangelische Militärfarrer bei der Zentralstelle/BMLV und für den Bereich des Militärkommandos Wien.

Der vorliegende Artikel ist das Ergebnis langer und kontroversieller Diskussionen zwischen den beiden Autoren. Die Arbeit der Österreichischen Gesellschaft für Kulturgüterschutz mit ihrem Präsidenten DDR. Gerhard Sladek gab den Impuls zu intensiver Auseinandersetzung.

herausgearbeitet wurde²⁾, nämlich von einer Zusammenschau verschiedener Disziplinen. Die Umgangsformen mit Landschaft und kulturellem Erbe in seiner Vielfältigkeit sind Ausdruck der Gesellschaft, sind Selbstdarstellung und Ausdruck ihrer Identität im Wechselspiel zwischen Vergangenheit und Gegenwart.

In diesem Sinne ist Kulturgüterschutz Schutz der eigenen Identität und damit der sozialen Gruppe insgesamt bei einer – im „worst-case“ – existentiellen Bedrohung dieser gesellschaftlichen Gruppierung. Wie bei jedem Dialog bringen die beiden Autoren ihr Wissen aus ihrer eigenen Sicht ein, was zu Spannungen in der Darstellung führen kann. Aber gerade diese Spannungen sollen das Fruchtbringende dieses Dialoges sein, der aufzeigen soll, was verschiedene Disziplinen sich gegenseitig zu ihrer Bereicherung sagen können.

II.

Im Rahmen des NATO-Partnership for Peace („PfP“) Arbeitsprogrammes 1997 war auch ein Workshop zum Thema „Protection of Cultural Property by the Armed Forces“ vorgesehen.³⁾ Diese Veranstaltung wurde vom Bundesministerium für Landesverteidigung in der Zeit von 7. bis 9. Oktober 1997 für den Raum Mautern-Göttweig-Krems durchgeführt. Ziel dieser Veranstaltung war, die Auseinandersetzung mit den Rechtsgrundlagen des Kulturgüterschutzes und deren praktischer Umsetzung im militärischen Bereich auf der Grundlage der „Haager Konvention zum Schutz von Kulturgut bei bewaffneten Konflikten vom 14. Mai 1954“ aufzuzeigen⁴⁾, wobei dieses Abkommen zum Schutz von Kulturgut eine Ergänzung zum Artikel 27 der Haager Landkriegsordnung darstellt.⁵⁾ Neben Österreich als veranstaltender Nation waren vertreten: die Bundesrepublik Deutschland, Estland, Frankreich, Großbritannien, Moldawien, Niederlande, Polen, Schweden, Slowakei, Slowenien, Tschechien und die Türkei sowie als Vertretung der UNESCO die Leiterin der Sektion Internationale Normen in der Abteilung für Kulturerbe.

Die militärstrategische Bedeutung der Donau bestimmte den inhaltlichen Rahmen des PfP-Workshops. Im Verlauf der Geschichte ist der Donau für militärische Operationen und Maßnahmen stets herausragende Bedeutung beigemessen worden. Einem Verteidiger bietet sie die Möglichkeit einer nachhaltigen Abwehr in Anlehnung an ihren Verlauf, einem Angreifer stellt sie sich als gewaltiges Hindernis entgegen, welches nur mit großem Aufwand überwunden werden kann.

²⁾ Vgl. Andrea Komlosy, Landschaft und Kultur. 13. Internationale Sommerschule der Waldviertel Akademie 28.-30. August 1997 im Schloß Raabs an der Thaya. In: Wv 46 (1997) S. 347-349.

³⁾ Tatkräftig hat an dieser Veranstaltung die Österreichische Gesellschaft für Kulturgüterschutz mitgewirkt. Vgl. deren Schriftenreihe für Kulturgüterschutz: Gerhard Sladek (Hg.), Das kulturelle Erbe im Risiko der Modernität (= SchrRfKGS 1, Wien 1993). Kulturgüterschutz: Ein Aufruf zu transnationaler Aktion (= SchrRfKGS 2, Wien 1995). Karl Redl/Gerhard Sladek (Hg.), Die grenzüberschreitende Verantwortung des Kulturgüterschutzes (= SchrRfKGS 3, Wien 1996).

⁴⁾ Bundesgesetzblatt für die Republik Österreich 58 (22. Stk.) vom 3. April 1964.

⁵⁾ Für den Kulturgüterschutz ist nicht allein die Haager Konvention 1954, sondern auch das Kriegsvölkerrecht maßgebend. Vgl. u. a. Schutz von Kulturgut bei bewaffneten Konflikten, hgg. vom Bundesamt für zivilen Bevölkerungsschutz [BR Deutschland] (Bonn-Bad Godesberg 1973). Humanitäres Völkerrecht in bewaffneten Konflikten. Handbuch (= ZDv 15/2 [Deutsche Bundeswehr], Entwurf April 1990, Bonn 1991). Erwin Beckert, Rechtsstaat und Einsatz der Streitkräfte. In: NZ Wehr (1/1984) S. 9-23. Louis Geiger, Ausbildungsziel: Kriegsvölkerrecht. Damit Soldaten nicht zu Kriegsverbrechern werden. In: Truppendienst (6/1997) S. 497 ff.

Schon die Römer wußten diese starke Verteidigungslinie durch Anlage eines Teiles des Limes entlang des Flusses Danubius im 1. Jahrhundert n. Chr. zu nutzen. Mächtige Befestigungen, neben Lauriacum auch Carnuntum, Vindobona und Lentia, aber auch viele kleine Wehranlagen, sogenannte Kastelle, wurden durch die Römer in dieser Zeit entlang der Donau zum Schutz der Nordgrenze des römischen Imperiums errichtet. Im Raum Krems waren dies die Kastelle Aelium Cetium (Mautern) und Trigisanum (Traismauer).

Im 6. Jahrhundert n. Chr. zog das mongolische Reitervolk der Awaren kriegerisch durch das Donautal, im 16. und 17. Jahrhundert waren es die türkischen Heere im Zuge ihrer Belagerung der Kaiserstadt Wien. Während des Dreißigjährigen Krieges erreichten am 24. März 1645 die Schweden die Donau im Raum Göttweig.⁶⁾ Die Hochwasser führende Donau verhinderte im Mai 1809 den Donauübergang starker französischer Truppen unter Napoleon Bonaparte und führte so zu seiner ersten großen Niederlage in der Schlacht bei Aspern. Der Zweite Weltkrieg endete 1945 schließlich in diesem Raum im Traisental mit heftigen Gefechten zwischen deutschen und sowjetischen Truppen und der Sprengung der Donaubrücke bei Mautern.

Die historische Bedeutung der Donau als Hindernis hat auch für eine moderne militärische Operationsführung weiterhin Gültigkeit. Ein Angreifer wird trachten, möglichst rasch und frühzeitig günstige Übergangs- und Übersetzstellen in Besitz zu nehmen, um das Flußhindernis aus der Bewegung heraus überwinden zu können.

Ein Verteidiger hingegen muß trachten, die Annäherung an den Fluß zu verzögern und durch eine ufernahe Verteidigung an den natürlichen Übersetz- und künstlichen Übergangsstellen das Überwinden des Hindernisses nachhaltig zu verhindern.

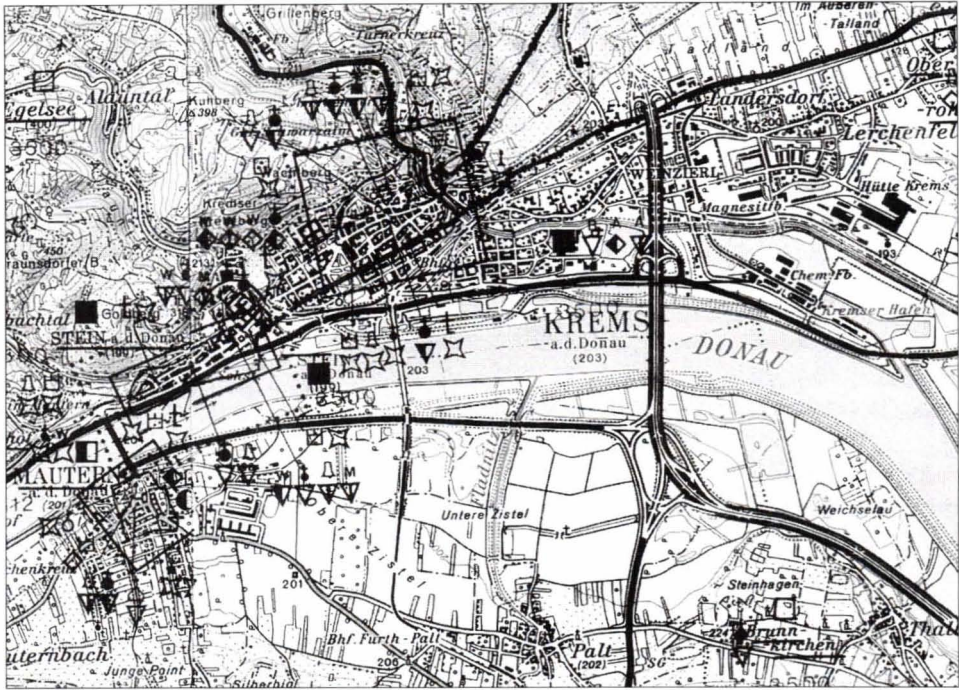
Das taktische Planspiel, welches diesem PFP-Workshop zugrunde lag, geht davon aus, daß im Zuge eines Konfliktes Streitkräfte versuchen könnten, die Donau zwischen Mautern und Krems zu überwinden.⁷⁾ Ein Blick auf die Gelände- und Wegenetzstruktur läßt eine Annäherung aus dem Norden, dem Raum Waldviertel, und anschließender Donauüberwindung im angegebenen Bereich sowie ein Vorstoßen in die Tiefe des Raumes St. Pölten für wahrscheinlich erachten.

Das Schwergewicht dieses Planspieles waren aber nicht die Erarbeitung taktischer Details der Truppenführung für den Angriff über die Donau oder ihrer Verteidigung als wichtiges strategisches Hindernis. Einzig die Berücksichtigung des Kulturgüterschutzes gemäß den Bestimmungen der Konvention zum Schutz von Kulturgut bei bewaffneten Konflikten im Rahmen der taktischen Handlungen und militärischen Planungen sowie die Umsetzung des Kulturgüterschutzes standen im Mittelpunkt des Interesses der internationalen militärischen und zivilen Gäste.

Sämtliche Kulturgüter sind vom Konventionsbüro und Dokumentationszentrum des Bundesdenkmalamtes erfaßt worden. Sie sind in Sammelranglisten dokumentiert und ergänzend dazu auf Kulturgüterschutzkarten eingezeichnet. Diese beiden Unterlagen

⁶⁾ Vgl. dazu Gustav Reingrabner, Das Waldviertel als Kriegsschauplatz im Dreißigjährigen Krieg. In: Wv 44 (1995) S. 113 ff.

⁷⁾ Vgl. die der Konferenz zugrundeliegende militärische „Lage Göttweig“, ausgearbeitet von Mag. Peter Steiner, HptmdhmfD: „Auswirkungen der Existenz von Kulturgütern auf die Kampfführung eines großen Verbandes am Beispiel des Verteidigungsbereiches einer verstärkten Jägerbrigade im Raum Mautern-Göttweig“.



Landkarte: Kulturgüterschutzkarte des besprochenen Raumes. Der (violette) Aufdruck stellt Kulturgüter dar, mit den verschiedenartigen Symbolen wird die Art und Wertigkeit der Kulturgüter ausgedrückt.

bilden gemeinsam mit dem Dehio-Handbuch für Niederösterreich das Basismaterial für den Kulturgüterschutzoffizier.

Die Kulturgüterschutzkarte für den angegebenen Raum Mautern-Krems weist eine große Anzahl von Orten mit einer teilweise erheblichen Dichte von Kulturgütern aus. Besonders Mautern und Krems stechen als Orte mit Kulturgüterschutz zonen hervor. Aus taktischen Gründen, wie beispielsweise Feindansatz, Wirkung von Flach- und Steilfeuerwaffen, Gegenangriff und Aufklärung, müssen immer auch Orte vorwärts und seitwärts eines Verteidigungsbereiches berücksichtigt werden.

Anlässlich einer Bedrohung wie im angesprochenen Planspiel ist eine Verbringung der beweglichen Kulturgüter außerhalb des Einsatzraumes anzustreben. Für diese Evakuierung sind aber nach der derzeit gültigen Regelung ausdrücklich die zivilen Stellen, im besonderen der jeweilige Eigentümer oder Benutzer, verantwortlich.

Selbst wenn bewegliches Kulturgut von Militärpersonen respektiert wird, kann es durch Plünderung oder auch durch organisierten Diebstahl von Zivilpersonen zerstört oder entwendet werden. Beispiele dieser Art gibt es aus der Vergangenheit bis zur Gegenwart genug. Besonders zu beachten ist auch der Umstand, daß jede in einem Kampfeinsatz stehende Armee sich primär auf das Erreichen ihrer Ziele konzentriert. Rein praktisch können daher Bergungs- und Evakuierungsmaßnahmen während einer eskalierten Konfliktsituation nicht oder nur zum geringen Teil durch das Militär durchgeführt werden.



Kulturgüterschutzzeichen: Dieses Emblem ist das international verbindliche Kulturgüterschutzzeichen. Es hat den Sinn und Zweck, die Respektierung und den Schutz von Kulturgut im Falle bewaffneter Konflikte zu gewährleisten.

Die Kulturgüterschutzkarte weist die Stadt Krems mit einem sehr großen historischen Ortskern aus, der insgesamt als Kulturgüterschutzzone gilt. Knapp außerhalb dieser Schutzzone liegt nun die evangelische Heilandskirche, die im derzeit gültigen Verzeichnis der Kulturgüter nicht angeführt ist.

Für den Kulturgüterschutzoffizier stellt sich nun folgende Frage: Wurde diese Kirche einfach bei der Kennzeichnung und Registrierung vergessen, oder ist sie schlicht und einfach kein Kulturgut? Unter Berücksichtigung der Vorgaben sollte diese Kirche aber als Kulturgut angenommen werden, die in der angesprochenen Lage angeführt werden müßte.

Das österreichische Bundesheer kennt in seinen Vorschriften die Unterscheidung der Kulturgüter nach drei Kategorien mit verschiedenen Sicherheitsabständen:⁸⁾

Rang A : Bedeutendste Kulturgüter internationaler Bedeutung = 1000 Meter

Rang B : Sehr bedeutende Kulturgüter nationaler Bedeutung = 500 Meter

Rang C : Bedeutende Kulturgüter von höchster regionaler Bedeutung = 200 Meter

Bei der erwähnten evangelischen Heilandskirche handelt es sich dem ersten Anschein nach um ein Objekt der Kategorie C. Da die Auffahrt zu einer unmittelbar danebenliegenden Donaubrücke etwa 400 Meter entfernt ist, kann also angenommen werden, daß dieses fragliche Kulturgut mit dem Sicherheitsradius von 200 Meter außerhalb der Waffenwirkung in einem möglichen Zielpunkt liegt.

III.

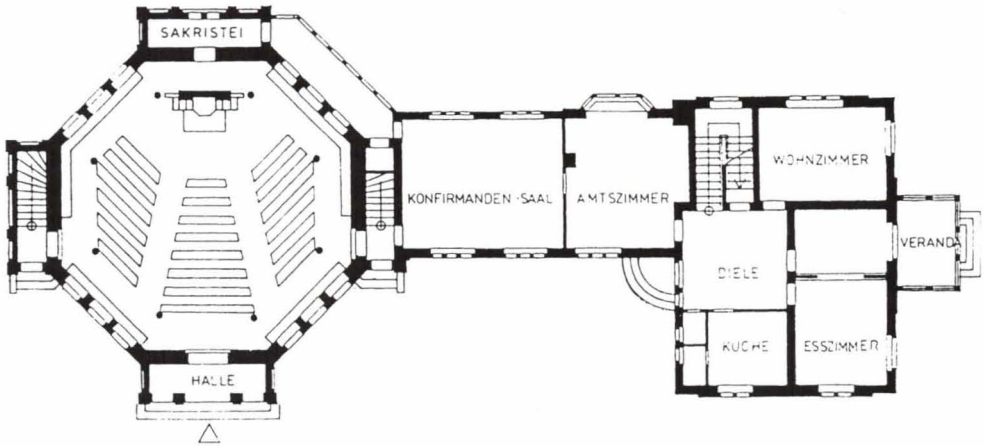
Die Evangelische Heilandskirche in Krems

Am Südwestende der Stadt Krems liegt hinter dem großen Stadtpark beim Sportplatz die evangelische Heilandskirche, 1913 eingeweiht, erbaut vom berühmten Kirchenbaumeister der „Moderne“, Architekt Otto Bartning. Nach 1945 wurde die Kirche mehrfach – z. T. kriegsbedingt – renoviert und in denkmalschützerisch guter und theologisch sinnvoller Weise teilweise um- und ausgebaut.⁹⁾

Der Bau der oktogonalen Kirche mit direkt angebautem Gemeindesaal und Pfarrhaus unter Pfarrer Hellmuth Pommer ist nicht ohne die Los-von-Rom-Bewegung denkbar, durch die die (selbständige) Pfarrgemeinde Krems 1905 (wieder) entstanden war. In der Los-von-Rom-Bewegung traten Katholiken zur evangelischen Kirche über und gründeten gemeinsam mit den Altprotestanten zahlreiche neue Gemeinden, die sich nach ihren Vorstellungen auch Kirchenbauten schufen.

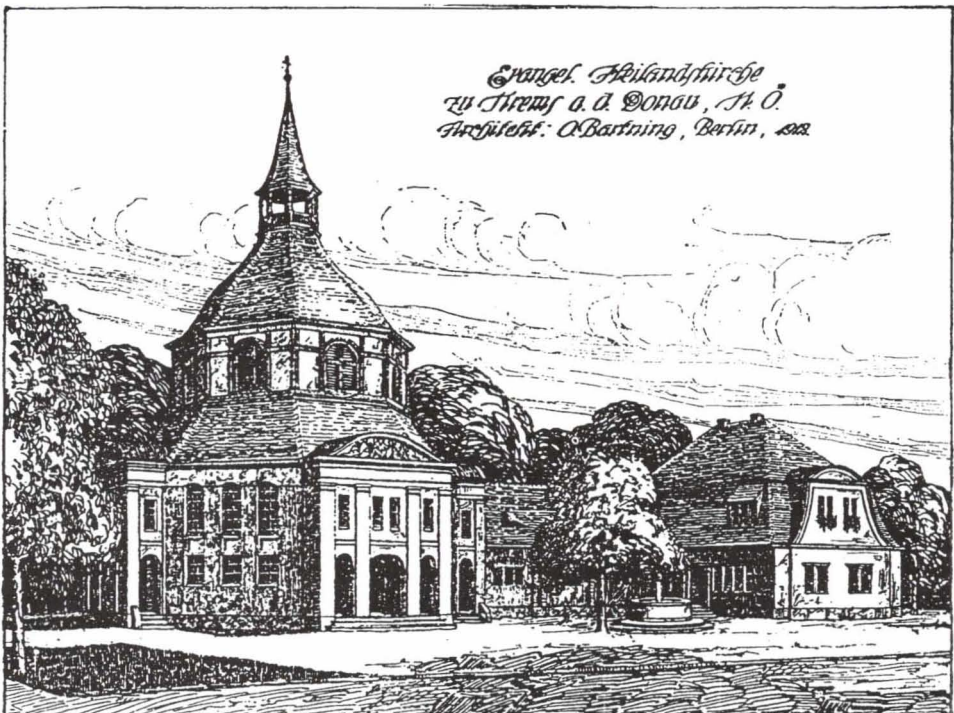
⁸⁾ Einzig in Österreich wurde der Rang D für „bedeutende Kulturgüter regionaler Bedeutung“ eingeführt. International ist diese Kategorie aber nicht in Verwendung und wird auch heute in Österreich nicht mehr berücksichtigt.

⁹⁾ Zit. nach: Herbert Rodinger, Der Raum für die Gemeinde. In: Evangelische Pfarrgemeinde A. u. H.B. Krems an der Donau. Eine Dank- und Festschrift 1905-1985 (Krems 1985) S. 20 f.



Heilandskirche/Grundriß: Grundriß der evangelischen Heilandskirche (1913). Deutlich erkennbar ist die Oktogonform, die die gottesdienstliche Gemeinde zusammenhält, sowie der angebaute Luthersaal mit Amtszimmer und das Pfarrhaus.

(Aus: Rodinger, Der Raum für die Gemeinde. In: FS Krems, S. 20)



Heilandskirche/Abbildung 1912: Evangelische Heilandskirche. Blick auf den gesamten Komplex, wie er auf der Einladung zur Grundsteinlegung (1912) der Öffentlichkeit vorgestellt wurde.

Dementsprechend war neben der Finanzierung der Kirchenbauten deren Gestaltung eine entscheidende Frage. Denn die neuen Gemeinden „stehen ohne Geschichte da, ohne den lebendigen Zusammenhang mit einer langen evangelischen Vergangenheit“. ¹⁰⁾ In vielen Fällen waren die Kirchen zunächst im Stile der Gründerzeit gestaltet, wobei besondere Beachtung ein dominanter Turm fand. ¹¹⁾

Das Innere der Kirchen war oft im Gegensatz zu dem Äußeren denkbar einfach, wie z. B. im böhmischen Turn: „Getönte Wände und braun lasierte Holzteile, wie auch die eigenartig ausgeführte Holzdecke verleihen dem Raume aber trotzdem eine stimmungsvolle Wirkung.“ ¹²⁾ Bei der Innenraumgestaltung verzichtete man auf die gängige nazarenisch-historisierende Ikonographie; man wollte neue Stilmittel einsetzen, indem man auf altkirchliche Motive zurückgriff. Deutlich wird dies etwa in Wr. Neustadt, wo bei der Taufkapelle altkirchliche Vorbilder Pate standen. Ähnliches gilt für Traiskirchen, wo man ebenfalls altkirchliche Motive miteinbezog. Traiskirchen ist aber auch in manchen Teilen nach dem Vorbild skandinavischer Stabkirchen gestaltet, was auf die Vorliebe der Bewegung für das „(Alt-)Germanische“ hinweist. ¹³⁾

Schon 1905 wurde versucht, die ekklesiologische Grundtendenz dadurch auszudrücken, daß eine strenge Längsrichtung des Schiffes vermieden wurde. Hier herrschte noch die Kirchenbauthorie des Historismus, wo man davon ausging, daß in der Vergangenheit die Wurzeln für zukünftige Entwicklungen lägen, womit die Weiterführung der Formensprache wichtig sei. ¹⁴⁾

Das Eisenacher Regulativ aus dem Jahre 1861 legte die Form eines Längsrechteckes nahe. Allerdings erfordere „die Würde des christlichen Kirchenbaues Anschluß an einen der geschichtlich entwickelten christlichen Baustile und empfiehlt in der Grundform des länglichen Vierecks neben der altchristlichen Basilika und der sogenannten romanischen (vorgotischen) Bauart vorzugsweise den sogenannten germanischen (gotischen) Stil“. ¹⁵⁾ Neben der klassischen Längsausrichtung der Kirchen findet sich aber zunehmend immer wieder die Form des Zentralbaues, wie er durch das Kirchenbild der Los-von-Rom-Gemeinden nahegelegt wurde.

Das Wiesbadener Programm aus dem Jahre 1891 richtete sich gegen das Eisenacher Regulativ und wollte bewußt einen „evangelischen“ Kirchenbaustil entwerfen. Es forder-

¹⁰⁾ [Friedrich] H[ochstetter], Wie bauen wir unsere Kirchen? In: Wartburg (16/1904) S. 167 f. und (18/1904) S. 187-189, 167.

¹¹⁾ Die Mächtigkeit sollte betont werden, das Urtümlich-Kräftige; die Assoziation mit einer Burg sollte entstehen, wie sie im beliebten Lutherlied „Ein feste Burg ist unser Gott“ oftmals trutzig besungen wurde. Vgl. u. v. a. die diesbezügliche Aussage von Richard Roth, Die evangelische Gemeinde Fürstenfeld. In: Wartburg (5/1910) S. 42-46, 44. Das Bild der Wartburg als Symbol der Bewegung stand hier in vielen Fällen auch Pate. Die Kirche in Neustadt/Böhmen trug bezeichnenderweise gar den Namen „Lutherburg“.

¹²⁾ Durch Nacht zum Licht. Ein Rückblick anlässlich der Einweihung der Christuskirche in Turn. In: Wartburg (41/1905) S. 375-378, hier S. 375.

¹³⁾ Vgl. Rudolf Leeb bei seinem Vortrag „Der österreichische Protestantismus und die Los-von-Rom-Bewegung“, gehalten am 1.10.1997 im Rahmen des Symposions „Protestantische Mentalitäten. Aspekte europäischer Geschichte“: 29. 9.-2.10.1997, Evangelische Akademie, Wien.

¹⁴⁾ Vgl. Christian Brugger, Die künstlerische Entwicklung von 1781 bis in das frühe 20. Jahrhundert. In: E.-Chr. Gerhold/J.-G. Haditsch, evangelische kunst und kultur in der steiermark (Graz 1996) S. 51-56, hier S. 53 ff. Bekannte Architekten dieser Kirchengestaltung waren Karl Steinhofner aus Wien, der die Kirchen in Mürzzuschlag, Trautenua oder Cilli entwarf, oder Schilling und Gräbner, die u. a. die Kirchen in Turn und Klostergrab projektierten.

¹⁵⁾ Zit. nach: Brugger, Entwicklung (wie Anm. 14) S. 54.

te in vier Punkten ein Versammlungshaus der feiernden Gemeinde und nicht ein Gotteshaus im katholisch verstandenen Sinn, die Einheit des Kirchenraumes, in dem auch die Feier des Abendmahles stattfinden müsse, und schließlich die Gleichrangigkeit von Kanzel und Altar.¹⁶⁾

Die Tendenz verstärkte sich vor allem ab 1906; in diesem Jahr fand der 2. Kongreß für evangelischen Kirchenbau in Dresden statt, auf dem die Forderung nach Zentralbauten als bestem Ausdruck eines evangelischen Kirchenbildes erhoben wurde. Dem entsprach auch das Interesse, Kirche, Pfarrhaus und Gemeinderäume unter einem Dach zu vereinen.¹⁷⁾

Der Kirchenraum veränderte sich unter dem Einfluß der neuen Ideen grundlegend: In Fürstenfeld entwickelte Otto Kuhlmann den Raum aus einer Verbindung von Kreis und Rechteck.¹⁸⁾ Bartning verband in Rottenmann, wahrscheinlich ausgehend von den damals noch sichtbaren Resten der protestantischen Rotundenkirche, den Kreis mit einem griechischen Kreuz und stellte einen campanileartigen Turm daneben.¹⁹⁾

Wohl der wichtigste Vertreter dieser Richtung war Otto Bartning aus Berlin. Bekannt wurde Bartning durch seine strengen Zentralbauten. Theologisch war er mit einem Losvon-Rom-Geistlichen freundschaftlich in Kontakt, nämlich mit Hermann Heisler; außerdem mit Hellmuth Pommer, ebenfalls einem Pfarrer, der – als Österreicher – ein Träger der Bewegung war.

Nach Bartning ist der Kirchenraum Ausdrucksform der Religion über die menschlichen Gebrauchszwecke hinaus. Eine echte Sakralität liege in der „Einhelligkeit des Raumes“. Bartning sah die „Raumspannung“ als Grundform jenseits aller Stilfragen im einhelligen Raum, insbesondere also im Zentralraum, in dem Altar und Kanzel und alle Bauteile aus den inneren Raumgegebenheiten gestaltet sind; nichts sollte durch Ornamentik zerrissen sein.²⁰⁾

Otto Bartnings Werk in dem weitestgehend unbekanntem Ort Wurzelsdorf-Schenkenhahn im böhmischen Isergebirge „ist geradezu ein vollendeter Ausdruck evangelischen Wesens, klar und ruhig, stark und schlicht, urdeutsch und volkstümlich“.²¹⁾ Die Beschreibung dieses Kirchleins stammt von Pfarrer Hellmuth Pommer, dem Sohn eines Reichsratsabgeordneten und bekannten Volksliedersammlers. Pommer und Bartning verband eine persönliche Bekanntschaft, und viele der Bauten des Berliner Architekten in Österreich sind mit dem Namen Pommers verbunden.

¹⁶⁾ Vgl. Antje Senarclens de Grancy, Evangelischer Kirchenbau in der Steiermark am Beginn der Moderne. In: E.-Chr. Gerhold/J.-G. Haditsch, evangelische kunst und kultur in der steiermark (Graz 1996) S. 57-63, hier S. 59.

¹⁷⁾ Z. B. in Gmünd/NÖ, Leoben/Stmk. oder Graslitz/Böhmen. Der Plan für Graslitz stammt von Otto Bartning aus Berlin.

¹⁸⁾ Vgl. Gustav Reingrabner, Die Heilandskirche in Fürstenfeld (= Bekannte und unbekannte Schätze. Der Anteil an Österreichs Kultur 13). In: Saat 7/7. 4. 1996, S. 14.

¹⁹⁾ Vgl. Senarclens de Grancy, Kirchenbau (wie Anm. 16) S. 60. Andere Beispiele für dieses neue Kirchenbauprogramm finden sich z. B. in Peggau/Stmk. (Otto Bartning, 1906), Gmünd/NÖ (Klemens M. Kattner, 1908), Leoben/Stmk. (Klemens M. Kattner, 1908/09), Wurzelsdorf-Schenkenhahn/Böhmen (Otto Bartning, 1909), Leibnitz/Stmk. (Otto Bartning, 1910/11), Graz-Kreuzkirche/Stmk. (Theiß und Jaksch, 1912-14) oder Krems/NÖ (Otto Bartning, 1913). Zahlreiche weitere Beispiele könnten folgen.

²⁰⁾ Vgl. C[urt] Horn, Bartning, Otto. In: Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Band 1 (Tübingen 1957) SSp. 899 f.

²¹⁾ Hellmuth Pommer, Die evangelische Gemeinde Wurzelsdorf-Schenkenhahn im böhmischen Isergebirge. In: Wartburg (41/1909) S. 411 f.

Neben der Kirche in Peggau befindet sich die bekannteste Bartning-Kirche in Krems an der Donau, wo Pommer auch Pfarrer war. Die Grundrißkonzeption zeigt eine harmonische Verbindung des Kirchenbaues mit dem anschließenden Luther-Saal im Mitteltrakt und dem damit verbundenen Pfarrhaus.

Bartning verzichtete auf den Anschluß an ältere Bauepochen und schuf einen hellen Kirchenraum mit einer Zentralkuppel über dem achteckigen Grundriß als sichtbares Zeichen der Gemeinschaft. Die äußere und innere Gestaltung des Kirchengebäudes ist bestimmt durch das Wesen des Gottesdienstes; für Bartning war die „Kultstätte“ die „greifbare Auseinandersetzung mit dem unendlichen, unangreifbaren Raume, insoferne sie ein Stück dieses Raumes nicht nur umschließt, sondern als ein geschlossenes, harmonisch gefügtes Ganzes wahrnehmbar und begreifbar macht“.²²⁾ Die Stellung der Kanzel in der Hauptachse hinter dem Altar – und darüber die Orgel – entsprach der theologischen Werteordnung; wiederum Bartning: „Der Altar muß das Zentrum der Kirche werden, nicht nur symbolisch, sondern real.“²³⁾

Die Stilverschiebung um die Jahrhundertwende hat überdies auch ihre Auswirkungen in der Innenraumgestaltung gefunden. Im Zuge des Historismus nahmen auch die Altäre historisierende Formen an, sie wurden aber gegen Ende des Jahrhunderts kleiner und ordneten sich zunehmend den Bauwerken unter. Interessant ist, daß die Kanzelaltäre der Toleranzzeit im ausgehenden Historismus keine Nachfolger fanden. In allen historistischen Kirchen wurden eigene Kanzeln oder Lesepulte eingerichtet.²⁴⁾

Nach dem Wiesbadener Programm und vor allem im Anschluß an die 2. Konferenz für evangelischen Kirchenbau in Dresden wurde der typisch evangelische Kanzelaltar üblich, d. h. die bauliche, übereinander angeordnete Verbindung von Kanzel und Altar, wie er z. B. in Peggau bei Otto Bartning, in Krems, ebenfalls bei Otto Bartning, oder in Leoben bei Klemens M. Kattner zu finden war.²⁵⁾

Die Namen der verschiedenen Kirchen sind noch auffällig. Sie alle beziehen sich, mit wenigen Ausnahmen, auf das Evangelium bzw. die Heilsgeschichte: Die Heilandskirche in Krems ist hier ein gutes Beispiel; Auferstehungskirche, Christuskirche sind andere typische Namen.

Kirchliche Kunst als Ausdruck religiöser und gesellschaftlicher Identität

Ein Kirchenbau ist zunächst ein Kulturdenkmal mit einem bestimmten materiellen Wert und einer historischen Bedeutung, ein Kunstwerk, das von bautechnischen, geschichtlichen, finanziellen, sozialen und ästhetischen Gesichtspunkten aus untersucht werden kann und soll. Aber darüber hinaus ist ein Kirchenbau wie andere „Kirchenschätze“ auch ein „Fenster zur Religiosität“²⁶⁾, die als „Teil des Menschseins“ über die Kirchenmauern hinaus eine gesamtgesellschaftliche Bedeutung hat.

Die „Entstehung“ verdankt ein Kirchenbau „eindeutig einer im kirchlich-spirituellen Bereich liegenden Absicht“.²⁷⁾ Ein Kirchenbau war – und ist auch heute – eine durchaus

²²⁾ Zit. nach: Rodinger, Der Raum für die Gemeinde. In: FS Krems (wie Anm. 9) S. 20 f.

²³⁾ Zit. nach: Rodinger, Ebenda, S. 20 f.

²⁴⁾ Vgl. Brugger, Entwicklung (wie Anm. 14) S. 56.

²⁵⁾ Vgl. Senarclens de Grancy, Kirchenbauten (wie Anm. 16) S. 59 f., die auch noch andere Beispiele in der Steiermark nennt.

²⁶⁾ Gustav Reingrabner, Die „Schätze“ der Kirche. In: Wv 45 (1996) S. 385-397, hier S. 386.

²⁷⁾ Ebenda S. 388.

notwendige Grundvoraussetzung, Kirche als religiöse und weltanschauliche Gemeinschaft überhaupt erst leben zu können. Die ersten Versammlungen am Über- oder Eintritt Interessierter in der Los-von-Rom-Bewegung, die „Vereine der Glaubensgenossen A.B.“ oder wie die ersten Zusammenkünfte sonst geheißen haben mögen, mußten eine erste Phase der Institutionalisierung und der Ausbildung einer „Corporate Identity“ durchlaufen. Ein wichtiger erster Schritt umfaßte die Schaffung eines eigenen Orts für Zusammenkünfte zur Gemeindebildung, also für eine Pfarrgemeinde den Bau einer eigenen Kirche.

Gerhard May, am Beginn der Zweiten Republik Bischof der Evangelischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in Österreich, spricht in seinem Aufsatz „Vom politischen Gehalt der evangelischen Verkündigung in den volksdeutschen Kirchen“ gewissermaßen noch in einer Los-von-Rom-Tradition stehend auch die Bedeutung eines Kirchenbaues an.

Zunächst ist das Gotteshaus im Dorf das Zeichen dafür, daß hier eine andere Botschaft verkündet wird als in Sälen und Räumen, die politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Kundgebungen dienen, und daß hier eine andere Gemeinschaft versammelt ist.²⁸⁾ Mit dem Kirchenbau wird eine Bewegung erst eine „Kirche“; mit dem Bau einer Kirche hat sich die Botschaft zu einer kirchlichen, evangelischen entwickelt, wozu sich auch schon rein äußerlich die Gemeinde bekennt.

Das Gotteshaus im Dorf oder inmitten der Menschen ist aber auch das Zeichen dafür, daß hier eine andere Botschaft verkündet wird als in den anderen Versammlungsräumen, und daß hier eine andersartige Gemeinschaft versammelt ist, selbst wenn sie aus den gleichen Menschen besteht, aber daß diese Gemeinschaft dennoch ganz und gar zu ihrer Umgebung gehört.²⁹⁾

In einer anderen Schrift heißt es: „Jeder Grundstein einer begonnenen evangelischen Kirche ist ein lebendiger Stein, aus dem nicht nur das Kirchengebäude, sondern auch eine festgeschlossene Gemeinde herauswächst.“³⁰⁾

„Das Gotteshaus in der Gemeinde ist ein Zeichen dafür, daß Gott dieses Volk trotz seiner Sünde zur Erlösung beruft, daß Christus ihr Herr sei und daß sie aus allem menschlichen Untergang entnommen werden solle zur ewigen Vollendung.“³¹⁾ „Die Kirche ist schließlich das Zeichen der eschatologischen Ausrichtung. Das Volk lebt nicht aus sich selbst, sondern aus den Kräften, die Gott ihm gibt.“³²⁾

Ein Kirchenbau gibt dementsprechend Auskunft über das Selbstverständnis einer christlichen Gemeinde, die ihrerseits ja nichts anderes als einen Ausschnitt aus der allgemeinen Sozietät darstellt und in manchen Bereichen auch als repräsentativ für bestimmte gesamtgesellschaftliche Selbsteinschätzungen gesehen werden darf. In der Geschichte wirken Kirchenbauten wie Kirchenschätze – wie auch andere Kulturdenkmäler – traditionsbildend und damit immerhin auch ihrerseits identitätsstiftend.

²⁸⁾ Vgl. Gerhard May, Vom politischen Gehalt der evangelischen Verkündigung in den volksdeutschen Kirchen (Leer 1971) S. 11 f.

²⁹⁾ Vgl. May, ebenda S. 12.

³⁰⁾ Fünf lebendige Steine in Österreich. In: Kirchliche Korrespondenz (VII/1901) SSp. 171-175, hier Sp. 171.

³¹⁾ May, Politischer Gehalt (wie Anm. 28) S. 12.

³²⁾ May, Politischer Gehalt (wie Anm. 28) S. 13.

IV.

In der Antike war es der Geschichtsschreiber Polybius, der in seiner Geschichte darauf hinwies, daß die Belassung der Kulturgüter in den Ursprungsländern durch den Sieger eine edle Tat gewesen sei. Thomas von Aquin bestand auf der Einhaltung gewisser Kriegsrechte und zugesagter Verbindlichkeiten, auch unter Feinden. In Kirchen, die als heilige Orte galten, wurde das Asylrecht respektiert. Ansonsten geschah im Mittelalter wenig für den Schutz der Kulturgüter bei bewaffneten Konflikten. Einzelne Rufer und Mahner blieben ohne Widerhall.

Mit dem Ausklang des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit bekamen aus vielfältigen Gründen die Kriege eine andere „Qualität“. Das Zerschlagen der alten europäischen Einheitskultur sowie der Technologieschub im militärischen Bereich förderten die Zerstörung von Kulturgut verschiedenster Art. Die Zerstörungen an den deutschen Kaiserdomen durch die Streitkräfte des französischen Königs Ludwig XIV. rüttelten das Gewissen der Öffentlichkeit gegenüber solchen Aspekten der Kriegsführung wach. Ein französischer Archäologe, Quatremere de Quincy, ist als Vater des Kulturgüterschutzes in seiner modernen Form zu bezeichnen. Er nahm 1796 öffentlich in Briefen gegen den General Miranda Stellung, der die sinnlose Zerstörung von Kulturgut nicht verhindert hatte. Überhaupt scheinen die französischen Revolutionskriege mit ihren Volksheeren an die Verrohung während des Dreißigjährigen Krieges anzuknüpfen.³³⁾

Der Gedanke der territorialen Bindung von Kulturgut wurde dann im Wiener Kongreß (1814) festgehalten. Seine unmittelbare Folge war die Rückgabe der Kulturgüter, die Napoleon aus ganz Europa nach Paris hatte bringen lassen. Unter territorialer Bindung von Kulturgut versteht man, daß keine Streitmacht das Recht hat, Kulturgut vom Ursprungsland zu entfernen und in das eigene Land zu transportieren.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde der Begriff einer kollektiven Verantwortung aller Menschen für das kulturelle Erbe erstmals formuliert.³⁴⁾ Erst nach der Herausbildung des Bewußtseins einer Einheit und Einzigartigkeit der europäischen Kultur hat sich die Idee eines gemeinsamen kulturellen Welterbes entwickelt, welches die Gesamtheit der erhaltenen Kulturgüter einzelner Kontinente, Länder und Völker umfaßt.

Allmählich setzte sich die Erkenntnis durch, daß jede Schädigung von Kulturgut, gleichgültig, welchem Volke es gehört, eine Schädigung des kulturellen Erbes der ganzen Menschheit bedeutet. Jedes Volk, jede Region leistet einen Beitrag zur Kultur unserer Welt. Diese Grundsätze spiegeln sich rechtlich erstmalig in der Haager Landkriegsordnung von 1899 und 1907 wider.

Die Eindrücke zweier Weltkriege³⁵⁾ mündeten schließlich im Abschluß der Haager Konvention zum Schutz von Kulturgut bei bewaffneten Konflikten vom 14. Mai 1954. Darin ist der Kulturgüterschutz völkerrechtlich geregelt. Zweck der Vereinbarung ist, das Kulturgut aller Völker in Zeiten militärischer Gewaltanwendung vor Zerstörung, Beschä-

³³⁾ Zur Verrohung der Kriegsführung vgl. den Artikel von Reingrabner, Waldviertel als Kriegsschauplatz (wie Anm. 6).

³⁴⁾ Hier muß auch die Schlacht von Solferino 1859 und die daraus resultierende Gründung des Internationalen Roten Kreuzes 1864 Erwähnung finden. Die internationale Respektierung des menschlichen Lebens war die Voraussetzung für das aufkommende Kulturgutbewußtsein. Vgl. u. v. a. Evangelischer Rundbrief für die Zentralstelle/BMLV und das Militärkommando Wien, 4. Rundbrief/Sommer 1997 vom Juli 1997.

³⁵⁾ Unmittelbar nach Beendigung des Ersten Weltkrieges erschien bereits eine Dokumentation über den Kulturgüterschutz im Weltkrieg. Vgl. Paul Clement, Kunstschutz im Kriege, 2 Bände (Leipzig 1919).

digung und widerrechtlicher Inbesitznahme zu schützen. Zur Zeit gehören der Konvention über 70 Signatarstaaten an.

Das kulturelle Erbe wirkt sich wesentlich auf die Identität und das Geschichtsbewußtsein der Bewohner eines Staates, aber auch auf das gegenwärtige Kulturniveau und die kulturelle Weiterentwicklung aus. Auch die in Österreich erhaltenen Kulturgüter bilden in ihrer Gesamtheit einen wesentlichen Teil des kulturellen Welterbes.

Kulturgüter haben aber nicht nur einen ideellen, sondern auch einen zum Teil sehr hohen materiellen Wert. Um sich dies zu vergegenwärtigen, betrachte man bloß Fremdenverkehrsprospekte. Man wird feststellen, daß sie vor allem mit Abbildungen von Bauwerken, Sammlungsgegenständen und sonstigen Gütern künstlerischen, historischen und kulturellen Wertes werben, mehr als mit anderen touristischen Attraktionen. Wo es möglich ist, werden neben den Kulturgütern auch schöne Landschaften ins Bild gebracht, stellen sie doch als entsprechende Denkmalsumgebung den richtigen und natürlichen Rahmen dar, der die Kulturgüter erst richtig zur Geltung bringt.

Aufgrund des hohen materiellen aber auch ideellen Wertes aller Kulturgüter sind stets Sicherungs- und Schutzmaßnahmen für den Katastrophen- und Kriegsfall vorzubereiten und gegebenenfalls auch zu aktualisieren. Die Bevölkerung selbst und ihre Vertreter, insbesondere Gemeinderäte und Bürgermeister, können wohl am wirkungsvollsten daran mitarbeiten.

Die Kennzeichnung der Kulturgüter und die Ähnlichkeit bestimmter Vorgangsweisen mit den Maßnahmen, welche vom Roten Kreuz allgemein bekannt sind, stellen eine weitere Gewähr für die Wirksamkeit der neuen internationalen Rechtsnorm dar.³⁶⁾

V.

Lokale Identität beruht auf Gemeinschaftsbildung, wozu auch die Bildung von Kirchengemeinden als Teil des Ganzen gehört.

Erste Nachrichten über die Aufnahme lutherischen Gedankengutes im Land unter der Enns gibt es bereits aus den ersten Jahren der Reformation, auch wenn „man annehmen kann, daß in den ersten Jahrzehnten (...) keine besonderen Fortschritte der reformatorischen Bewegung in Niederösterreich zu verzeichnen sind“.³⁷⁾ Das änderte sich allerdings nach dem Augsburger Religionsfrieden (1555), als die Stände die Zuerkennung des *Ius Reformandi* für sich in Anspruch nahmen. Über diese Forderung entspannen sich dann die heftigen Auseinandersetzungen mit den katholischen Habsburgern, die sich in der Gegenreformation dann durchsetzen konnten und das evangelische Kirchenleben unmöglich machten.³⁸⁾ Das gilt auch für Krems, und zahlreiche Zeugnisse weisen in diese Zeit.³⁹⁾

³⁶⁾ Weiterführende Literatur: Die Genfer Rotkreuz-Abkommen und die beiden Zusatzprotokolle. In: *Protocols Additional to the Geneva Conventions of the 12 August 1949 – Resolutions of the Diplomatic Conference – Extracts from the final Act of the Diplomatic Conference*, hgg. v. Int. Committee of the Red Cross (Geneva 1970). Frederik de Mulinen, *Handbook on the Law of War for Armed Forces*, hgg. v. Int. Committee of the Red Cross (Geneva 1987). *Schriften des deutschen Roten Kreuzes* (Bonn 1988).

³⁷⁾ Wilhelm Stritar, *Niederösterreich*. In: Otto Sakrausky (Hg.), *Evangelisches Österreich. Ein Gedenkstättenführer* (Wien o. J. [1981]) S. 59-148, hier S. 59.

³⁸⁾ Zu Reformation und Gegenreformation vgl. Gustav Reingrabner, *Protestantismus in Niederösterreich* (= *Wissenschaftliche Schriftenreihe NÖ 27*, St. Pölten-Wien 1977). Ders., *Die Bedeutung der Reformation für das Land unter der Enns*. In: *JbLkNÖ NF 62* (1996) S. 389 ff. Hermann Lohninger/Wilhelm Stritar, *500 Jahre Protestantismus im Waldviertel* (Gmünd 1991).

Aus der Reformationszeit haben sich zahlreiche Zeugnisse erhalten: vgl. u. a. Wilhelm Stritar, Nie-

Evangelische Gemeindegründungen in Niederösterreich nach dem Toleranzpatent (1781) setzten um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein. Schon 1861 begründeten Wr. Neustadt und Neunkirchen eine gemeinsame Pfarrgemeinde, ebenso bestand Naßwald. Langsame, aber stetige Fortschritte konnten in den kommenden Jahrzehnten verzeichnet werden; es gründeten sich Pfarrgemeinden in Mödling und Baden, Filialgemeinden in Krems, Vöslau, Korneuburg und Stockerau.⁴⁰⁾

Erst die Los-von-Rom-Bewegung⁴¹⁾ brachte einen deutlichen Anstieg evangelischen Lebens in Niederösterreich: „Während von 1863 – 1899 nur zwei evangelische Pfarrgemeinden entstanden waren, entstanden zwischen 1900 und 1910 deren fünf: Neunkirchen, Floridsdorf, Klosterneuburg, St. Pölten, Krems. Die Seelenzahl wuchs kräftig in und außer Wien, neue gottesdienstliche Stätten wurden gebaut, neue Unterrichtsstellen entstanden usw.“⁴²⁾

Die Los-von-Rom-Bewegung, die 1897/98 in Cisleithanien einsetzte, bewog zahlreiche Katholiken, aus der Römisch-Katholischen Kirche aus- und zum Großteil in die Evangelische Kirche einzutreten. War der Austritt in den überwiegenden Fällen rein politisch begründet, so war die kirchliche Sammlung der Aus- bzw. Übergetretenen kirchlich getragen. Träger der Austrittsbewegung waren die Alldeutschen um Georg Schönerer, dessen Politik jedoch ab etwa 1905 völlig bedeutungslos wurde. Damit gewann die Evangelische Richtung das Übergewicht in der Bewegung, ohne daß damit die Übertrittsbewegung ihre politischen Implikationen verlor und eine rein binnenkirchliche Bewegung wurde; dafür waren die Assoziationen mit Schönerer zu stark, andererseits konnte eine Entpolitisierung für den dominierenden Trägerverein der Evangelischen Bewegung, den Evangelischen Bund, mit seinem nationalprotestantischen Geschichtsverständnis gar kein Ziel sein.

Auch in Krems⁴³⁾ begründete sich evangelisches Leben bereits deutlich vor der Los-von-Rom-Bewegung, selbst wenn die Gemeinde dann in der Bewegung erst erstarkte und ihr Gepräge erhielt. Die Anfänge evangelischen Lebens in Krems – nach dem Toleranzpatent – gehen in die Zeit der Revolution von 1848 zurück; erst in den Revolutionstagen fand der erste Gottesdienst nach der Gegenreformation statt. Bis 1900 war Krems Tochtergemeinde von Wien; 1900 schloß sich Krems St. Pölten an, 1905 wurde es selbständige Pfarrgemeinde. Erster Pfarrer wurde Max Monsky.

derösterreich (wie Anm. 37) sowie Ders., Kleiner Führer durch die Ausstellung „Evangelisch in Niederösterreich“ in der ehemaligen evangelischen Schule und in der evangelischen Kirche in Mitterbach am Erlaufsee, 17. Mai bis 31. Okt. 1981.

³⁹⁾ Vgl. Stritar, Niederösterreich (wie Anm. 37) Artikel „Krems“, S. 89 ff. Ähnliches gilt in gleicher Weise für andere Gemeinden, z. B. Horn, vgl. Gustav Reingrabner, Evangelisch in Horn – Bemerkungen zur Struktur der evangelischen Gemeinde in der Stadt. In: Wv 47 (1998) S. 114-129.

⁴⁰⁾ Vgl. Friedrich Hochstetter, Die evangelische Kirche in Niederösterreich (= Wartburgheft 65, Berlin 1912) S. 10.

⁴¹⁾ Zur Los-von-Rom-Bewegung vgl. Karl-Reinhart Trauner, Die Los-von-Rom-Bewegung. Gesellschafts-politische und kirchliche Strömungen in der ausgehenden Habsburgermonarchie (= theol. Diss., Wien 1997).

⁴²⁾ Hochstetter, Evangelische Kirche (wie Anm. 40) S. 10 f.

⁴³⁾ Zur Entwicklung von Krems in den ersten Jahren nach der Neugründung um die Jahrhundertwende vgl. neben den schon genannten Titeln Max Monsky, Das Evangelium in Krems a. d. D. und Umgebung (Krems 1909). Die evangelische Gemeinde Krems a. d. Donau im Jahre 1912 (Krems o. J. [1913]). Karl Elicker, 50 Jahre Evangelische Pfarrgemeinde Krems a. D. 1905-1955. Festschrift (Krems a. D. o. J. [1955]).

Der Reichsdeutsche Max Monsky war während seiner Ausbildung hellhörig für die Los-von-Rom-Bewegung in Österreich geworden. Superintendent Friedrich Meyer aus Zwickau vom Evangelischen Bund bewegte schließlich Monsky, in Österreich zu wirken, damit die Bewegung „nicht bloß los von Rom bleibe, sondern hin zum Evangelium führe“.⁴⁴⁾ Ein Gespräch mit Senior Ludwig Schwarz, dem Begründer der diakonischen Anstalten in Gallneukirchen, übrigens einem gebürtigen Melker, überzeugte Monsky dann endgültig.⁴⁵⁾

Max Monsky folgte 1911 dann Hellmuth Pommer, unter dem auch 1913 die Heilandskirche gebaut wurde.⁴⁶⁾ Manche bemerkenswerte liturgische Experimente machten den Gottesdienst modern und interessant: so wurde beispielsweise 1913 in Krems in der Kirche am Weihnachtsabend ein „liturgischer Lichtbildergottesdienst“ gehalten.⁴⁷⁾

Hier ist schon zu bemerken, was eigentlich – mit manchen Ausnahmen in der Steiermark – für alle Alpenländer gilt: Die Los-von-Rom-Bewegung stieß nicht in eine terra incognita vor, sondern hier bestand schon evangelisches Leben, wenngleich auch spärlich und ohne deutliches evangelisches Profil. Die Los-von-Rom-Bewegung half – teilweise entscheidend – mit, dieses spärliche Leben zu intensivieren und systematisch auszubauen.

Für Krems und Horn hat Gustav Reingrabner⁴⁸⁾ die Verbindungen zur politischen Kommune in der Zeitgeschichte herausgearbeitet, auf dem Titelbild der Festschrift zum 80. Bestandsjubiläum der evangelischen Friedenskirche in Gmünd wird ein Kreuz aus Photographien und Darstellungen aus Vergangenheit und Gegenwart gebildet.⁴⁹⁾

Beides weist darauf hin, wie untrennbar eine Pfarrgemeinde – über die Menschen, die hier wie dort sozialisiert sind – in die allgemeine Gesellschaft integriert ist. Kirche bedeutet ihrem Bekenntnis nach „Gemeinschaft der Gläubigen“; sie findet ihren Grund in der Stiftung durch Jesus Christus, ihre (irdische) Ausprägung aber in der Institution „Kirche“, Pfarrgemeinde.

Über die identitätsstiftende Wirkung kirchlicher Kunst wurde bereits gesprochen; Kirche als Gemeinschaft ist darüber hinaus ein integraler Bestandteil der Gesellschaft

⁴⁴⁾ Max Monsky, Im Kampf um Christus. Erlebnisse und Erfahrungen eines Achtzigjährigen aus sechsfachem Jubiläum [...] (o. O. [Wien] o. J. [1956]) S. 27 f.

⁴⁵⁾ Nicht zuletzt imponierte Monsky aber auch die Gestalt Schönerers: „Deutschland war doch mit Österreich verbündet. Der Begründer der Los-von-Rom-Bewegung, Rittergutsbesitzer Georg Schönerer auf Schloß Rosenau bei Zwettl, Niederösterreich, dessen ‚Schloßkaplan‘ ich dann später von Krems an der Donau aus wurde, war ein großdeutsch eingestellter Politiker.“ (Monsky, Kampf um Christus [wie Anm. 44] S. 29). Interessant ist auch, daß man deswegen in Berlin gegenüber einer solchen Verwendung Monskys mißtrauisch war. (Vgl. ebd.) Für Monsky ist aber entscheidend, daß die Los-von-Rom-Bewegung durchaus auch Früchte für den Glauben trug. (Vgl. ebd. 32 f.)

⁴⁶⁾ Vgl. Stritar, Evangelische Gemeinden (wie Anm. 38) S. 12.

⁴⁷⁾ Vgl. Rudolf Leeb bei seinem Vortrag „Der österreichische Protestantismus und die Los-von-Rom-Bewegung“, gehalten am 1. 10. 1997 im Rahmen des Symposiums „Protestantische Mentalitäten. Aspekte europäischer Geschichte“: 29. 9. - 2. 10. 1997, Evangelische Akademie, Wien.

⁴⁸⁾ Gustav Reingrabner, Evangelisch in Krems. Welche Bedeutung hat der Protestantismus für die Geschichte der Stadt? In: JbLkNÖ NF 60/61 (1994/95) S. 161-180. Ders., Evangelisch in Horn (wie Anm. 39). Zur katholischen Kirche und ihrer Entwicklung vgl. Helmut Engelbrecht, Zur neueren Geschichte der Pfarre Krems an der Donau. In: 950 Jahre Pfarre Krems (Krems 1964) S. 93-236.

⁴⁹⁾ Lohninger/Stritar, 500 Jahre Protestantismus im Waldviertel (wie Anm. 38). Vgl. außerdem: Herbert Unterköfler, Zwischen zwei Welten. Anmerkungen zur kulturellen Identität der Evangelischen in Österreich. In: Geistiges Leben im Österreich der Ersten Republik (= Wissenschaftliche Kommission zur Erforschung der Geschichte der Republik Österreich 10, Wien 1986) S. 348-369.

insgesamt, in der ein kollektives Bewußtsein ausgebildet, gepflegt und weitergegeben wird. Die Kirchengemeinschaft ist damit über den Kulturträger hinaus auch ein Träger gesellschaftlicher Identität und Kontinuität.

VI.

Die sich aus der Haager Konvention ergebenden Verpflichtungen für die militärische Führung befassen sich sowohl mit deren Durchführung im Frieden als auch bei einem bewaffneten Konflikt.⁵⁰⁾ Hieraus ergibt sich für den Soldaten die Aufgabe, sich nicht nur mit den eigentlichen militärischen Bestimmungen der Konvention vertraut zu machen, sondern auch mit jenen der Sicherung des Kulturgutes und den damit zusammenhängenden vorbereitenden Maßnahmen. Selbst dann, wenn diese außerhalb des Aufgabenbereiches von Streitkräften liegen.

Der allgemeine Kulturgüterschutz ist eine interdisziplinäre Aufgabe, die viele Bereiche und Wissenschaften umschließt. Neben den verschiedenen Historikern sind auch Architekten, Bautechniker, Künstler, Theologen, Philosophen, Juristen, Militärs, aber auch jeder einzelne Bürger zur Mitarbeit aufgefordert. Ein ganzheitlicher wissenschaftlicher Ansatz ist somit anzustreben.

An unserem Beispiel, der evangelischen Heilandskirche in Krems, läßt sich dieses Zusammenspiel leicht aufzeigen. Zwar wurde einmal eine Kulturgüterliste von dieser Stadt erstellt, aber nie aktualisiert. Einmal erfaßte Kulturgüter können in der Zwischenzeit zerstört, verbracht, in ihrer Bedeutung gestiegen oder gesunken sein. Auch neue Kulturgüter können geschaffen oder aber entdeckt worden sein.

Ohne persönliches Engagement der beteiligten Personen, in unserem Fall eines Kirchenhistorikers und des zuständigen Kulturgüterschutzoffiziers, kann ein nicht bezeichnetes und nicht registriertes Kulturgut im Anlaßfall wohl kaum gebührenden Schutz und Respektierung erhalten. Im konkreten Fall wäre eine Überprüfung durch die dafür zuständigen Stellen, den Landeskonservator und das Bundesdenkmalamt, anzuregen.

Kulturgüter zählen zum wertvollsten Besitz der gesamten Bevölkerung und bilden das Rückgrat für die Identität und deren Kontinuität innerhalb eines Volkes. Das Kulturerbe einzelner Nationen Europas, das zum Kern des Weltkulturerbes zählt, erscheint uns im einzelnen als verschieden und jeweils eigenständig, in der Summe, im Gemeinsamen jedoch als eine qualitative Einheit, als ein gemeinsames europäisches kulturelles Erbe, zu dem jedes hier lebende Volk seinen Beitrag geleistet hat.⁵¹⁾

Da Europa in der Geschichte nie nur Politik und Wirtschaft war, sondern auch eine kulturelle, geistige und moralische Dimension besaß, wird das kulturelle Erbe auf dem Weg der inneren moralischen Erneuerung in einer Zeit, in der die ostmitteleuropäischen Länder nach dem Weg zu Demokratie und Europa ringen und sich zur europäischen Kultur bekennen, eine sehr wesentliche Rolle spielen.

Auch das Kulturerbe Österreichs kommt nun im Rahmen des neuen Zusammenspiels der Staaten Europas zu neuer Geltung. Die Ideen seines Schutzes und der Bewahrung vor

⁵⁰⁾ Zur Frage der rechtlichen Rahmenbedingungen einer bewaffneten Auseinandersetzung vgl. Klemens Fischer, Humanitäts-, Kriegs- und Neutralitätsrecht sowie Kulturgüterschutz (= TD-Taschenbuch 1), Wien 1991.

⁵¹⁾ Zur Frage der internationalen Problematik vgl. Brigitte Mayerhofer, Internationaler Kulturgüterschutz. Entstehung und Umsetzung der Weltkultur- und Naturerbkonvention der UNESCO von 1972 (Dipl.-Arb. Kulturpädagogik, Hildesheim 1995).

ihm drohenden Gefahren erhalten neue Bedeutung und zusätzliche Inhalte. Es wird sich als notwendig erweisen, auch diese Bemühungen europareif zu machen⁵²⁾, sie auf eine neue, auf die angestrebte Integration orientierte Basis zu setzen und neuen grenzüberschreitenden internationalen Kriterien anzupassen.

Raubt man einem Volk seine Kulturgüter, so nimmt man ihm seine Identität. Der Verlust der Wurzeln, Herkunft und Tradition – des „Woher“ – ist auch der Verlust der Zukunft – des „Wohin“.

*„Manches Herrliche der Welt ist in Krieg und Streit zerronnen:
Wer beschützt und erhält, hat das schönste Los gewonnen!“*

Johann Wolfgang von Goethe

⁵²⁾ Bereits zu Beginn der europäischen Einigung spielte die Frage der Kultur immer eine zentrale Rolle. Vgl. Europe Unites. The story of the campaign for European Unity, including a full report of the Congress of Europe, held at The Hague, May, 1948 (London 1949) v. a. Kap. „IV. Cultural Section“, S. 72 ff.

Gerd Maroli

Mozart- und Köchel-Gedenkstätten in Stein an der Donau

Thema mit Variationen

1991, im Jahr der weltweiten Hommage für Wolfgang Amadeus Mozart anlässlich der 200. Wiederkehr seines Todestages, hatte die fernab des großen Geschehens gelegene Stadt Krems an der Donau zwei Trumpfkarten in der Hand. Mit berechtigtem Stolz konnte man seit langem darauf verweisen, daß der durch sein als sogenanntes „Köchelverzeichnis“ allgemein geläufiges Hauptwerk, *Chronologisch-thematisches Verzeichniss sämtlicher Tonwerke WOLFGANG AMADE MOZART'S* (1862), inzwischen international bekannte Musikgelehrte Ludwig Ritter von Köchel (1800-1877) am 14. Jänner 1800 im heutigen Ortsteil Stein geboren wurde. Außerdem gilt dank der genealogischen Forschungsergebnisse von Dr. Heinz Schöny mittlerweile als erwiesen¹⁾, daß auch Mozart über seine Großmutter mütterlicherseits, Eva Rosina Barbara Pertl, geborene Altmann (1681-1755), durchaus nicht ferne familiäre Wurzeln mit der Stadt Stein verbanden. Aus solcherart doppelt gegebenem Anlaß war es naheliegend, daß auch Krems damals eine Ausstellung plante, die aber, Ende Februar 1991 für September 1991 angekündigt, bereits Anfang März wieder abgesagt wurde, weil man die *im Mozartjahr ans*

¹⁾ Heinz Schöny, Mozarts Wachauer Großmutter. In: Salzburger Nachrichten vom 31. 7. 1971, S. 18. – Ders., Mozarts Großmütter. In: Österreichische Musikzeitschrift 31 (1976) Heft 7/8, S. 334 ff. – Ders., Mozarts zweifache genealogische Bindung an Wien. In: Zaubertöne. Mozart in Wien 1781-1791. Ausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien im Künstlerhaus 6. Dezember 1990 bis 15. September 1991. Katalog Nr. IX/38, Wien 1991, S. 155 ff.

Tageslicht beförderten neuen wissenschaftlichen und historischen Forschungsergebnisse abwarten wollte, um dann eine möglichst umfassende Dokumentation über Köchel, Mozarts Verwandtschaft zu Krems und das Musikleben der Bürger um 1800 erstellen zu können.²⁾ Diese Köchel-Ausstellung 1992, die wesentlich mehr sein sollte als ein überhafter Beitrag der Stadt Krems zum Mozartjahr 1991³⁾, kam, aus welchen Gründen immer, leider nicht zustande und hatte 1995, als die erste urkundliche Nennung von Krems (Cremisa) vor eintausend Jahren ganz im Trend unserer Zeit gefeiert wurde, erst recht keine Chance, realisiert zu werden. – Zum Glück gibt es aber Jubiläen und Gedenktage unterschiedlichster Art, und so jährt sich denn im Jahr 2000, bald nach der Jahreswende, der Geburtstag Ludwig von Köchels zum zweihundertsten Mal. Man darf also hoffen, daß die Schlagzeile einer darauf bezüglichen Meldung in den „Niederösterreichischen Nachrichten“ vom 16. März 1998, *Köchel: Geburtstag – Planungen für Gedenkjahr begonnen*, und die Zusicherung, daß diese herausragende Persönlichkeit im Gedenkjahr würdig gefeiert werde⁴⁾, diesmal als verpflichtende Willenserklärung der Stadt Krems und ihrer Exponenten in Sachen Kultur zu werten ist.

Als Programmschwerpunkte sind für das Köchel-Gedenkjahr 2000 *ein international besetztes Symposium* und eine Ausstellung vorgesehen, die *an historischen Stätten in Krems sowie in Stein abgehalten werden sollen*. Ferner beabsichtigt man, *den Schulweg des jungen Köchel von seinem Wohnhaus in Stein zum Piaristengymnasium als Kremser Kulturpfad zu gestalten*.⁵⁾ Eine der Grundvoraussetzungen für all diese Vorhaben werden aber Kenntnis und Kenntnisnahme gänzlich neuer Forschungsergebnisse zu Köchels Biographie seiner ersten beiden Lebensjahrzehnte zu sein haben: wo er nicht und wo er tatsächlich geboren wurde und von welchem Haus oder richtiger gesagt von welchen Häusern aus er, zunächst als Elementarschüler und später als Gymnasiast, seinen Schulweg genommen hat.

Um umfangreiche Recherchen in Kürze auf den Punkt zu bringen, hat sich folgender, und das nicht zuletzt auch im Zusammenhang mit der Familiengeschichte Mozarts interessanter Sachverhalt ergeben: Ludwig Alois Friedrich Köchel⁶⁾ wurde am 14. Jänner 1800 nicht als Sprößling einer Mietpartei in einem Privathaus, sondern „standesgemäß“

²⁾ Gustav Strasser, Wesentliche Erkenntnisse für die Stadt Krems – Die Großmutter Mozarts war waschechte Steinerin. In: Neue Niederösterreichische Nachrichten/Kremser Zeitung, 122. Jg. 1991, Woche 9/10 [Sondernummer der regulären Woche 9 vom 25. Februar bzw. Woche 10 vom 4. März 1991], S. 30 f.

³⁾ Ebd., S. 31.

⁴⁾ Ohne Nennung des Verfassers. In: Niederösterreichische Nachrichten/Kremser Zeitung, 129. Jg. 1998, Woche 10 (16. März 1998) S. 14.

⁵⁾ Ebd. 4.

⁶⁾ Die im Vorjahr erschienene Biographie von Thomas Edmund Konrad, Weltberühmt, doch unbekannt – Ludwig Ritter von Köchel. Der Verfasser des Mozartregisters (Wien-Köln-Weimar 1998) setzt sich vor allem mit Köchels vielseitiger wissenschaftlicher Leistung auseinander. Dem in Stein verbrachten Lebensabschnitt (1800-1816/20) sind bei einem Gesamtumfang der Publikation von 260 Seiten keine ganzen drei Seiten gewidmet, auf mehr als drei Seiten befaßt sich der Autor mit Köchels Ahnen. Zum Thema Köchel-Gedenkstätten in Stein hat Konrad leider wenig Neues zu bieten, sondern in Unkenntnis wichtiger, in Krems greifbarer Primärquellen und wegen seines unkritischen Umgangs mit anderen Quellen und der Literatur eher die Basis für weitere falsche Thesen geschaffen bzw. alte Irrtümer noch erhärtet. Als erstem von etlichen gravierenden Fehlern begegnet man auf Seite 18 dem Hinweis, daß Köchels dritter Vorname *Ferdinand* (*nicht Friedrich!*) zu lauten habe. Eine Information, die aber nur auf einem Flüchtigkeitsfehler von Heinz Schöny, Ludwig Ritter von Köchel. Ahnen und Sippe. In: „Adler“. Zeitschrift für Genealogie und Heraldik 74 (1957) S. 108, basiert und ohne Überprüfung der Taufeintragung Ludwig Alois Friedrich Köchels übernommen wurde.

in der Dienstwohnung am Amtssitz von Großvater (Johann Gottlieb Stein) und Vater im Passauerhof (heute Steiner Landstraße Nr. 76) geboren. Diese im Grunde nahe- liegende Erkenntnis ergibt sich aus dem von der bisherigen Köchel-Forschung (um die sich in mehr als hundert Jahren nicht eben wenige Personen bemüht haben) bislang übersehenen simplen Faktum der ersten Änderung der 1771 eingeführten Konskriptionsnummern. Wohl wegen des Zuwachses an Neubauten mußte nämlich im Mai 1805 über Anordnung des Kreisamtes eine Neu- numerierung aller Häuser von Krems, Stein und im *zugetheilten Orte Weinzierl* durchgeführt werden.⁷⁾

Damals erhielt der Passauerhof statt der alten Konskriptions-

nummer „124“ die neue „131“, und dementsprechend wird auch bei sämtlichen, die Familien Stein und Köchel ab 1771 bzw. vor 1810 betreffenden Matrikefällen, sei es als Wohn-, Geburts- oder Sterbeort, jeweils das Haus Nr. 124, später Nr. 131 angeführt. – Was hingegen das Kuriosum von gleich zwei weiteren angeblichen Geburtsstätten Ludwig Köchels betrifft, so schied die erste, als solche vom Kremser Dechant Dr. Anton Kerschbaumer 1906 für das sogenannte Mazzettihaus (Schürerplatz 8) reklamiert⁸⁾,



Passauerhof (Steiner Landstraße 76), Geburtshaus von Dr. Ludwig Ritter von Köchel

(Foto: Josef Pachschwöll, Krems)

⁷⁾ StA Krems, *Raths Protokoll In Politischen Fache Für das Jahr 1805*, unfoliiert, Session vom 7. Mai 1805.

⁸⁾ Anton Kerschbaumer, *Gedenktafel Dr. Ludwig Ritter von Köchel*, geboren zu Stein an der Donau (Krems 1906) S. 5. – Die irrige, zur Anbringung einer Gedenktafel führende Behauptung des Verfassers ist umso erstaunlicher, als er selbst aus Krems und ähnlichen gesellschaftlichen Kreisen stammte und Ludwig von Köchel persönlich kennengelernt hat (Kerschbaumer, *Gedenktafel*, Anm. zu S. 9). Allerdings war Kerschbaumer, der sich zuvor um die Erforschung der Stadtgeschichte von Krems große Verdienste erwor-

durch klärende Stellungnahme von Franz Biberschick im Jahr 1951 endgültig aus⁹⁾, nachdem zuvor schon Dr. Heinrich Rauscher, Direktor der Lehrerbildungsanstalt Krems, 1946 erstmals indirekt Zweifel an der Richtigkeit von Kerschbaumers Behauptung angedeutet hatte.¹⁰⁾ Der vom Schürerplatz vertriebene Irrtum setzte sich aber nunmehr hartnäckig und für lange Zeit in einem anderen Haus fest. Vom angegebenen Wohnort *Haus Numer* [!] 124 bei Köchels Taufeintrag ausgehend und in Unkenntnis des erwähnten Wechsels der Konskriptionsnummern anno 1805 meinte man jetzt, das richtige Geburtshaus im Haus Steiner Landstraße Nr. 62 gefunden zu haben.¹¹⁾ Tatsächlich aber handelt es sich bei diesem Gebäude, was auch noch unbekannt ist, um die anstelle eines verödeten Bürgerhauses 1715 neu errichtete, 1786 erweiterte Schule¹²⁾, die zunächst Besitz der Pfarre Stein, ab 1827 aber Eigentum des Kammeramts der Stadt Stein war, 1870 an Private verkauft wurde und durch die räumliche Anordnung ihre ursprüngliche Funktion auch heute noch erkennen läßt. Dieses Haus, das also nicht Ausgangspunkt, sondern Ziel von Ludwig Köchels erstem Schulweg war, trug anfangs die Konskriptionsnummer 118 und erst ab 1805 die Nummer 124.¹³⁾

Kehren wir noch einmal kurz zum Passauerhof zurück, der lange Zeit und noch bis ins 18. Jahrhundert hinein nach seinen damaligen Besitzern, den Chorherren des Passauer Domkapitels, schlicht „Chorhof“ hieß, uns aber jetzt bloß im Zusammenhang mit einem unmittelbar angrenzenden Nachbarhaus beschäftigen wird.

Am 8. Oktober 1680 erhielt der kaiserliche Notar und Gerichtsschreiber Dominicus Altmann, *des innern raths burger der kayserlichen statt Stain*, grundbücherlich Nutz und Gewähr *umb das zieglhaus daselbs, zwischen dem Chorhoff und des herrn Hauser seelig*

ben hatte, 1906 schon 83 Jahre alt und konnte sich wohl kaum noch langwierigen Recherchen unterziehen. Eine weitere Fehlinformation der kleinen Festschrift (Gedenktafel, S. 3) betrifft ebenfalls das Mazzettihaus und dessen angebliche frühere Besitzerin *Gräfin Fuchs, Ehrendame der Kaiserin Maria Theresia*. Eine nette Anekdote, die aber der Überprüfung auf ihren historischen Kern nicht standhielt.

⁹⁾ Vgl. Franz Biberschick, Krems, Stein und Mautern. Eine kunst- und kulturgeschichtliche Wanderung durch diese Donaustädte (Krems 1951) S. 156. Biberschick legte sich dahingehend fest, daß der Wortlaut der an Ritter von Köchel erinnernden Marmortafel (am Haus Schürerplatz Nr. 8) insoweit einen Fehler enthalte, *als Köchel nicht hier, sondern im Hause Landstraße Nr. 62... geboren wurde. In Nr. 8 aber verbrachte er seine Jugendjahre.*

¹⁰⁾ In der biographischen Skizze Kaiserlicher Rat Jakob Oswald von Mayreck. In: Stein a. d. Donau. Heimatkundliche Beiträge (o. O., 1946) Heft 1, S. 14, spricht Rauscher vom *gemeinhin Mazzettihaus genannten Palais Mayreck* nicht mehr als dem Geburts-, sondern von jenem Haus, in dem der Verfasser des Mozartkatalogs *seine Jugendjahre verlebt* habe, *was eine angebrachte Gedenktafel verewigt hat*; die freilich ganz anderes aussagt, daß nämlich Köchel in diesem Haus am 14. 1. 1800 geboren wurde.

¹¹⁾ Die Spur zum eigentlichen „geistigen Vater“ (weder Rauscher noch Biberschick) dieser ebenfalls unrichtigen Hypothese führt über eine Fußnote (Schöny, Ludwig Ritter von Köchel. Ahnen und Sippe [wie Anm. 6] S. 108, Fußnote 5): *Feststellung des richtigen Geburtshauses Landstraße 62 durch Archivdir. Dr. F. Dworschak, Krems*. Lt. freundlicher telefonischer Auskunft von Senatsrat Dr. Schöny vom 20. 3. 1992 hat Dr. Fritz Dworschak dieses Forschungsergebnis ihm und sicherlich auch anderen interessierten Personen mitgeteilt, es aber *nie schriftlich niedergelegt*. Dr. Schönys Aussage wurde mir durch Prof. Harry Kühnel mit der Bemerkung bestätigt, daß Dworschak *in der Gesellschaft gerne von seinen Funden* erzählte.

¹²⁾ Vgl. Julius Wurzer, Die Erbauung des Schulhauses in Stein 1898/99. Ein Beitrag zur Steiner Schulgeschichte. In: Mitteilungen des Kremser Stadtarchivs 3 (1963) S. 750 f. J. Wurzer († 1998) und zuvor schon Dr. Rauscher (H. Rauscher, Das Schulwesen in Stein. In: Wv 8 [1959] S. 100) kamen bzgl. der Standortbestimmung dieser ersten Schule (vgl. Wurzer, w. o., S. 177, Anm. 14 und 17) der Wahrheit sehr nahe, boten aber letztlich beide keine eindeutige Lösung dieser offenen Frage an.

¹³⁾ Vgl. die topographischen Angaben zur Liegenschaft in NÖLA, KG Krems 116/13 (Grundbuch Stadt Stein 1716-1831) fol. 19v. 1729: *Von einer behausung und einen Grünen oder Gärttl*. O. D. (E. 18. Jhd.): *Jezo das Schulhaus No 118*. Ferner in NÖLA, BG Krems 27/5 (Grundbuch Stadt Stein 1830-1881) S. 38. 1830: *Ein Haus, nun Schulhaus mit einen Brunen oder Gärtel*, bzw. *Stein Haus No. 124*.

behausung ligent, das ihm seine Ende August 1675 verstorbene¹⁴⁾, sehr vermögende, wenngleich gut 25 bis 30 Jahre ältere und zuvor zweifach verwitwete zweite Gattin Anna Regina geb. Truckhenmüller von Mühlburg nach nur wenig länger als ein Jahr während der Ehe testamentarisch vermacht hatte und um das er nun seine *iezige hausfrau Anna Sophia auch neben ihm* [hat] schreiben lassen.¹⁵⁾ Im darauf folgenden Jahr wurde in diesem trotz seines stolz auf die Verwendung „moderner“ Baumaterialien hinweisenden Namens sehr altertümlichen „Ziegelhaus“ (Steiner Landstraße Nr. 74) am 18. Dezember 1681 oder tags zuvor als viertes Kind des Dominicus Altmann aus seiner dritten Ehe mit Anna Sophia geb. Zalner aus Hallstatt eine Tochter namens Eva Rosina Barbara geboren.¹⁶⁾ – Zwei auf den ersten Blick kaum bemerkenswerte Ereignisse, stünden sie nicht in Beziehung zur Familiengeschichte von Wolfgang Amadeus Mozart. Nachdem nämlich Dr. Heinz Schöny schon 1971 den Nach-



Passauerhof und Haus Steiner Landstraße 74 (Geburtshaus von Mozarts Großmutter Eva Rosina Pertl, geborene Altmann)

(Foto: Josef Pachschwöll, Krems)

Nachdem nämlich Dr. Heinz Schöny schon 1971 den Nach-

¹⁴⁾ Vgl. Schöny, Mozarts Wachauer Großmutter (wie Anm. 1); ferner Schöny, Mozarts Großmütter. In: Österreichische Musikzeitschrift 31 (1976) Heft 7/8, S. 334 ff. Die Ständesbezeichnung *gebürtige Adelige* ist für Anna Regina Altmann nicht ganz zutreffend. Über ihre Abstammung aus einer 1612 nobilitierten, erst 1691 unter die neuen Geschlechter des Ritterstands aufgenommenen typischen „Aufsteigerfamilie“ der Gegenreformation informiert Erwin Plöckinger, Alexander Truckhenmüller und seine Familie. In: Mitteilungen des Kremser Stadtarchivs 15/16 (1976) S. 63 ff.

¹⁵⁾ NÖLA, KG Krems 58/18, fol. 362r.

¹⁶⁾ Schöny, Mozarts Großmütter (wie Anm. 14) S. 336. Schöny nennt als Tauftag den 19. Dezember. Wörtlich lautet die Eintragung im Taufbuch (PFA Stein, Tauf-, Trauungs- und Sterbebuch I, S. 95): *1681. December. 18. Eva Rosina Barbara Infans Filia legitima D(omini) Dominici Altman Senatoris et Mariae [!] Sophiae Coniugu(m). Matrigna fuit Maria Barbara Ackermanin.* – Thomas E. Konrad, der die Taufmatrik nicht zu Rate gezogen haben kann, führt die drei Taufnamen wie folgt an: *Eva Rosin (Barbara)* (sic!). Vgl. Konrad, Weltberühmt, doch unbekannt – Ludwig Ritter von Köchel (wie Anm. 6) S. 12.

weis hatte erbringen können, daß besagte Eva Rosina Barbara Altmann Mozarts Großmutter, Dominicus und Anna Sophia Altmann dessen Urgroßeltern waren¹⁷⁾, steht nunmehr auch fest, in welchem Haus in Stein die Familie gelebt hat. Anna Sophia Altmann verstarb hier in noch jungen Jahren am oder knapp vor dem 17. Dezember 1685 unter erschütternden Umständen, da sie, schon in den Wehen liegend, ihr fünftes Kind nicht zur Welt hatte bringen können.¹⁸⁾ Keine zehn Monate später ging der Witwer mit einer Witwe die vierte Ehe ein, die gleich seiner zweiten Frau begütert und um vieles älter war als er selbst. Als auch sie schon nach drei Jahren Anfang Dezember 1689 das Zeitliche segnete¹⁹⁾, verkaufte Dominicus Altmann das seinerzeit erheiratete ansehnliche „Ziegelhaus“²⁰⁾ und erwarb nun eine wesentlich bescheidenere, *zwischen dem Rotten Grebßen, so der zeit dem closter Crembß Münster gehörig, und des Caspar Mönckh, tischler, [gelegene] behaußung*, bei der es sich um das heutige Haus Steiner Landstraße Nr. 43 handelt.²¹⁾ Nach der (ersten) Eheschließung der Tochter Eva Rosina Barbara mit dem *edlen und gelehrten Herrn Franz Ignatius Puxbaum*, einem Kremser Bürgerssohn aus angesehener Familie, im Mai 1702²²⁾, dem noch im gleichen Jahr erfolgte Tod Altmanns und alsbaldigem Verkauf des Hauses im März 1703 durch die erbberechtigte, *eheleiblich hinterbliebene Tochter*²³⁾, verliert sich auch deren Spur. Mangels weiterer Nachrichten begegnet uns Frau Puxbaum erst wieder, als sie, inzwischen verwitwet und noch nicht ganz 32 Jahre alt, am 22. November 1712 in St. Gilgen am Aber- oder St. Wolfgangsee (also fernab ihres Geburtsorts Stein, mit dem Salzkammergut andererseits durch verzweigte verwandtschaftliche Beziehungen verbunden) mit dem salzburgischen Pflégskommissär Wolfgang Nicolaus Pertl eine zweite Ehe einging.²⁴⁾ – Im übrigen schließe ich mich der Meinung von Dr. Schöny an, daß nicht auszuschließen sei, *daß Mozart über die Herkunft seiner Großmutter, obgleich er sie nicht mehr kennengelernt hatte, aus Erzählungen seiner Mutter eine Ahnung hatte, ohne davon (in Briefen, doch vielleicht in Gesprächen) Gebrauch zu machen.*²⁵⁾ Für diese Annahme könnte wohl auch jene belegte, kurze Zwischenstation mit Übernachtung in Stein am 5. Oktober 1762 sprechen²⁶⁾, als Mozart

¹⁷⁾ Schöny, Mozarts Wachauer Großmutter (wie Anm. 1) S. 18.

¹⁸⁾ Schöny, Mozarts Großmütter (wie Anm. 14) S. 336. Wortlaut der Eintragung im Sterbebuch (PFA Stein I, S. 286) unter dem 17. Dezember 1685: *Anna Sophia Altmann mortua e(st) in puerperio.*

¹⁹⁾ H. Schöny, Mozarts Wachauer Großmutter (wie Anm. 1).

²⁰⁾ Am 8. Juni 1690 wird im Zusammenhang mit einer Steuerangelegenheit *herrn Anthoni Froschmayr zum Freyen Scheibenhof und burger alhier ... seine erkhauffte Altman(ische) behausung* erwähnt (StA Krems, Ratsprotokoll Stein 1689-1691, unfoliiert).

²¹⁾ Nutz und Gewähr um besagtes Haus, dessen Besitzgeschichte sich bis (vor) 1595 zurückverfolgen läßt, erhielt *herr Dominicus Altman, notarius puplicus* [!], *der kay(serlichen) statt Stain deß innern raths*, am 3. März 1695 (NÖLA, BG Krems 22/2, fol. 248v).

²²⁾ Schöny, Mozarts Großmütter (wie Anm. 14) S. 335.

²³⁾ Schöny, Mozarts Wachauer Großmutter (wie Anm. 1) S. 18, nennt als Datum des Kaufabschlusses den 4. März 1713. Lt. Gewähr für die Nachbesitzer, den Schiffsmeister Jacob Fahrnegger und dessen Frau Christina, vom 29. 11. 1703 haben die Käufer die *Behausung alda, so zwischen dem Chremßmünster hoff am obern undt [am] untern ohrt an Caspar Mückhs* [!], *burgerlichen tischlers, behausung anstoset*, mit Kaufbrief vom 9. März 1703 erworben, nachdem sich die Vorbesitzerin *Eva Rosina, so mit dem Ignatio Puxbaum verehelicht*, am gleichen Tag um den väterlichen Besitz anschreiben hatte lassen (NÖLA, BG Krems 22/2, fol. 248r-v).

²⁴⁾ Schöny, Mozarts Wachauer Großmutter (wie Anm. 1).

²⁵⁾ Schöny, Mozarts zweifache genealogische Bindung an Wien (wie Anm. 1) S. 155.

²⁶⁾ Elisabeth Heller, Mozart in Niederösterreich. In: Kulturberichte aus Niederösterreich. Beilage der Amtlichen Nachrichten der NÖ Landesregierung (1956) Folge 4, S. 27.

in Begleitung von Vater und Schwester mit dem Schiff von Linz nach Wien reiste, wo das sechsjährige „Salzburger Wunderkind“ dann eine Woche später jenen virtuosen und begeistert akklamierten Auftritt vor der kaiserlichen Familie hatte. Da Leopold Mozart sicher wußte, von wo seine Schwiegermutter gebürtig war, mag er bei diesem Aufenthalt in Stein sich wohl auch nach deren Wohnhaus erkundigt und es seinen Kindern gezeigt haben. – War nun angesichts der topographischen Nachbarschaft von Eva Rosina Barbara Pertls Geburtshaus und dem Passauerhof die passionierte Beschäftigung des Musikgelehrten Köchel mit Mozart nur relativer Zufall? Ich meine, nein. Vielmehr scheint mir bei Ludwig Köchel eine ganz ähnliche Konstellation gegeben, wie sie Schöny bei Mozart vermutete. Da das hochfürstlich passauische, später k. k. Kasten- und Kelleramt im Passauerhof zunächst von Köchels Großvater und dann vom Vater jahrzehntelang verwaltet wurde und zudem Ludwigs Urgroßvater Johann Franz Stein (1687-1743) Schloßhauptmann der Festung Hohensalzburg war²⁷⁾, dürfte man in Köchels Familie wohl auch vom Hörensagen gewußt und den Kindern erzählt haben, daß die Großmutter jenes Komponisten, dem Johann Georg Köchel vorzugsweise huldigte²⁸⁾, hier in der Nachbarschaft zur Welt gekommen ist und in Stein auch ihre Jugend verbracht hat. Dieses von immer wieder gehörter Musik begleitete, früh geweckte und prägende Interesse scheint der eigentliche Schlüssel zu der von Mozart auf eine so völlig anders geartete Persönlichkeit wie Köchel ausgeübten Faszination zu sein.

Der Umzug in ein eigenes Haus im Jahr 1810 brachte für die Familie Köchel eine deutliche Verbesserung an Lebensqualität und ließ sie die tristen Wohnverhältnisse im mittelalterlichen Passauerhof, in dem, von zwei Küchen abgesehen, nur drei Zimmer (zwei davon in direktem Wohnverband) beheizbar waren²⁹⁾, vergessen. Die Gelegenheit für diesen Kauf bot sich dank einer ungewöhnlichen Okkasion und des raschen Entschlusses Johann Georg Köchels, diese Chance zu nutzen und seine Ersparnisse rechtzeitig in Sachwerten anzulegen. Auch ist anzunehmen, daß er als langjähriger Verwaltungsbeamter zu Kreisen Kontakte hatte, die über den Zeitpunkt des Eintritts des allgemein befürchteten Staatsbankrotts bereits insgeheim näher informiert waren. Opfer der allge-

²⁷⁾ Heinz Schöny, Ludwig Ritter von Köchel. Ahnen und Sippe. In: „Adler“. Zeitschrift für Genealogie und Heraldik 74 (1957) S. 109.

²⁸⁾ Durch den Archäologen Eduard Melly († 1854) ist überliefert, daß, *vermutlich im Jahr 1816*, Johann Georg Köchel und Kreishauptmann Christoph Freiherr von Stiebar das *allererste Mozartfest* veranstaltet haben (Konrad, Weltberühmt, doch unbekannt – Ludwig Ritter von Köchel [wie Anm. 6] S. 13). Für musikalische Begabung und traditionelle Musikpflege in der Familie Köchel spricht aber noch ein anderes, wichtiges Zeugnis, auf das Thomas E. Konrad nicht gestoßen ist. Im Verlassenschaftsakt nach Georg Gerhard Köchel († 1808), *gewester Bürger in Krems und einstiger Bürgermeister der l. f. Städte Krems und Stein*, begegnet nämlich unter dessen Erben neben Ludwig Köchels Vater, einer Tante und zwei Cousinen auch sein Onkel Mathias Köchel, der damals *zu Mitrowitz* (ab 1918 Sremska Mitrovica) *in Sirmien* (Syrmien), im ewig unruhigen Grenzdistrikt zwischen Donau und Save, *als Kapelmeister [!] bey dem Peterwardeiner Gränzregiment Nr. 9* diente (StA Krems, Verlassenschaftsacten XXVII, Fasz. 21).

²⁹⁾ Vgl. hiezu im StA Krems in der von Johann Georg Köchel unter Mitwirkung des Kontrollors Gottfried Schmitt in der *Staatskastenamtsverwaltung zu Stein, den 15ten Juny 1810* erstellten umfangreichen *Historischen Gutsbeschreibung des Vormals Hochfürstlich Passauischen und nunmehr k. k. Kasten- und Kelleramts zu Stein* Kapitel I (*Ueber die natürliche Lage und Beschaffenheit des Gutes*), Punkt 2 und Kapitel II (*Ueber die politische Verfassung dieses Gutes*), Punkt 8 a. Der Köchelbiograph Thomas E. Konrad erwähnt zwar, diese *Studie aus der Feder Johann Georg Köchels* in Form einer Abschrift zu besitzen (Konrad, Weltberühmt, doch unbekannt – Ludwig Ritter von Köchel [wie Anm. 6] S. 19), hat sich mit dieser Quelle aber wohl nicht näher auseinandergesetzt. Sonst hätte ihm auffallen müssen, daß im Kap. II, Punkt 8a *expressis verbis* ausgewiesen wird, daß der Oberbeamte Köchel im Passauerhof nicht nur seine *Kanzley*, sondern auch eine Dienstwohnung hatte.



Der sogenannte Freihof (Bildmitte), Obere Fahrstraße 3
(Foto: Josef Pachschwöll, Krems)

meinen Finanzkrise und von Köchels tatsächlich aufgegangenem Kalkül wurden die Erben der am 13. Dezember 1808 kinderlos verstorbenen Gutsverwalterswitwe Eleonora von Öttl³⁰⁾, die mit dem Verkauf des ihnen vermachten *Freyhauses sub No. 158 in der Stadt Stein, zwischen Reisper Brun und dem St. Barbara Stift Haus gelegen*³¹⁾, heute Obere Fahrstraße Nr. 3 und Nr. 5 (als später verbauter Teil der Hof- und Gartenparzelle³²⁾), so lange zugewartet hatten, bis sie die im April 1809 noch auf 4500 Gulden in harter solider Währung geschätzte Liegenschaft schließlich im Zuge einer öffentlichen Versteigerung um 8000 Gulden in Form von ungedeckten und in Verfall begriffenen, als Zahlungsmittel aber zwangsweise an-

zunehmenden Bankozetteln an das Ehepaar Köchel als Bestbieter abtreten mußten.³³⁾ Ein weit empfindlicherer Wertverlust stand den Verkäufern damals aber noch bevor. Als bald

³⁰⁾ PFA Stein, Sterbebuch B3 (1784-1828), S. 112.

³¹⁾ Topographische Beschreibung anlässlich der Erteilung der Gewähr für *Fr(au) Eleonora verwitwte v. Öttl* am 27. 10. 1797 (NÖLA, BG Krems 22/3, fol. 149v). 1805 erhielt der Freihof die neue Konstr.-Nr. 171.

³²⁾ Auf diesem bei einem späteren Verkauf des Hauses Nr. 171 (heute Hintere Fahrstraße Nr. 3) im Jahr 1830 *durch eine Scheidemauer getrennten ... Theil des Hofraumes und Gartens* entstand 1895 durch Umbau eines Wirtschaftsgebäudes das Wohnhaus Konstr.-Nr. 242 (heute Hintere Fahrstraße Nr. 5). (NÖLA, KG Krems 118/1, fol. 107r, NÖLA, BG Krems 22/4, fol. 13v und Grundbucharchiv Krems, Grundbuch Stein ab 1881, EZ 63).

³³⁾ StA Krems, Verlassenschaften XXVII, Fasz. 64, Inventar nach Eleonora von Öttl vom 17. 4. 1809 und NÖLA, BG Krems 22/3, fol. 264v: Gewähr für Johann Georg Köchel, *Burgers Sohn von Krems und Kameral Oberbeamter zu Stein, Aloysia dessen Frau Ehegattin*.

darauf, nach Veröffentlichung des Devaluationspatents vom 15. März 1811, Bankozettel nur mehr zu einem Fünftel ihres ursprünglichen Nennwerts angenommen wurden, hatte man statt 8000 Gulden Papiergeld über Nacht nur mehr 1600 Gulden „Einlösungsscheine“ von noch geringerer Akzeptanz und Kaufkraft in Händen.³⁴⁾

Im Gegensatz zu den Öttlischen Erben ging das fatale Jahr 1810 für Johann Georg Köchel nach gelungener Transaktion auch noch aus einem ganz anderen Grund glücklich zu Ende, den man im übrigen als den eigentlichen auslösenden Moment für die Suche nach einem neuen Zuhause erkennen wird müssen. Im Kriegsjahr 1809 hatte es nämlich ganz danach ausgesehen, als ob der Passauerhof als unrentables, überflüssiges Kammergut abgestoßen werden sollte.³⁵⁾ Nun war dieser der schweren Zeiten halber in die Wege geleitete und aus eben diesen Gründen auch wieder verhinderte Verkauf, gegen den Köchel als Kammeramtsverwalter mit aller gebotenen Vorsicht opponiert hatte, glücklich abgewendet und damit zugleich die zuvor fraglich gewordene weitere Verwendung im Staatsdienst wieder sichergestellt.

Der in der l. f. Stadt Stein unweit des Reisbelbach [!] liegende Freihof N. 171 mit rund 500jähriger, bewegter Geschichte war trotz seiner Bezeichnung und seines Rechtscharakters ein nicht besonders auffälliges, aber gediegenes einstöckiges Gebäude, zu dem damals noch ein großes Hofareal und, als rarer Besitz in der engen, dichtverbauten Stadt, ein schöner Garten gehörten. An Räumlichkeiten erfüllten zur ebenen Erde Vorhaus, Dienstbotenzimmer, Gartenzimmer, Nebenzimmer, Küche und Speisekammer, Pferdestall, Waschküche und Rollkammer, Preßhaus, ein Gewölbe mit darunter befindlichem Keller, in der Beletage ein Schlafzimmer, das Tafelzimmer, ein weiteres großes Zimmer und das Gastzimmer alle Ansprüche einer gutbürgerlichen Haushaltsführung.³⁶⁾

Nach nicht einmal einem Jahrzehnt, in dem die Söhne Fritz und Ludwig das Kremser Piaristengymnasium besuchten und ab dem Wintersemester 1816/17 an der Wiener Universität studierten³⁷⁾, stand der Köchel'sche Besitz wieder zum Verkauf, da für das hier mögliche und auch genossene, angenehme und gesellige Leben die wichtigste Voraussetzung, Geld, fehlte. Wahrscheinlich hatte sich Johann Georg Köchel schon beim Kauf übernommen, denn als der Freihof nun von dem aus Feuersbrunn stammenden

³⁴⁾ Nach Ferdinand Tremel, Wirtschafts- und Sozialgeschichte Österreichs (Wien 1969) S. 307 f.

³⁵⁾ StA Krems, *Historische Beschreibung des ... Kasten- und Kelleramts zu Stein* (wie Anm. 29). Lt. Kap. I, Punkt 3, war der bisher zum Kasten- und Kelleramt gehörige *Freihof in der l. f. Stadt Krems schon 1809 an die Pfarr Krems verkauft worden*. In Kap. II, Punkt 8b, mußte Köchel zwar einräumen, daß auch der Passauerhof in Stein und der ebenfalls zum Gutsbestand zählende Freihof in Langenlois *derzeit keinen sichtbaren Nutzen darstellen*, doch führte er dann eine ganze Reihe von Argumenten ins Treffen, weshalb die *Beibehaltung* beider Höfe (und natürlich auch seiner Funktion als Verwaltungsbeamter) *dennoch notwendig und nützlich sei*.

³⁶⁾ StA Krems, Verlassenschaften XXVII, Fasz. 64, Inventar Öttl vom 17. 4. 1809. – „Lesehof des Stiftes Tegernsee“, wie dies eine an der Fassade angebrachte Gedenktafel (mit Stiftswappen und Jahreszahl „1424“) aus jüngerer Zeit verkündet, ist das Haus aber wohl nie gewesen. Leider hat diese Behauptung, die sich auf keine urkundlichen Belege stützen kann, durch den „Stadtplan Stein Altstadt“ (gezeichnet von Leo Leitner, Text Univ.-Prof. Dr. Harry Kühnel) und den 1992 erschienenen „österreichischen Städteatlas Krems-Stein“ eine gewisse Authentizität erlangt. Auf den Mangel einer für Stein (und Krems) fehlenden „Häuserchronik“, aber allenfalls vorhandene schriftliche Quellen für die Tegernsee-Tradition (1424-1785) angesprochen, erhielt ich vom Steiner Heimatkundler Herrn Friedrich Mayer Anfang Februar 1992 dankenswerterweise folgende Auskunft: *Die gibt es nicht. Man nimmt nur an, daß sich hier ein Lesehof der Tegernseer befunden hat*. Es hätten ja in Stein viele Stifte und Klöster Lesehöfe besessen.

³⁷⁾ Näher darauf eingehend: Konrad, Weltberühmt, doch unbekannt – Ludwig Ritter von Köchel (wie Anm. 6) S. 27.

Steiner Weinhändler Leopold Eder und dessen Frau Barbara erworben wurde, reichte der recht angemessene Kaufschilling von 4000 Gulden Konventionsmünze offensichtlich gerade aus, um die allerdringlichsten Schulden abzudecken.³⁸⁾

Die letzten Monate oder auch nur Wochen, die der schon schwer kranke Johann Georg Köchel nach dem Verkauf des Freihofs noch zu leben hatte³⁹⁾, waren zugleich Epilog der Köchelschen Familiengeschichte⁴⁰⁾, die 1760 mit der Heirat des aus Wien stammenden Vaters Georg Gerhard Köchel in Krems begonnen hatte und nun 60 Jahre später in Stein zu Ende ging. Damals wohnte das Ehepaar Köchel, verarmt, verschuldet und nur mehr mühsam das Dekorum wahrend, in einer Mietwohnung im Haus des Eisenhändlers Paul Czank, das nach späteren Besitzern heute als „Mazzettihaus“ (Schürerplatz Nr. 8) bezeichnet wird.⁴¹⁾ Und hier ist der im Verlassenschaftsinventar als *geweßter Oberbeamter des k. k. Kastenamtes und Vogthey Commissair der Pfarrkirche zu Stein* respektvoll titulierte Herr Johann Georg Köchel schließlich am 10. Oktober 1820, nur 57 Jahre alt, *an Nierenstein* [!] gestorben.⁴²⁾ Für seinen gelehrten und 1842 geadelten⁴³⁾, durch sein Hauptwerk, das „Köchelverzeichnis“, eigentlich erst posthum wirklich berühmt gewordenen Sohn Ludwig von Köchel war diese letzte Wohnung der Familie in dem hübschen kleinen Barockpalais aber nur mehr ein Ort, um nicht nur vom Vater, sondern auch von seiner Jugend in Stein endgültig Abschied zu nehmen.

³⁸⁾ Nach erfolgter Aufsandung durch die Vorbesitzer wurde dem Ehepaar Eder *im Jahr 1820* die Gewähr erteilt (NÖLA, BG Krems 22/4, fol. v) und in der Folge *vermögl. Erledigung des Kremser Magist(rats) v(om) 8. März 1826* grundbücherlich angemerkt, daß dieses Haus (der ehemalige „Freihof“) nunmehr *eine bürgerliche Realität* sei (NÖLA, KG Krems 118/1, fol. 7r).

³⁹⁾ Der genaue Zeitpunkt des Verkaufs und der Übersiedlung in das Haus am mittleren Stadtplatz steht nicht fest. Jedenfalls kann nun als erwiesen gelten, daß das Ehepaar Köchel, und bei gelegentlichen Besuchen auch die Söhne, hier nur kurze Zeit gewohnt haben.

⁴⁰⁾ Vgl. Schöny, Ludwig Ritter von Köchel. Ahnen und Sippe (wie Anm. 27) S. 108.

⁴¹⁾ Paul Czank (auch Csanck) und dessen Gattin Eleonora erhielten *um die auf dem mittlern Stadtplatz ligende burgerliche Behausung No 26* am 30. 9. 1815 Nutz und Gewähr (NÖLA, KG Krems 116/26, fol. 164r). Zuvor war die Liegenschaft seit 1793 im Besitz des Eisenhändlers Andreas Hendl und seiner ersten Frau Eva, ab 1810 Alleineigentum von Hendls zweiter Frau resp. Witwe Maria (NÖLA, KG Krems 116/13, fol. 2v). Die Behauptungen Thomas E. Konrads, daß *das Haus am Schürerplatz ... dem Passauer Bistum gehört habe*, daß die Familie Köchel *kurz nach Ludwigs Geburt in das Barockgebäude am Schürerplatz, das heute die Nummer 8 trägt, aber damals als ‚Stein Nr. 26‘ im Grundbuch verzeichnet war*, übersiedelt sei und 1803 *trotz der Säkularisierung der kirchlichen Güter ... weiterhin im selben Haus verbleiben* durfte (Konrad, Weltberühmt, doch unbekannt – Ludwig Ritter von Köchel [wie Anm. 6] S. 19 bzw. 25), sind in Kenntnis der tatsächlichen Besitzverhältnisse und anderer, bereits erörterter Fakten wegen von der Hand zu weisen.

Für sämtliche im Zusammenhang mit dem vorgegebenen Thema in dieser Arbeit behandelten Häuser (und teilweise auch für Anrainerobjekte) liegt bzgl. ihrer Besitzgeschichte (von den Anfängen bis in die Gegenwart) umfangreiches weiteres, noch nicht veröffentlichtes Material vor.

⁴²⁾ PfA Stein, Sterbebuch B 3 (1784-1828), S. 185. – Bei Köchels Tod ergaben die Passiva immer noch die horrende Summe von weit mehr als 6000 Gulden, darunter alte, peinliche Verbindlichkeiten wie *H(ernn) Dr. Töpfer in Wienn* [!] *ausständiges Kostgeld für die 2 Söhne* in der Höhe von nicht weniger als 1000 Gulden, anscheinend selbst Dienstboten schuldig gebliebener Lohn u. a. m. Zu verteilen blieb wenig, da die Aktiva die Passiva nur um 287 Gulden und 12 Kreuzer übertrafen (StA Krems, Verlassenschaften XXXIV, Fasz. 5).

⁴³⁾ Lt. Thomas E. Konrad (Weltberühmt, wie Anm. 6) S. 46, hat *das zentrale Thema der drei Kubiksteine* in Ludwig von Köchels Wappen, das er selbst entworfen hat, *Anlaß zu zahlreichen Spekulationen* (Bekentnis zur Freimaurerei, sinnbildliche Darstellung *der drei Hauptinteressen Köchels: Musik, Mineralogie und Botanik*) gegeben. Ich halte eine Verneigung Köchels vor der „feineren“ Herkunft der Mutter, einer geborenen Stein mit vermutlichen deutschen Ahnen, für wahrscheinlicher und weniger weit hergeholt. Die Symbolik der drei Kubiksteine ist mir, genauso angeordnet wie bei Köchel, als sprechendes Wappen bzw. Siegelabdruck auf einem Brief der Pfarrerstochter Friederike Stein aus Reichelsheim in der Wetterau vom Jahr 1800 begegnet.

Heikle Reiseabenteuer eines Kremser Kaplans zu Kriegsende 1945

Ein Erinnerungsbericht

Der Zweite Weltkrieg war seit einigen Wochen zu Ende. Die meisten österreichischen Soldaten, die den Krieg überlebt hatten, waren noch in Kriegsgefangenschaft oder wagten ihre Heimkehr nicht – aus begründeter Furcht, in Niederösterreich von den russischen Truppen erst noch gefangenengenommen und nach Sibirien verschleppt zu werden.

Es gab noch keine Postbeförderung und keinen legalen Reiseverkehr über die Demarkationslinie zwischen dem von den Russen besetzten Niederösterreich und den von anderen Siegermächten besetzten Nachbarbundesländern. Die Demarkationslinie zum amerikanisch besetzten Oberösterreich bildete die damals noch befahrene Bahnlinie von Mauthausen nach Freistadt.

Angesichts der quälenden Unsicherheit vieler Familien um ihre in einer anderen Besatzungszone lebenden oder vermuteten Angehörigen reifte in mir der Plan, meine für die zweite Julihälfte 1945 fälligen zwei Urlaubswochen zu benützen, um zu versuchen, über die Demarkationslinie nach Oberösterreich und womöglich bis nach Tirol zu kommen. Ich war der Meinung, durch einen auf mehreren Dienstposten erworbenen gewissen Bekanntheitsgrad manchen Leuten beiderseits der Demarkationslinie Nachricht über ihre Lieben bringen zu können. Ich hoffte auch, mein Vorhaben mit einiger Erfolgsaussicht durchführen zu können, da ich von Kollegen inzwischen erfahren hatte und auch durch eine gewagte Wanderung nach St. Pölten schon einige Tage nach Kriegsende selbst erlebt hatte, daß das russische Militär uns Priester irgendwie respektierte. Vielleicht gab es eine diesbezügliche Anweisung vom Oberkommando.

Mein Reiseplan sprach sich in Krems schnell herum. Ich wurde von vielen gebeten, Briefe mitzunehmen und sie im Westen zur Post zu bringen oder dem Adressaten mit näheren Auskünften zu übergeben. Rund 80 Briefe bekam ich zur Weiterleitung, nicht ahnend, welcher Gefahr ich dadurch ausgesetzt werden sollte. In Linz erfuhr ich später, daß man Grenzgänger, bei denen man Briefe fand, kurzerhand als vermutliche Spione niedergeschossen hatte.

Ein Gymnasialprofessor hatte mich unter Tränen gebeten, in einem Linzer Spital seine schwerkranke Tochter zu besuchen, die kurz vor Kriegsende mit ihrem Kleinkind und ihrer Schwester vor den heranrückenden Russen nach dem Westen geflohen war.

¹⁾ Rudolf Schierer wurde am 23. Februar 1909 in Langenlois-Haindorf geboren. Nach der Matura am Humanistischen Gymnasium in Krems an der Donau studierte er 1928-1933 Theologie und Philosophie in St. Pölten. Von 1933-1934 wirkte er als Kaplan in Dobersberg im Waldviertel und von 1934-1938 in Obergrafendorf. Es folgten die Jahre 1938-1945 als Kaplan in Krems an der Donau, wo er 1939-1945 auch als Standortpfarrer (Militärpfarrer) tätig war. Von Dezember 1945 bis November 1972 war Schierer Pfarrer in Groß-Siegharts; in den Jahren 1961-1969 war er darüber hinaus auch Dechant des Dekanates Raabs an der Thaya. Von November 1972 bis Februar 1991 betreute er als Pfarrer die Pfarre Weinburg an der Pielach, wo er heute als Pensionist lebt. Noch als Pensionist erfolgte 1987 seine Sponsion zum Magister. (Anmerkungen der Redaktion)

Vermutlich durch die Strapazen und Entbehrungen war sie lungenkrank geworden. Wie ich später erfuhr, ist sie im Krankenhaus auch gestorben.

Zu meinem Glück hatte ich auch erfahren, daß es einem Manne aus einer Siedlung östlich von Krems gelungen sei, bei Mauthausen über die Demarkationslinie zu kommen und seine vor dem Russeneinmarsch nach Oberösterreich geflüchtete junge Frau heimzuholen. Ich ging zu diesem Mann, um mich über seine Erfahrungen zu erkundigen. Ich hatte zwar noch mein Fahrrad, da die Russen den Pfarrhof in Krems nicht geplündert hatten, doch eine Ausfahrt mit dem Fahrrad hätte damals noch den Raub des Fahrrades durch einen Besatzungssoldaten bedeuten können.

Ich bekam wertvolle Auskunft. Der Mann war mit dem täglich einmal um die Mittagszeit von Krems nach der Endstation Schwertberg fahrenden Zug dort gegen Abend angekommen, war zur Bahnstation von Mauthausen gegangen und hatte dort den russischen Grenzposten gebeten, ihn hinüber zu lassen in die amerikanische Zone. Der verweigerte es. Als aber nach einiger Zeit weder der russische Wachtposten rechts, noch jener in einiger Entfernung links befindliche herschauten, sprang mein Informant unter einen vor ihm befindlichen Eisenbahnwaggon und gelangte so über die Demarkationslinie in die amerikanische Zone. Nach einigen Tagen, als er mit seiner Frau zurückkehrte, steckte er dem russischen Posten ein Fläschchen Schnaps zu, und der ließ ihn stillschweigend herüber. Ich nahm mir vor, auf solche Weise auch meinen Grenzübertritt zu versuchen, zumal ich erfuhr, daß Schnaps- oder Zigarettenspenden bei Grenzsoldaten Wunder wirken könnten.

Ich hatte aber auch erfahren, daß man in der amerikanischen Besatzungszone unbedingt einen österreichisch-amerikanischen Identitätsausweis mit einem Paßbild immer bei sich haben mußte, ähnlich wie man in Niederösterreich einen österreichisch-russischen Identitätsausweis wegen der häufigen Kontrollen durch die Besatzungsmacht brauchte. Auch in der amerikanischen Zone hatte der jeweilige Gendarmerie- oder Polizeiposten diese Ausweise gegen Abgabe von zwei Paßbildern den im dortigen Gemeindegebiet wohnhaften Österreichern auszustellen, aber nur diesen. Das waren für mich wertvolle Mitteilungen.

Für alle Fälle verfaßte ich eine kurze Bestätigung, daß ich katholischer Priester sei, nie Soldat gewesen bin, nun aber eine Dienstreise nach Linz mache. Einen Herrn der neuen Stadtgemeindeverwaltung von Krems weihte ich in mein Vorhaben ein und bat ihn, dieses mein Schreiben von der russischen Kommandantur in die russische Sprache und Schrift übersetzen zu lassen, damit ich mich notfalls damit ausweisen konnte. Ich bekam die Übersetzung ausgefolgt, doch erfuhr ich später, daß sie für mich ziemlich wertlos gewesen wäre, denn das Blatt hatte keinen Stempel von der russischen Behörde. Für kontrollierende Russen waren aber die russischen Stempel und ihre genau vorgeschriebene Anzahl meist wichtiger als der Text der Dokumente.

Ganz kurz vor Antritt meiner Reise kam eine verzweifelte Mutter zu mir und bat mich herzerweichend, ihre von einem Russen arg bedrängte Tochter nach Westen mitfahren zu lassen. Bisher sei es zwar gelungen, die Tochter vor dem Russen zu retten, aber auf die Dauer sei dies unmöglich. Die Tochter möchte nach Tirol flüchten, wo sie vor Kriegsende eine Anstellung hatte und sicherlich wieder angestellt werde. Dieses Ansinnen bedeutete für mich eine bedeutende Vergrößerung des ohnehin vorhandenen Risikos meiner Reise. Ich war in arger Gewissensnot. Konnte ich es als Priester verantworten, die von mir erhoffte Hilfe zu verweigern und die Frauen einem bösen Schicksal preiszugeben?

Ausweis Nr. 487

Das Lichtbild auf Seite 3 stellt dar:

Name: Schierer Rudolf

Beruf: Pfarrer

geb. 20. 2. 1909 in Haindorf

wohnhaft in Krems, Pfarrplatz Nr.5

ledig, ~~verheiratet / verheiratet / geschieden~~ ///


Staatsangehörigkeit: Österreich

Besondere Kennzeichen: _____

Krems a. d. Donau, am 3. Juli 1945

Der Bürgermeister:
Im Auftrage

W. Selig



○

Krems, 3. июля 1945 г.

УДОСТОВЕРЕНИЕ ЛИЧНОСТИ

Фамилия: Шierer

Имя: Рудольф

Профессия: Священник

День рождения: 20. 2. 1909 2.

Месторождение: Хайндорф


Местожительство: Креms

Парашац 5

Подданство: Австрия /

За Бургомистра:

W. Selig



Ausweis der Stadt Krems vom 3. Juli 1945

Schließlich gab ich nach. Für die Reise verlangte ich eine möglichst abgetragene Kleidung, einen Regenmantel und einen alten Rucksack mit einem Stück Brot und möglichst wenig unbedingt benötigtem sonstigen Inhalt. Auch die zwei für den amerikanisch-österreichischen Ausweis später nötigen Paßbilder durften nicht vergessen werden. Auch ich wollte mich für die Fahrt ähnlich ausrüsten, damit wir und unsere Kleidung für Russen möglichst wenig begehrt seien. Etwas Schnaps und Zigaretten ergänzten meine Ausrüstung.

Die Fahrt nach dem Westen begann wie geplant. Aber schon in Kleinpöchlarn gab es einen ungewollt langen Aufenthalt. Erst nach stundenlanger Reparaturarbeit gelang es dem Lokführer gegen Abend, den Zug wieder in Bewegung zu bringen. Wir kamen erst gegen Mitternacht in Schwertberg an. Mit diesem Zug waren auch etwa 20 ehemalige Soldaten mitgefahren, die hofften, sich nach Oberösterreich absetzen zu können. Diese verdrückten sich schnell vom Bahnhofsgelände, auf dem Scharen von russischen Soldaten herumstanden.

Ich fragte einen einheimischen Bahnbediensteten nach der Demarkationslinie und um die Aussichten, nach Oberösterreich zu gelangen. Der aber warnte: „Wenn ihr euch hier nicht gut auskennt, dann wartet lieber den Morgen ab und versucht den Grenzübergang erst nach Tagesanbruch. In der Nacht schießen die Grenzposten ganz narrisch bei jedem Geräusch.“

Am Bahnhof unter so vielen müßigen Russen konnten wir unmöglich die Nacht verbringen. Ich wollte versuchen, wenigstens für meine Begleiterin in einem Hause in

Nun mußte sich in wenigen Sekunden entscheiden, ob unser Vorhaben gelang oder mißlang. Wir gingen, möglichst jedes Geräusch vermeidend, den an den beiden Russen vorbeiführenden Feldweg weiter. Als wir neben ihnen klopfenden Herzens vorbeiging, müssen sie uns gesehen haben. Ich schaute nur vorwärts und war gefaßt, daß man uns ein „Stoj!“ (= Halt!) nachruft oder gar auch noch einige Schüsse aus der Maschinenpistole abgefeuert werden. Aber es blieb still. Was mag die Russen bewogen haben, auf unser dreistes Vorbeigehen nicht zu reagieren?

Wir hatten einen Steg erreicht, der uns über einen vorher nicht sichtbaren Flureinschnitt führte, in dem sich die Bahnschienen bzw. die Demarkationslinie befand. Ich hatte eigentlich erwartet, daß uns nach einem geglückten Überschreiten der Besatzungsgrenze amerikanische Grenzsoldaten in Schutz nehmen würden. Es war aber weit und breit kein Amerikaner zu sehen.

Unser Weg führte bald in ein Waldstück. Dort traten, zuerst gedeckt durch die Baumstämme, mehrere ehemalige österreichische Soldaten auf uns zu. Sie hatten unser Herankommen seit unserer Grenzüberschreitung schon beobachtet. Von Heimweh geplagt, wollten sie nach einer Möglichkeit Ausschau halten, ohne zu großes Risiko nach Niederösterreich zu kommen. Leider mußte ich ihre bei unserem Grenzübergang erwachte Hoffnung enttäuschen und von diesem Wagnis besorgt abraten. Sie würden kaum so ungeschoren die Grenze passieren können, wie dies uns unverhofft gelungen war.

Wir kamen schließlich zu einem größeren Bauernhof, wo wir um eine Schale Milch baten und diese auch bekamen. Auch andere Österreicher bekamen dort etwas zu essen. Die freundliche Hilfsbereitschaft, die sicherlich dort täglich erwiesen wurde, war beeindruckend. Ein Mann interessierte sich ganz besonders, wie wir über die Grenze kommen konnten. Er gestand uns, daß er auch erst „heute früh“ und schon öfters in der Nähe unseres Grenzübertrittes die Grenze überschritten habe. Auf mein interessiertes Befragen erfuhr ich, daß der Graben mit der Demarkationslinie eine Biegung mache, bis zu der sowohl der Grenzposten, an dem wir vorbeikamen, wie auch der nächste nördlich befindliche Posten hinsehen können. Ungesehen zu dieser Grabenbiegung zu kommen, sei nicht schwer. Wenn beide Grenzposten der Russen nicht herschauen, springe er hinunter zum Bahngleise. Von dort benützte er einen meist trockenen Wassergraben, um ungesehen fast bis zum Bauernhaus zu kommen. Dann ging er aufrecht zum Grenzposten und ersuchte diesen, ihn in die amerikanische Zone zu lassen. Das wurde natürlich brüsk abgelehnt, aber nach diesem Täuschungsmanöver war es dem Grenzgänger möglich geworden, nun ungehindert und ungefährdet im russisch kontrollierten Grenzgebiet zu gehen.

Ich nahm mir vor, notfalls bei meiner Rückkehr auch diesen Schleichweg über die Demarkationslinie zu benützen. Ich vermute, der Mann, der mir das mitteilte, war ein Menschenschmuggler, der gegen Entgelt entlassenen Soldaten half, über die Demarkationslinie und dadurch in die jeweilige Heimat zu kommen.

In Mauthausen angekommen, suchte ich mit meiner Begleiterin zuerst den Gendarmerieposten auf, um die benötigten neuen Identitätsausweise zu bekommen. Der Postenkommandant bedauerte aber, daß er unseren Wunsch nicht erfüllen könne. Die entsprechenden Formulare seien ihm ausgegangen und es werde wohl noch einige Tage dauern, bis er wieder Formulare bekäme. Eine ungewiß lange Zeit konnten wir aber in Mauthausen nicht zuwarten. Ich bat den Gendarmen um einen guten Rat, was wir tun könnten, um trotzdem bald wenigstens bis Linz zu kommen. Der Hüter des Gesetzes war hilfsbereit.

Er riet mir, zu versuchen, in der in der Stadt befindlichen amerikanischen Kommandantur Passierscheine für die Überfahrt mit der Rollfähre über die Donau nach Enns zu bekommen und dann in der Stadt Enns den Gendarmerieposten wegen der benötigten Identitätsausweise aufzusuchen.

So fragten wir uns zur amerikanischen Kommandantur durch. Als nach einiger Zeit der Kommandeur im Haus eintraf, hörte er mich interessiert an, stellte einige Fragen, wie sich die Russen in Niederösterreich verhalten, und gab Anweisung, uns zwei Passierscheine zur Überfahrt auf der Rollfähre nach Enns und auch für eine spätere Fahrt zurück auszustellen. Ich fand den Offizier sehr entgegenkommend.

In Niederösterreich sind die Donaubrücken und die an der Donau befindlichen Rollfähren kurz vor Kriegsende von der Deutschen Wehrmacht gesprengt worden. In Oberösterreich waren die Donaubrücken und Rollfähren – Gott sei Dank – auch nach dem Krieg noch benützbar. An der Mauthausener Rollfähre kontrollierten amerikanische Soldaten alle, die mit der Fähre über die Donau wollten. Wir sahen, wie so manche, die zur Überfahrt gekommen waren, nach der Kontrolle ihres Ausweises abgewiesen wurden. Wir aber wurden sehr freundlich und höflich behandelt. Wir wurden sogar eingeladen, in einem windgeschützten Raum Platz zu nehmen. Die Fähre brachte auch ein Auto über die Donau. Am jenseitigen Donauufer angekommen, wurde ich mit meiner Begleiterin gebeten, das Auto zu besteigen. Eine Ablehnung ließ man nicht gelten. Der Autobesitzer war ein Amerikaner. Wegen der Verständigungsschwierigkeit wußten wir nicht recht, was man mit uns vorhatte. Es sah fast aus wie eine Verhaftung. Aber es war eine liebenswürdige Aufmerksamkeit. Man fuhr uns in die Stadt Enns, um uns den ziemlich langen Anmarsch dorthin zu ersparen.

In der Stadt Enns fragten wir uns zunächst wieder zur Gendarmerie durch, um endlich die neuen Identitätsausweise zu bekommen. Der Gendarm fragte, wo wir in Enns wohnen, denn nur für hier wohnende Bürger dürfe er diese Ausweise ausfolgen. Ich erklärte ihm, daß wir ja nur auf der Durchreise seien und ich in einigen Tagen wieder trachten müsse heimzukommen, aber, wie man mir gesagt habe, seien in der amerikanischen Zone diese Ausweise unverzichtbar. Ich bat ihn, uns zu unterstützen. Da fragte er mich bedeutungsvoll: „Sind Sie bereit, in Enns, Pfarrplatz 4, zu wohnen?“ Auf meine Zusage hin bekamen wir unsere Identitätsausweise mit dieser Wohnadresse. Mit dieser Hilfsbereitschaft des Gendarmen war unsere Weiterreise gesichert. Wir waren froh und bedankten uns aufrichtig.

In Enns wurde zunächst noch das Postamt aufgesucht, wo ich die meisten der mir von den Kremsern anvertrauten Briefe aufgeben wollte. Da gab es für uns neue Überraschungen. Für viele Briefe mußte ich erst die nötige Briefmarke kaufen. Ich staunte. Dort gab es ganz andere Briefmarken als in Niederösterreich. Die Marken trugen das Bildnis eines Posthorns. Die Beamten und die anwesenden Kunden am Postamt waren aber ebenso erstaunt über die ihnen noch unbekanntenen Marken auf den von Niederösterreich mitgebrachten Briefen. Einige Markensammler baten dringend, die für sie sehr begehrenswerthen Briefmarken, soweit dies möglich war, vorsichtig ablösen und behalten zu dürfen. Sie waren sogar bereit, für diese Briefmarkenrarität einen höheren Betrag zu zahlen.

Neues Staunen gab es, als ich mit meinen in Niederösterreich schon eingeführten neuen Schillingbanknoten zahlte, die uns ja die Russen schon mitgebracht hatten. In Oberösterreich bestand noch die Reichsmark-Währung. Man nahm aber sowohl am Postamt wie dann auch am Bahnhofschalter die Schillingscheine an.

Identity Card Nr. 8650

For Mr. Mrs. Miss / RUDOLF
Christian Name

SCHIERER
Surname

Date of birth: 23.2. 1909.

in HAINDORF, NIEDERÖSTER.
single, ~~married~~, ~~wid.~~, ~~div.~~

Occupation: PRIESTER,

Address: ENNS, PFARRPL. 4

Marks or scars: ./.

Nationality: Austrian
German

Valid one year from date shown thereon.

Schierer Rudolf
signature

ENNS, the 24.7. 1945.

Schierer Rudolf
stamp issued by
Josef Folkes
signature of issuing official

Identitätsausweis Nr. 8650

für Herrn / Frau / Frä. Rudolf
Vorname

SCHIERER
Familiename

geb. am 23.2. 1909

in HAINDORF, Niederöster.

ledig, ~~verh.~~, ~~verw.~~, ~~gesch.~~

von Beruf: Priester,

wohnhaft in Enns, Pfarrpl. 4

Besondere Kennzeichen: ./.

Staatsangehörigkeit: Oesterreicher
Reichsdeutscher

Gültigkeitsdauer 1 Jahr vom Tag der Ausstellung.

Schierer Rudolf
Unterschrift des Inhabers

Enns, am 24.7. 1945.

Schierer Rudolf
Ausstellend. Beamter
Josef Folkes
Unterschrift des austriert. Beamten

Ausweis des Gendarmeriepostens Enns vom 24. Juli 1945

Ich lernte nun auch den Wahrheitsgehalt des in Niederösterreich aufgekommenen Wortes vom „Goldenen Westen“ kennen. In der amerikanischen Besatzungszone war die Beschaffung der nötigen Nahrungsmittel vermutlich kein so großes Problem mehr wie in Niederösterreich. Besonders fiel mir das reichlich vorhandene Weißbrot auf, eine vermutlich erst von den Amerikanern eingeführte und mir ganz fremde Brotsorte. Das Gewicht dieses Brotes war überraschend gering. Nach meiner Meinung hatte es keinen besonderen Geschmack, aber es war stets genügend zu haben. In Niederösterreich konnte man das aufgrund der Lebensmittelbezugsscheine zu bekommende Brot und die übrigen raren Lebensmittel noch lange nicht in ausreichender Menge beziehen. Auch der Zugsverkehr schien mir in Oberösterreich schon wieder normal zu sein. In Niederösterreich dagegen gab es nur wenige Eisenbahnzüge. Wenn ich mich recht erinnere, verkehrte von Krems nach Wien und von Wien nach Krems täglich nur einmal ein Zug. Ebenso durch die Wachau bis Schwertberg und auf der Franz-Josef-Bahn auf der Strecke Wien – Gmünd und an den Nebenlinien Göpfritz – Raabs und Schwarzenau – Waldkirchen. Auf den Bahnlinien Hadersdorf – Sigmundsherberg und von Krems nach St. Pölten war jeder Zugsverkehr gänzlich eingestellt. Reisebusdienste oder Taxifahrten gab es in der ersten Nachkriegszeit bei uns nicht. Benzin hatte normalerweise nur das russische Militär zur Verfügung. Diesbezüglich dürfte es anfangs auch im „Goldenen Westen“

ähnlich gewesen sein, doch wurde dieser Mangel bei dem schon normal funktionierenden Eisenbahnverkehr und den ziemlich zahlreichen Pferdefuhrwerken kaum schmerzlich empfunden.

Ein Nachmittagszug brachte uns nach Linz. Im Priesterseminar stellte ich mich dem Leiter des Hauses vor und nannte Zweck und Ziel der Reise. Gastfreundlich bekamen wir Quartier und Verpflegung. Schnell waren wir umringt von Jungmännern, die aus Niederösterreich und Wien stammten, Theologiestudenten, die als ehemalige Soldaten der Deutschen Wehrmacht bei einer Heimkehr noch mit russischer Kriegsgefangenschaft zu rechnen hatten. Sie waren nach Kriegsende im Linzer Priesterseminar (= Alumnat) gastlich aufgenommen worden und konnten dort bleiben und auch die theologische Fakultät besuchen, bis sie ohne größeres Risiko zur Vollendung ihres Studiums in ihre Heimatdiözesen zurückkehren konnten. Sie waren sehr interessiert, wie es nun in der russischen Besatzungszone zugehe, was sich in den letzten Kriegswochen ereignet hatte, und besonders hätten alle gerne Nachricht bekommen, ob ihre Angehörigen noch lebten und was diese erlebt und erlitten hatten. Ich wurde auch gebeten, wenn ich nach Krems zurückkomme, ihre Angehörigen brieflich zu verständigen, die ja alle in Ungewißheit und in größter Sorge waren. Es hatte für sie seit Monaten keine Nachricht über das Schicksal ihrer eingerückten Angehörigen gegeben.

Das Ziel des nächsten Tages war St. Johann im Pongau im Bundesland Salzburg. Ich wollte einen guten Bekannten aus Krems besuchen, dessen Schwester mir für ihn einen Brief mitgegeben und mich gebeten hatte, ihn womöglich auch zu besuchen und zu schauen, wie es ihm gehe. Er war gehbehindert und deshalb auch kriegsuntauglich.

In St. Johann steuerten wir zunächst den Pfarrhof an. Dort wollte ich mir Auskunft erbitten, wo ich den Bekannten finden könne und wie es ihm gehe, aber auch um die Möglichkeit einer Übernachtung für meine Begleiterin und für mich nachfragen. Als wir den Hausflur betreten hatten, hörte ich hinter einer der dort befindlichen Türen ein Geräusch. So klopfte ich dort und trat ein. Ich traute meinen Augen nicht. Im Zimmer stand ein Priester, der einem jüngeren Studienkollegen aus dem Mostviertel täuschend ähnlich sah, von dem ich aber wußte, daß er von der GESTAPO verhaftet und in das berüchtigte Konzentrationslager Dachau gebracht worden war. Die Deportation war angeblich erfolgt, weil eine Frau behauptet hatte, der Herr Kaplan habe Nachrichten eines Auslandsenders (= „Feindsenders“) angehört, was streng verboten war.

Nach einigen Sekunden der Überraschung und des Zweifels fragte ich: „Burger Toni?“ – „Ja, Schierer?“ war die Gegenfrage. Die Freude des unerwarteten Wiedersehens war groß.

Ich erfuhr, wie es ihm glückte zu entkommen, als am 18. April 1945, dem Tag vor dem Eintreffen der amerikanischen Armee, das Lager möglichst evakuiert werden sollte. Die ausgehungerten Häftlinge wurden in langen Kolonnen unter SS-Bewachung aus dem Lager gebracht, einem ungewissen Ziel und Schicksal entgegen. Wer unterwegs erschöpft zusammenbrach, wurde mit einem Genickschuß erledigt. Dem Kaplan Burger war es schließlich gelungen, sich unbemerkt in einen Straßengraben fallen zu lassen. Die nachkommenden SS-Aufseher hielten ihn anscheinend für tot.

Nach einiger Zeit kam ein Bauer auf einem mit Stroh beladenen Pferdefuhrwerk gefahren. Er sammelte – jedenfalls unter eigener Lebensgefahr – geflüchtete Häftlinge, versteckte sie im Stroh und brachte sie aus der schlimmsten Gefahrenzone.

Um den Kaplan Burger nahm sich der ebenfalls dem Todeslager entkommene frühere Kaplan von St. Johann im Pongau an. Beiden gelang es, gemeinsam nach St. Johann zu kommen, wo Burger bis zur möglichen Heimkehr bleiben und in der Seelsorge mitwirken konnte.

Ich fragte nach dem Schicksal des Pfarrers Richard Frasl aus Groß-Siegharts, der auch längere Zeit als Häftling im Lager Dachau gelebt hatte, von dem aber in Niederösterreich das Gerücht ging, er sei im Konzentrationslager gestorben. Kaplan Burger versicherte mir, daß Pfarrer Richard Frasl am Tage vor der Evakuierung des Lagers, also am 17. April 1945, an Fleckfieber (= Flecktyphus) gestorben sei. Beim Abtransport aus dem Lager sei ein Berg von Leichen zu sehen gewesen, in dem sich wohl auch der Leichnam von Pfarrer Frasl befunden habe. Diese Nachricht konnte ich nach meiner Heimkehr an Bischof Michael Memelauer nach St. Pölten weiterleiten.

Unser nächstes Ziel war Innsbruck. Von dort konnte meine Begleiterin unschwer allein ihr nahes Ziel erreichen. Ich aber wollte bei dieser Gelegenheit noch eine Frau Maria P. aufsuchen und ihr eine Nachricht über Krems bringen. Sie war jahrelang als Angestellte in Krems tätig gewesen, kannte viele Leute und die Kremser Verhältnisse, hatte sich aber vor Kriegsende aus Angst vor den immer näher kommenden russischen Truppen entschlossen, zu ihren Familienangehörigen in ihre Heimat Tirol zu übersiedeln.

Als ich die Absicht, nach Tirol weiterzureisen, beim Abendessen der Tischrunde verkündete, teilte mir Kaplan Burger mit, daß seit einigen Tagen zwischen den Ländern Salzburg und Tirol eine neue Demarkationslinie bestehe, weil die Amerikaner das von ihnen bisher besetzte Land Tirol der französischen Armee überlassen hatten. Der Kaplan, der mit den neuen Herren in der dortigen Bezirkshauptmannschaft gute Verbindung hatte, bot an, sich dort zu erkundigen und im Bedarfsfall für uns Passierscheine und französisch-österreichische Identitätsausweise zu besorgen.

Am nächsten Tag mußte uns der Kaplan aber mitteilen, daß die neue Demarkationslinie offiziell noch nicht passierbar sei. Die von uns benötigten neuen Dokumente für Tirol könne die Bezirkshauptmannschaft noch nicht ausstellen. Dafür werde ein französischer Offizier zuständig sein, der aber erst in einigen Tagen eintreffen werde. Wir könnten aber ruhig die Bewilligung im Pfarrhof abwarten.

Der Kaplan hatte auch erfahren, daß in den letzten Tagen die wenigen nach Tirol reisenden Leute in der Grenzstation Saalfelden den Zug verlassen mußten. Angeblich seien sie aber zu Fuß auf einem Waldweg unbelästigt und unkontrolliert zur Grenzstation in Tirol gekommen und hätten von dort mit dem Zug ungehindert weiterfahren können.

Was sollten wir tun? Ich hatte noch einige Besuche vor, für die ich meine 14 Urlaubstage benötigte. So widerstrebte es mir, den illegalen Grenzübergang nach Tirol und zurück zu riskieren, weil doch damit zu rechnen war, dabei von einem Grenzkommando aufgegriffen und einige Tage aufgehalten zu werden. Ich wollte auch nicht mehrere Tage müßig das Kommen eines französischen Offiziers in St. Johann im Pongau abwarten. So fuhren wir von St. Johann nach Saalfelden. Von dort gelangte meine Begleiterin über den angegebenen Schleichweg mit einigen anderen Reisenden ohne Schwierigkeiten nach Tirol.

Auf der Fahrt nach Saalfelden gab es übrigens eine Kontrolle aller Reisenden durch die amerikanische Militärpolizei. Vermutlich suchte man nach ehemaligen „Nazigrö-

ben“, die zu Kriegsende in der Alpenregion untergetaucht waren. Einige Reisende wurden aus dem Zug geholt und blieben mit den Polizisten am Bahnhof zurück.

In Saalfelden besuchte ich die Kaufmannsfamilie D. Frau D. stammte aus einer religiösen Kremser Familie. Den Herrn D. hatte sie in Krems kennengelernt, der hier einige Zeit als Offizier lebte. Ich hatte als zuständiger nebenamtlicher Standortpfarrer in Krems das Paar getraut. Vor Kriegsende war auch die Mutter der Frau D., die zuletzt allein als Witwe in ihrer Kremser Wohnung gewesen war, vor den nahenden Russen zur Tochter nach Saalfelden gefahren. Sie war natürlich in großer Sorge, was aus ihrer verlassenen Kremser Wohnung geworden sei.

Mein unerwartetes Kommen löste bei der Familie D. große Freude aus. Natürlich sollte ich ausführlich über Krems und die dortigen gemeinsamen Bekannten erzählen. Hier nur einige Beispiele über Kremser Ereignisse und Anekdoten aus der Zeit nach dem verheerenden Angriff der amerikanischen Bomber Anfang April 1945, die meinen Gesprächspartnern meist noch fremd waren:

Ich erzählte von dem in den letzten Kriegswochen fast jede Nacht die Stadt überfliegenden russischen Flieger – wir nannten ihn „U vau D“ (Unteroffizier vom Dienst), der uns wohl Angst machen sollte und schließlich eine kleinere Bombe auslöste. Über der ganz verdunkelten Stadt hatte er aber keine Zielsicherheit, sodaß seine Bombe nur wenig Schaden machen konnte.

Ich erzählte vom russischen Artilleriebeschuß am letzten Abend vor dem Kriegsende, kurz vor Beginn der geplanten Maiandacht, die unterbleiben mußte. Als wir mit einigen Besuchern nach dem Abendessen im Pfarrhof über den angeblich schon geschlossenen Waffenstillstand plauderten, gab es plötzlich mehrere Granatendetonationen. Die Küche erfüllte eine Staubwolke. Wir suchten verschreckt Deckung hinter den Küchenmöbeln. Eine der Granaten hatte das Pfarrhofdach über der Küche zerfetzt. Durch eine andere Granate war ein Knabe am Pfarrplatz zwischen Kirche und Pfarrhof ums Leben gekommen, und eine Person war in der Nähe der Bezirkshauptmannschaft verletzt worden.

Ich mußte auch über die Schreckenstaten unserer fanatischen „Lokalnazis“ in Form der heimtückischen Massenmorde beim Gefangenenhaus Stein berichten und von dem Entsetzen, das viele Kremser erfaßt hatte, als sie eines Morgens am Platz vor dem Steiner Tor drei höhere Wehrmachtangehörige, Österreicher, die im Kriegsgefangenenlager in Gneixendorf Dienst gemacht hatten, auf einem neu errichteten Galgen erhängt sehen mußten.

Ich wurde auch nach dem Schicksal der zu Kriegsende geflüchteten fanatischen Nationalsozialisten gefragt. Gott sei Dank konnte ich auch einige erfreuliche Erlebnisse aus Krems berichten, so zum Beispiel, daß mich viele in der Nazizeit aus der Gemeinschaft der katholischen Kirche ausgetretene Kremser um die Wiederaufnahme gebeten hatten.

Ein anderes Erlebnis: Einige Tage vor Kriegsende hatte ich am Kremser Friedhof ein Begräbnis zu leiten. Kaum waren wir zum offenen Grab gekommen, brauste ein russischer Flieger von Osten kommend im Tiefflug heran. Nach einer Schleife über der Stadt überflog er uns nochmals im Tiefflug. Ich war auf Schüsse mit den Bordwaffen gefaßt. Er flog aber friedlich über uns hinweg.

Meinen interessierten Zuhörern erzählte ich auch von der Durchsuchung des Kremser Pfarrhofes bald nach Kriegsende. Man kontrollierte, ob sich hier Soldaten der Deutschen Wehrmacht oder geflüchtete prominente Nationalsozialisten verborgen hatten. Die Kon-

trolle erfolgte unter Führung eines Offiziers ruhig, aber gründlich. Jeder Raum wurde in Gegenwart der Pfarrhofbewohner besichtigt. Zuletzt wurde das große Zimmer über dem Pfarrhofeingang kontrolliert. Dort hatten bombengeschädigte Familien ihre aus den zerstörten Wohnungen noch halbwegs brauchbaren Möbel mit Wäsche etc. eingestellt. Einer der Soldaten öffnete einen Kasten und fand darin eine Ziehharmonika. Voller Freude nahm er sie heraus und begann darauf zu spielen. Schließlich befahl der Offizier dem sichtlich widerstrebenden Soldaten, die Harmonika wieder in den Kasten zu legen.

Für meine Rückreise bestand die Familie D. darauf, eine Flasche Schnaps und Zigaretten anzunehmen, um mit Hilfe dieser begehrten Dinge die russische Demarkationslinie möglichst gefahrlos überqueren zu können. Frau D. und ihre Mutter waren daran sehr interessiert, daß ich auf der Rückfahrt in Salzburg die dort verheiratete Schwester der Frau D. besuche und diese ausführlich über Krems informiere. Andererseits wollte ich möglichst bald wieder nach Linz kommen, denn ich plante noch einige Informationsbesuche, vor allem aber nach Steyr zu dem dort auf eine Heimkehrmöglichkeit wartenden Kremser Jungmesner Karl W., von dessen Familie ich einen Brief mithatte.

Nach dem Informationsbesuch bei Familie R. in Salzburg benützte ich einen Abendzug nach Linz. Dieser Zug war so überfüllt, daß ich nur noch auf dem untersten Trittbrett eines Waggons mühsam stehend, dem Fahrtwind preisgegeben, mitkommen konnte.

Bei der Ankunft in Linz war ich total erschöpft. Schon am Bahnhof gab es für mich eine schockierende Neuigkeit. Die Amerikaner hatten ganz Oberösterreich nördlich der Donau der russischen Armee überlassen. Schon in der vergangenen Nacht habe man in Enns Hilfeschreie bedrängter Frauen aus Mauthausen gehört. Die Russen hätten zwar die Stadt Urfahr (Zwillingsstadt von Linz) noch nicht erreicht, doch dürften sie nicht mehr weit davon entfernt sein.

Das war eine Hiobsbotschaft für mich. Wenn es mir nicht gelang, noch vor den Russen in Urfahr zu sein und dort deren Vormarsch abzuwarten, war ich gänzlich der Willkür russischer Grenzposten ausgeliefert. Die Donau als neue Demarkationsgrenze hätte ich notfalls wohl nicht heimlich überqueren können. Die geplante Besuchsfahrt nach Steyr kam nun nicht mehr in Frage. Aber sofort über die lange Donaubrücke nach Urfahr zu wandern und dort bei angebrochener Nacht ein Nachtquartier zu suchen, schien mir bei meiner Erschöpfung auch nicht machbar. Ich brauchte unbedingt ein paar Erholungsstunden im schon bekannten Priesterseminar und mußte bei Morgengrauen versuchen, noch vor dem Eintreffen der Russen über die Brücke zu kommen.

Am frühen Morgen wanderte ich – nun wieder gekräftigt – über die Linzer Donaubrücke nach Urfahr. Es war wie im tiefsten Frieden weder ein amerikanischer noch ein russischer Soldat zu sehen. Ich entschloß mich, die Stunde zu nützen und auf der praktisch menschenleeren Straße ostwärts nach Steyregg zu marschieren. Dort traf ich auf die ersten Russen, die auf den Telefon- und Lichtmasten mit den Leitungsdrähten beschäftigt waren. Kurz darauf begegneten mir geschlossene Truppeneinheiten, Marschkolonnen, die mich einsamen Wanderer staunend anblickten, als wäre ich ein Fossil aus einer anderen Welt. Mir wurde immer unheimlicher zumute, und ich fühlte, ich sollte von dieser Aufmarschstraße verschwinden. Ich fragte einen Bauern, ob es nicht auch einen Feldweg nach Schwertberg gäbe. Es gab einen solchen. Auf dem ganzen Weg bis Schwertberg begegnete ich keinem Menschen. Auch in Schwertberg war kein Russe mehr zu sehen. So konnte ich ganz unbehelligt mit dem nächsten Zug nach Krems fahren.

Meine gewagte und ereignisreiche Reise ging so etwas früher als erwartet und trotz aller überraschenden Wendungen letztlich glücklich und erfolgreich zu Ende.

Literaturhinweise²⁾

Harry Kühnel, Krems 1938 – Krems 1945. Vom Jubel zum Trümmerhaufen. Ausstellungskatalog (Krems 1985).

Kurt Preiß, Krems im Jahre 1945. Ereignisse, Entwicklungen, Erinnerungen (Krems 1994).

Kurt Preiß, Von der Befreiung zur Freiheit. Krems 1945-1955 (= Band 2 der zeitgeschichtlichen Schriftenreihe des Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung in Krems, Krems 1997).

Robert Streibel, Der lange Weg zur Befreiung (= Kremser Nachrichten 2/1985, Krems 1985).

Robert Streibel, Die Stadt Krems im Dritten Reich. Alltagschronik 1938-1945 (Wien 1993).

²⁾ Ergänzung durch die Redaktion.

Andreas Kompek

Unsere tschechischen Nachbarn und wir: ein Beitrag zum Abbau nationaler Vorurteile Aktivitäten der Volkshochschule Krems im Rückblick

Vorgeschichte

Im Frühjahr 1993 erhielt die Volkshochschule Krems einen Brief der „Integrovaná střední škola“, einer Höheren Technischen Schule für das Glasgewerbe im südböhmischen Chlum u Třeboně, unweit der tschechisch-österreichischen Grenze. Er enthielt die Bitte um eine Kontaktaufnahme zwecks möglicher gemeinsamer Veranstaltungen. Die Volkshochschule Krems trat dieser Bitte auch insofern sehr gerne näher, als sie bereits Tschechisch in ihrem Weiterbildungsprogramm anbot. Ein Besuchstermin war rasch vereinbart, und so fuhr eine kleine Delegation der Volkshochschule Krems, bestehend aus den beiden Vorsitzenden, Dipl.-Ing. Herwig Rabl und Dr. Hans Angerer, unserem leider bereits verstorbenen Tschechischkursleiter Erich Pták und dem Verfasser, im Spätsommer 1993 zu unserem tschechischen Nachbarn. Der Empfang in der Schule war sehr herzlich, und man kam einander sehr rasch näher. Der tiefere Sinn dieses Besuchs lag ja vor allem darin, durch mögliche gemeinsame Veranstaltungen zu einem besseren Kennenlernen des jeweiligen Nachbarn und somit auch zu einem Abbau nationaler Vorurteile beizutragen.

Erstes Ergebnis war der Beschluß, Sprachkurse im jeweils anderen Land zu veranstalten. So sollte eine Gruppe von Schülerinnen und Schülern der besuchten Schule eine Woche in den Ferien in Krems und eine Gruppe aus Krems eine Woche in Chlum u Třeboně verbringen. Bei einem Gegenbesuch in Krems wurden alle näheren Details der

geplanten Gemeinschaftsaktivitäten fixiert, und somit konnten die ersten Kurse bereits im Sommer 1994 starten, nachdem alle Rahmenbedingungen geschaffen worden waren, und das waren gar nicht so wenige. Schließlich war es ein Pilotprojekt, mit allen dazugehörigen Geburtswehen. Alles in allem kann man aber mit dem Ablauf mehr als zufrieden sein.

Kursteilnehmer der Volkshochschule Krems lernen Südböhmen kennen

Im Sommer 1994 brachen die ersten Kursteilnehmer der Volkshochschule Krems nach Südböhmen auf, um dort Tschechischvokabel zu pauken und Land und Leute kennenzulernen. Ich war einer von ihnen. Untergebracht wurden wir im Internat der oben angesprochenen Schule in Chlum u Třeboně. Der Unterricht, gestaltet von einer äußerst netten Professorin aus Olmütz, fand ebenfalls in dieser Schule statt. Im Zuge des attraktiven Rahmenprogramms wurde Sehenswertes in der näheren und auch weiteren Umgebung besichtigt. Abends wurden lokale Bier- oder Weinstuben erkundet. Der Aufenthalt wurde uns so angenehm wie möglich gemacht, und wir haben uns bei unseren Gastgebern äußerst wohlgefühlt. Die Woche verging wie im Flug, und wir traten doch mit etwas Wehmut die Heimreise an, allerdings mit dem Versprechen, im nächsten Jahr wiederzukommen. Und wir sind 1995 tatsächlich wiedergekommen, wobei die Gruppe allerdings etwas anders zusammengesetzt war. In diesem Jahr waren wir wieder in einem Internat untergebracht, allerdings in der Bezirksstadt Třeboň, nicht weit von Chlum. Třeboň bietet eine Reihe interessanter Sehenswürdigkeiten und verfügt über einen beachtlichen historischen Stadtkern. Wir haben wieder vieles gelernt und Neues kennengelernt, auch neue Freundschaften wurden geschlossen. Der Abschied von unseren fürsorglichen Gastgebern fiel ziemlich schwer. Im Jahr darauf kam leider kein Kurs mehr zustande, was vermutlich an einem doch etwas rückläufigen Interesse an der tschechischen Sprache liegen dürfte. Die Euphorie über die Ostöffnung ist vorbei, die Blicke sind stramm nach Brüssel gerichtet. Die Lücke wurde allerdings durch die Intensivierung der geknüpften Privatkontakte geschlossen. Unsere Ziele und Anliegen sind erreicht worden, den geänderten Umständen zum Trotz. Und die Volkshochschule Krems hält an dieser Linie fest. Diverse Veranstaltungen, vor allem aber regelmäßige Exkursionen in verschiedenste Regionen Tschechiens sollen die allzulange verschütteten Nachbarschaftskontakte wieder intensivieren.

Tschechische Schülerinnen und Schüler lernen die gesellschaftspolitischen Verhältnisse ihrer österreichischen Nachbarn kennen

Unter diesem Motto stand bereits fünfmal in Folge (1994-1998) der Besuch von tschechischen Schülerinnen und Schülern aus Südböhmen in Krems an der Donau. Im ersten Jahr wurden die Schülerinnen, Schüler und ihre Begleitperson in einem Studentenwohnheim in Krems untergebracht. In den folgenden Jahren gelang es mir – nach zahlreichen Rücksprachen mit Freunden und Verwandten – unsere Gäste bei Gasteltern unterzubringen, was sich als äußerst positiv herausgestellt hat. Die Entscheidung, unsere jungen Freunde bei Gasteltern unterzubringen, hat in jeder Hinsicht die erhofften Früchte getragen. Denn dadurch konnten bessere Einblicke in die gesellschaftlichen und familiären Realitäten gewonnen werden. Außerdem waren unsere Freunde quasi dazu „gezwungen“, ihre Deutschkenntnisse auch in der Praxis anzuwenden und umzusetzen, da sie nun

nicht mehr geschlossen in der Gruppe untergebracht waren. Die Gasteltern haben sich immer sehr um ihre Schützlinge bemüht und diese auch ins Herz geschlossen. Leider haben wir immer noch Probleme damit, genügend Gasteltern zu finden.

Die Aufenthaltskosten für die tschechischen Schülerinnen und Schüler wurden grundsätzlich durch die Teilnehmer selbst aufgebracht, wobei sich diese durch die Unterbringung bei Gasteltern doch ganz erheblich verringerten. Immerhin liegt ein tschechisches Durchschnittseinkommen doch ganz deutlich unter einem österreichischen, sodaß eine Woche in Österreich eine ziemliche finanzielle Belastung für die Eltern der Schülerinnen und Schüler darstellt.

Die Volkshochschule Krems hat sich deshalb auf die Suche nach Subventionen und etwaigen Sponsoren begeben, zunächst allerdings nicht sonderlich erfolgreich. Für die öffentliche Hand waren Projekte dieser Art nicht förderungswürdig. Wir haben uns aber nicht entmutigen lassen und haben dann doch Subventionsgeber gefunden.

Die „Österreichische Gesellschaft für politische Bildung“ hat dieses Projekt viermal in Folge finanziell unterstützt, weitere Unterstützung haben wir durch den „Verband Österreichischer Volkshochschulen“ sowie den „Lions Club Krems“ bekommen, wofür wir wirklich sehr dankbar sind, denn dadurch konnten die Kurs- und Aufenthaltskosten für die tschechischen Schülerinnen und Schüler sehr niedrig gehalten werden. Ohne diese finanziellen Zuwendungen wäre eine Fortsetzung dieser Aktivitäten nicht oder nur sehr schwer möglich und die Belastung für die Eltern zu groß.

An diesem Beispiel zeigen sich die Folgen des geringen finanziellen Handlungsspielraums von Erwachsenenbildungseinrichtungen wie den Volkshochschulen und das Spannungsverhältnis, in dem sich diese befinden. Einerseits soll man einem gesellschaftspolitisch und auch politisch gewünschten Bildungsauftrag gerecht werden, andererseits hat man aber kaum genug Sauerstoff zum Atmen. Die Volkshochschule Krems wird sich aber auch weiterhin dieser wichtigen Aufgaben annehmen, ungeachtet der politischen Wert-, oder wohl richtiger gesagt, der politischen Geringschätzung, trotz ständiger Lippenbekenntnisse.

Projekt 1998: „Zukünftige EU-Bürgerinnen und EU-Bürger befassen sich mit Fragen der Europäischen Union“ (27. Juli bis 2. August 1998)

Das diesjährige Schwergewicht des Projektes lag im Kennenlernen der Europäischen Union (EU). Tschechien ist ein Beitrittskandidat, und wir haben die österreichische Ratspräsidentschaft zum Anlaß genommen, unseren jungen Freunden die Europäische Union etwas näherzubringen, da in Tschechien wohl noch erhebliche Informationsdefizite über die EU bestehen. Es wurden in Impulsreferaten Informationen vermittelt, über die anschließend diskutiert wurde. Unsere Gäste waren mit Eifer bei der Sache und zeigten großes Interesse an der EU.

Im Detail wurden folgende Inhalte angeboten:

Vorführung eines Videofilms über „Wachau und Nibelungengau“:

Ziel: Audiovisuelle Darstellung der Region.

Thematisierung der Begriffe „Heimat“, „Nation“ und „Grenze“:

Eine funktionierende EU bedingt den Abbau nationaler Vorurteile. Wir haben uns deshalb mit den Begriffen inhaltlich beschäftigt, da sie für diesen Prozeß eine zentrale Bedeutung haben. Ich habe im Juni 1998 an einem SOKRATES-Seminar im Bundesinsti-

tut für Erwachsenenbildung in Strobl teilgenommen, wo wir uns unter anderem auch über diese Themen unterhalten haben. Deshalb wurde versucht, den Teilnehmern diese Überlegungen in kurzen Statements näherzubringen. Folgende Fragen wurden in Gruppen erarbeitet:

- ☆ Was verstehe ich unter Heimat/Nation/Grenze?
- ☆ Was und wo ist meine Heimat?
- ☆ Was verbinde ich mit Heimat/Nation/Grenze?
- ☆ Habe ich positive, negative oder neutrale Assoziationen zu Heimat/Nation/Grenze?
- ☆ Welche Bedeutung hat Heimat/Nation/Grenze für meine persönliche Lebensgestaltung?

Die Schülerinnen und Schüler haben sich sehr bemüht, alle Fragen in Deutsch zu beantworten. Die Ergebnisse waren durchaus aufschlußreich:

Heimat wird gleichgesetzt mit:

„mein Haus“, „meine Ortschaft“, „Südböhmen“, „Tschechische Republik“, „saubere Natur“, „Kirchen und Klöster“, „Flüsse und Wälder“, „Platz, der mir gefällt“.

Nation wird gleichgesetzt mit:

„Leute mit gleicher Vergangenheit“, „Gebiet mit gemeinsamen Rechten und Pflichten“.

Grenze wird gleichgesetzt mit:

„Platz, wo ein Land endet und ein zweites beginnt“.

Was und wo ist meine Heimat?

„Heimat ist überall, wo es mir gefällt“, „Heimat ist dort, wo ich verstanden werde“, „meine Heimat ist Tschechien“.

Mit Heimat verbindet man:

„Menschen, die in Tschechien leben“, „Tradition“, „Linde (= nationales Symbol)“, „Lieder“, „Hymne“, „Sprache“.

Mit Nation verbindet man:

„Flagge – weiß-blau-rot“, „Farben können viel bedeuten: Rot – Blut; Weiß – Taube des Friedens; Blau – Wasser“, „Menschen“, „Linde (= nationaler Baum)“, „gemeinsame Empfindungen“, „Orte, die für eine Nation wichtig sind, historische Orte“, „die Linde, unser nationaler Baum, ist für uns wichtig“.

Mit Grenze verbindet man:

„positive, aber auch negative Dinge“.

Welche Assoziationen habe ich zu „Heimat“?

Positive: „meine Freunde“, „meine Eltern“, „Natur“.

Negative: „meine Großeltern wurden verfolgt und ihr Besitz konfisziert“.

Welche Assoziationen habe ich zu „Nation“?

Positive: „Einer für alle – alle für einen“.

Negative: „Einige Gruppen, wie die Skinheads“, „Minderheiten, wie Zigeuner“.

Welche Assoziationen habe ich zu „Grenze“?

Positive: „Ohne Grenzen kann man frei reisen, ohne Reisepaß“, „ohne Grenzen kann man in allen Ländern arbeiten und studieren“.

Negative: „Keine Grenze bedeutet kein Gebiet und kein Ausland“, „Für uns ist es schwer, sich eine Welt ohne Grenzen vorzustellen“.

Für meine persönliche Lebensgestaltung bedeutet Heimat:

„Heimat hat für mich eine große Bedeutung“, „Schule, Eltern“, „meine Familie, unser Haus“, „tschechisches Eishockey“, „Heimat hat für mich keine oder nur eine kleine Bedeutung“.

Für meine persönliche Lebensgestaltung bedeutet Nation:

„Manchmal bin ich stolz, wenn etwas Gutes gelingt“, „jede Familie gehört zu unserer Nation“, „jede Familie hat gemeinsame Rechte und Pflichten“, „alle sind stolz, wenn ein Angehöriger unsrer Nation einen Erfolg hat (Emil Zatopek, tschechische Eishockey-Nationalmannschaft)“.

Für meine persönliche Lebensgestaltung bedeutet Grenze:

„Wir können uns noch schwer eine Welt ohne Grenzen vorstellen“.

Führung durch die Volksbank Krems

Direktor Franz Lagler führte wiederum durch die Bank (das fünfte Mal in Folge!) und referierte anschließend über „Auswirkungen des Euro und der EU auf den Bankbereich“.

Führung durch das WEINSTADTmuseum und die Stadt Krems

Krems bietet eine Fülle kultureller und historischer Schätze, sodaß unsere Gäste viele bleibende Eindrücke mit nach Hause nehmen konnten.

Empfang durch die Stadt Krems

Frau Vizebürgermeister Inge Rinke begrüßte unsere Gäste im Namen der Stadt Krems sehr herzlich und erteilte bereitwillig Auskunft zu kommunalen und kommunalpolitischen Fragen.

Einführung in Begriffe und Institutionen der EU

Wegen der zweifellos vorhandenen Informationsdefizite über die EU erschien es sinnvoll, wichtige Termini und Institutionen der EU kurz zu erklären. Dies diente auch als eine Art Einführung in den folgenden Programmpunkt: „Der Krieg ums Himbeereis“.

StR. Dr. Elisabeth Heinzl-Schiel, Leiterin des Europareferates des Landes NÖ, hat mit dem Comic für junge Leute „Der Krieg ums Himbeereis“ für ein friedliches Europa ohne Grenzen geworben. Es handelt sich um eine Publikation der Europäischen Kommission, richtet sich an Jugendliche und erklärt in Form einer abenteuerlichen Geschichte die Vorteile einer europäischen Zusammenarbeit. Darüber hinaus bietet das Comic kurzgefaßte Infos über die Europäische Union.

Inhalt: „Ein friedliches Europa ohne Grenzen – für Max, Christine und Paul eine Selbstverständlichkeit. Bis eine mysteriöse Homepage im Internet die drei Helden dieses Comics in ein Land lange vor unserer Zeit verschlägt. Hier stehen noch Wächter am Stadttor, und jeden Sommer bricht aufs neue der Krieg ums Himbeereis aus. Die Menschen in diesem Land haben eine gründliche Lektion in Sachen Solidarität und Europa nötig. Max, Christine und Paul kommen für eine Nachhilfestunde gerade richtig.“

Kulinarisch abgerundet wurde diese interessante Veranstaltung mit einem – wie könnte es anders sein – Himbeereis.

Führung durch die Donau Universität Krems

Die Leiterin der Bibliothek der Donau Universität Krems, Dr. Judith Bauer, gab den Teilnehmern einen Überblick über die Universität. Um einen Konnex zur europäischen



Dr. Judith Bauer führt die Projektteilnehmer durch die Donau Universität Krems
(Foto: Andreas Kompek, Krems)



Projektteilnehmer im Fellnerhof mit Dipl.-Ing. Herwig Rabl von der Volkshochschule Krems (links) und Dr. Oskar Schild vom „Lions Club Krems“ (rechts)
(Foto: Andreas Kompek, Krems)

Dimension herzustellen, informierte Dr. Eugen Kanonier von der Abteilung „Europäische Integration“ über transnationale Ausbildungsprogramme. Einige Schülerinnen und Schüler haben angedeutet, daß sie möglicherweise später einmal als Studenten an die Donau Universität wiederkehren möchten.

Impulsreferat über die EU-Osterweiterung

Ein Impulsreferat über den Stand der Diskussionen um das Thema EU-Osterweiterung in Österreich und der Europäischen Union sollte eine Diskussion mit den Teilnehmern auslösen.

Zwecks Gesprächsstrukturierung wurden drei Impulsfragen gestellt:

- ☆ Was stelle ich mir unter EU-Osterweiterung vor? Was weiß ich schon darüber?
- ☆ Welche Stimmung herrscht meiner Meinung nach in der Tschechischen Republik zum Thema EU-Osterweiterung“?
- ☆ Werden wir über die EU-Osterweiterung in unserer Heimat ausreichend informiert?

Der Wissensstand der Teilnehmer zu dieser wichtigen Frage erwies sich überraschend als eher bescheiden. Für die meisten von ihnen waren die gegebenen Inputs bei diesem Seminar die ersten fundierten Informationen zum Thema. Die meisten wußten, daß es seitens der EU auch mit Tschechien Beitrittsverhandlungen gibt und daß die Beitrittswerber bestimmte Bedingungen zu erfüllen haben, um aufgenommen werden zu können.

Ungarn, Polen und Tschechien wurden die besten Chancen für eine Aufnahme zugesprochen. Der Osterweiterung wird große Bedeutung zugemessen, da man in diesen Staaten mehrheitlich überzeugt ist, nicht unabhängig bleiben zu können und sich entweder für den Osten oder den Westen entscheiden zu müssen. Der eingeschlagene Weg der EU-Osterweiterung ist für alle jedenfalls richtig und wichtig.

Man war ziemlich einhellig der Auffassung, daß jene Menschen in Tschechien, die über den Stand der Dinge informiert sind, eher zur EU tendieren als die Uninformierten, denen ein Beitritt eher gleichgültig ist. Man war auch der Meinung, daß besonders „die Politiker“ in die EU wollen. Jene, die sich dazu nicht genau festlegen konnten oder wollten, glaubten aber auch, daß die Stimmung für einen Beitritt in Tschechien eher positiv sei. Viele Tschechen dürften aber noch ziemlich uninformatiert sein, diesen Eindruck vermitteln jedenfalls die Kernaussagen unserer jungen Gäste.

Die meisten Schülerinnen und Schüler beklagten sich darüber, daß sie – so wie viele Tschechinnen und Tschechen – unzureichend über die EU informiert werden. Teilweise erhalten sie Infos in der Schule, in den Medien erörtert man diese Thematik noch eher wenig. Der Grundtenor ist aber, daß die jungen und gebildeteren Menschen noch am ehesten Bescheid wissen.

Referat: National oder übernational? – eine komplizierte Geschichte – von der Habsburgermonarchie bis zur EU, dargestellt an der Beziehung zwischen Österreichern und Tschechen

Dr. Hans Angerer, Historiker, Germanist und Erwachsenenbildner mit Leib und Seele, ein Kenner der tschechisch-österreichischen Geschichte, referierte über Kontinuitäten und Bruchlinien zwischen Österreichern und Tschechen und diskutierte mit den Teilnehmern über die wechselvolle Geschichte dieser Beziehung.

Im großen und ganzen waren unsere Schützlinge mit dieser Woche zufrieden, obwohl doch bei einigen ein gewisser Hauch von Heimweh zu spüren war.

Resümee

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß diese Wochen, die immer viel zu schnell vergangen sind, wohl für alle Beteiligten persönliche Bereicherungen brachten. Es kam zu vielen Sozialkontakten, die Schülerinnen und Schüler fühlten sich bei ihren Gastfamilien sehr wohl, und auch die Gastfamilien waren von ihren Schützlingen sehr angetan. Es wurden Freundschaften geknüpft und private Gegenbesuche versprochen. Den jungen Gästen gebührt große Anerkennung für ihr Engagement und ihre Selbstdisziplin. Für viele Schülerinnen und Schüler war es der erste Aufenthalt in Österreich. Wir werden diese Aktion auch heuer wieder starten.

Es ist zwar nur ein kleiner und bescheidener Beitrag, den die Volkshochschule Krems zum Abbau nationaler Vorurteile leistet, aber sie leistet immerhin einen und beläßt es nicht bei bloßen Lippenbekenntnissen.

Dieses Projekt wurde 1998 bereits das fünfte Mal in Folge durchgeführt. In diesen fünf Jahren sind 52 tschechische Schülerinnen und Schüler nach Krems gekommen, um Land und Leute kennenzulernen. Die Schülerinnen und Schüler waren gerade beim letzten Projekt durch die Dichte des Gebotenen besonders gefordert. Der Unterricht und das Rahmenprogramm waren aber doch so angelegt, daß niemand wirklich überfordert worden sein dürfte. Es war vielmehr so, daß der Projektleiter sehr gefordert wurde,

bedingt durch eingehende Beschäftigung mit EU-Themen im Vorfeld des Projektes, was einem überzeugten Europäer allerdings nicht besonders schwerfällt.

Abschließend erlaube ich mir, ein paar persönliche Bemerkungen grundsätzlicher Natur zu machen. Offizielle Stellen betonen zwar immer wieder die Wichtigkeit des Erlernens der Sprachen unserer Nachbarn, die Rahmenbedingungen sehen aber leider etwas anders aus. Wieso ermöglicht man z. B. nicht, daß tschechische Kolleginnen und Kollegen offiziell als Sprachkursleiterinnen und -leiter nach Österreich kommen dürfen, um hier Tschechisch zu unterrichten? Dies ist derzeit nicht möglich, da die Beschäftigungsquote zum Tragen kommt. Nur ist es doch so, daß in diesem besonderen Fall niemandem ein Arbeitsplatz streitig gemacht wird, da es in Österreich, zumindest im ländlich-kleinstädtischen Bereich, keine oder zu wenige qualifizierte Tschechisch-Kursleiterinnen und -leiter gibt. Hier bestünde dringender Handlungsbedarf, Lippenbekenntnissen sollten konkrete Taten folgen!

NEUERSCHEINUNG!

Fritz F. Steininger (Hg.)

Erdgeschichte des Waldviertels

(Zweite, erweiterte Auflage, 208 Seiten mit zahlreichen Abbildungen
und einer geologischen Karte als Beilage)

Neu im Buch ist der Beitrag „Geotope im Waldviertel“ – eine Übersicht!

Preis öS 350,-

Lieferbar ab Mitte April 1999.

Bestelladresse: WHB, A-3580 Horn, Postfach 100.

Waldviertler und Wachauer Kulturberichte

Altenburg

35000 stürmten Stift

„Wir sind stolz darauf, eine derartig tolle Bilanz erstellen zu können“, freut sich Abt Bernhard Naber. Die Ausstellung zum 300. Geburtstag Paul Trogers lockte 28000 Besucher an, rund 5000 kamen zu Allegro vivo, zum Sommertheater und zur Musikakademie, dazu 2000 Besucher vor und nach der Ausstellung.

Aber schon richtet Abt Bernhard einen Blick in die nächste Saison. Im Mittelpunkt der Ausstellung 1999 „Mönche, Maurer, Maler“ vom 21. 3. bis 1. 11. in den Marmorzimmern des Kaisertraktes steht das Werden des Barockstiftes Altenburg. Drei herausragende Persönlichkeiten – Abt Placidus Much, Josef Munggenast und Paul Troger – haben das Aussehen des Stiftes geprägt. Ihre Ideen und deren Umsetzung einschließlich der verschiedenen Arbeitstechniken bilden einen wichtigen Schwerpunkt. Das Gerüst in der Kaiserstiege bleibt erhalten. Dort haben alle Besucher die Möglichkeit, das heuer restaurierte Fresko zu sehen und die neuesten Details aus den Restaurierungsarbeiten zu erfahren.

„Gemeinde und Stift gehen gemeinsame Wege im Marketing. Heuer wurde ein erster Schritt in Richtung einer touristischen Vermarktung gesetzt“, betont Abt Naber. Eine Imagemappe wurde aufgelegt, die den Besucher rasch mit Hilfe von Bildern über das Angebot informieren soll. Im Rahmen des Abschlußfestes wurde eine CD – „Organo Pleno“ – gespielt von Dr. Peter Hrnčirik auf der Pfliegler-Orgel (1773), vorgestellt. Der Reinerlös aus dem Verkauf soll für die Renovierung der Orgel verwendet werden.

NÖN/Horn-Eggenburg, 4. 11. 1998

Edelhof

Museum als Erlebnis

Das Schulmuseum Edelhof wurde am 30. Oktober 1998 im Rahmen des Jubiläumsfestes der Edelhofer Fachschule und der Saatzucht Edelhof feierlich eröffnet. Vor rund einem Jahr hatte die Direktorin der Landwirtschaftlichen Berufsschule Edelhof Isolde Kernndl die Idee, anlässlich des runden Jubiläums des traditionsreichen Agrarbildungszentrums ein „Schulmuseum“ einzurichten. Dank des tatkräftigen Einsatzes vieler Edelhofer/innen wurde es zeitgerecht zum Jubiläum fertiggestellt.

Zahlreiche Besucherinnen und Besucher nützten bereits das neue Kulturangebot und äußerten sich begeistert über das ebenso aufwendig wie liebevoll gestaltete Museum. Das „Schulmuseum“ breitet seine Schätze nicht offen vor den Augen der Besucher/innen aus, sondern diese müssen sich, ihrer Neugier folgend, durch Öffnen von Dutzenden Laden, Klappen und Schiebern aktiv um ihr Ausstellungserlebnis bemühen.

Wer sich die Zeit zum Suchen nimmt, wird durch viele, teils kuriose Entdeckungen belohnt. Die eingebauten Diabetrachter mit Tierdarstellungen sowie Greiföffnungen, in denen man plötzlich fremdwirkende Gegenstände ertasten kann, sprechen besonders Kinder an, die auch eine großzügige Spielecke vorfinden.

Frühere Absolventen der Schule werden sich womöglich in den drei auf großen Pulten angebrachten Alben auf alten Klassenfotos wiederfinden. Wer sich seinen Ausbildungsweg erst suchen möchte, dem ist das Europäische Bildungsnetzwerk der landwirtschaftlichen Schulen eine Hilfe, das ebenso wie eine Multimediapräsentation des Edelhofes via Computer-Touch-Screen abgerufen werden kann. Einen bleibenden Eindruck vom Schüleralltag früher und heute vermittelt die liebevoll gestaltete Tondiaschau.

Ein großer Teil der Ausstellungsstücke sind Leihgaben und Schenkungen. Über 50 Personen aus dem Waldviertel und darüber hinaus hatten auf die Aufrufe der NÖN reagiert. Das Schulmuseum Edelhoft ist täglich außer Samstag von 14 bis 16 Uhr geöffnet, für Gruppen auch nach Voranmeldung. Anmeldung und Informationen: Tel. 0 28 22/52402.

*NÖN/Zwettler Zeitung,
25. 11. 1998*

Eggenburg

**Krahuletz-Museum:
Dr. Johannes M. Tuzar
neuer Leiter**

Das traditionsreiche Krahuletz-Museum in Eggenburg hat seit 1. Jänner 1999 einen neuen Leiter: Nach der Ausgliederung durch die Stadtgemeinde, einer öffentlichen Ausschreibung und umfassenden Hearings wurde vom Vorstand der Krahuletz-Gesellschaft der 41jährige Dr. Johannes M. Tuzar zum neuen Museumsleiter bestellt. Er ist seit Jahrzehnten Mitarbeiter bei



Schulmuseum Edelhoft

(Foto: Franz Pötscher, Frauenhofen)



Johannes M. Tuzar

(Foto: Martin Kalchauer, Krems)

urgeschichtlichen Projekten des Krahuletz-Museums. Zu seinen zukünftigen Aufgaben gehört unter anderem auch die Neuaufstellung der weiteren Schausammlungen des Krahuletz-Museums im Bereich der Ur- und Frühgeschichte sowie der Volkskunde. Auch möchte er wissenschaftliche Publikumsfolgen ähnlich den Jahresberichten aus den ersten Jahrzehnten der Krahuletz-Gesellschaft wiederaufleben lassen.

Dr. Johannes M. Tuzar ist gebürtiger Wiener und studierte als Werkstudent Ur- und Frühgeschichte sowie Kunstgeschichte an der Universität Wien. Er war Mitarbeiter bei zahlreichen wissenschaftlichen Forschungsvorhaben, so etwa beim Projekt „Neue Wege zur Frühgeschichtsforschung“ im Gebiet des Kamptales unter Univ.-Prof. Dr. Herwig Friesinger. Seit 1991 ist er als archäologischer Leiter beim Verein ASINOE mit der Koordination und wissenschaftlichen Durchführung von Ausgrabungen und bauhistorischen Aufnahmen betraut. Schwerpunkt seiner Forschungstätigkeit waren neben mittelalterlichen Klosteranlagen in Altenburg, Tulln und Pernegg die Burganlagen von Sachsendorf, Feinfeld und Loibersdorf bei Gars am

Kamp. Weiters leitete er zahlreiche Rettungsgrabungen in urzeitlichen und mittelalterlichen Siedlungen wie u. a. in Roggendorf, Ravelsbach, Mörtersdorf und Eggenburg. Zu seinen Arbeiten gehören auch die Konzeption und Durchführung von Ausstellungen wie „Die Rentierjäger vom Grubgraben“, die Präsentation aktueller Grabungsergebnisse und Bauforschungen sowie Vortragstätigkeiten über neue Forschungsergebnisse. Ebenso war er 1983 bis 1986 Mitarbeiter bei einem interdisziplinären Forschungsprojekt auf St. Lucia, Westindien. Unter seinen fast dreißig Publikationen ist besonders die umfangreiche Dissertation „Die ur- und frühgeschichtliche Besiedlung der Heidenstatt bei Limberg, Niederösterreich“ hervorzuheben.

NÖ Landeskorespondenz, 30. 12. 1998

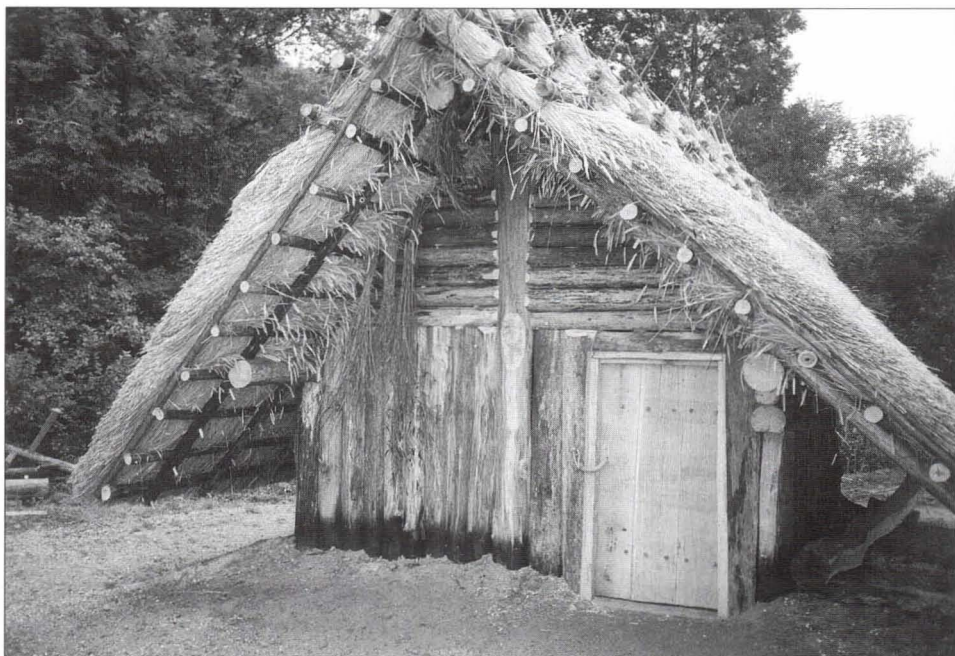
Elsarn

Germanengehöft ist gewachsen

In den letzten Wochen waren wieder Studenten der Ur- und Frühgeschichte am Werk, um gemeinsam mit der Bevölkerung Elsarns das „Germanengehöft“ zu erweitern. In gemeinsamer Arbeit entstanden zwei Grubenhäuser, die in verschiedenen Techniken erbaut wurden. Eines hat feste Wände in Form von Eichenbohlen, beim anderen bestehen die Wände aus Flechtwerk, die Dächer wurden von einem Handwerker aus Langschlag im Waldviertel mit Stroh gedeckt.

Der Vorstand des Instituts für Ur- und Frühgeschichte, Univ.-Prof. Dr. Herwig Friesinger, hat die Baustelle besucht und sich lobend über die Arbeiten geäußert. Im November will Friesinger mit einer Gruppe von Fachleuten der Akademie der Wissenschaften wiederkommen. 1999 werden ein Töpferofen, ein Pfostenspeicher und andere Attraktionen errichtet.

NÖN/Kremser Zeitung, 19. 10. 1998



Grubenhause
(Foto: Erich Broidl, Elsarn)

Zusammenarbeit zwischen Niederösterreich und China Willi Dungal errichtet Zentrum für chinesische Gesundheitspflege

Willi Dungal richtet gemeinsam mit einer chinesischen Provinz im alten Badhaus in Gars am Kamp ein Zentrum für chinesische Gesundheitspflege ein, für das er und Landesrat Ernest Gabmann den Grundstein legten. Das Zentrum soll in rund eineinhalb Jahren fertig sein. Der Umbau des alten Badhauses wird ca. 55 Millionen Schilling kosten, wovon zwei Millionen Dollar (rund 22,8 Millionen Schilling) die Chinesen übernehmen und 36 Prozent das Land Niederösterreich beisteuert. Geboten wird alles, was die chinesische Medizin bietet. Die Palette reicht dabei von Bewegungsformen wie Tai Chi chuan oder Qi gong, Massagen, Akupunkturen und Kräuterbehandlungen. Ziel ist es, die westliche Schulmedizin mit der chinesischen Medizin zu verbinden. Auch in der chinesischen Provinz nördlich von Peking soll ein solches Zentrum errichtet werden.

Landesrat Gabmann betonte, daß das Zentrum ein wichtiger Baustein für die Gesundheitsregion Waldviertel sei. „Gesundheitspapst“ Willi Dungal würde immer wieder wichtige Initialzündungen für den Tourismus geben. Das Land werde ihn weiterhin bei seinen Aktivitäten unterstützen. Der Generalsekretär der Wirtschaftskammer, Dr. Günter Stummvoll, bezeichnete das Projekt als wichtige wirtschaftliche Weichenstellung für die Region. Mit dem Zentrum werde der Vorsorgemedizin, die in Österreich ohnehin zu kurz komme, Rechnung getragen.

NÖ Landeskorrespondenz, 20. 10. 1998

Opern Air Gars 1999: 14 Aufführungen von „Fidelio“

Rund 20000 Opernliebhaber besuchten im Vorjahr die Aufführungen von „La Bohème“ des italienischen Komponisten Giacomo Puccini. 1999 will „Opern Air Gars“ an diesen Erfolg anknüpfen und hat eine besonders glückliche Wahl getroffen: Vom 16. Juli bis 15. August 1999 gibt es 14 Aufführungen der Oper „Fidelio“ von Ludwig van Beethoven. Die vielfach aus Kerker Szenen bestehende Handlung läßt sich besonders gut mit der Burgruine in Übereinstimmung bringen.

1999 feiern die Opernfestspiele in Gars ihr zehnjähriges Jubiläum. Intendant ist wiederum Karel Drgac, ein hochkarätiges Ensemble mit internationalen Solisten wurde verpflichtet. Bereits jetzt können Kartenreservierungen vorgenommen werden. Die Preise liegen zwischen 400 und 700 Schilling. Vorbestellungen sind an die Opern Air G.m.b.H., 1090 Wien, Simon Denk-Gasse 8, zu richten.

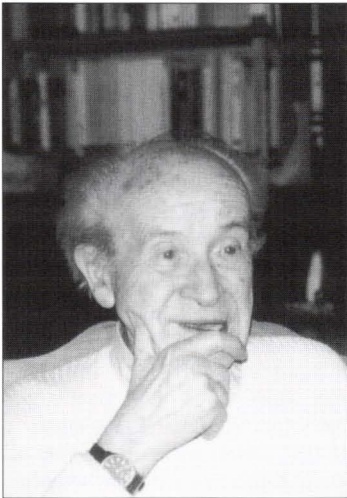
NÖ Landeskorrespondenz, 15. 12. 1998

Honorarprofessor Ambros Josef Pffiffig verstorben

Josef Pffiffig kam in Wien, Gumpendorf, am 17. Jänner 1910, zur Welt, als ehelicher Sohn des Jakob Pffiffig und seiner Ehefrau Magdalena, geborene Picka. Nach dem Besuch der Volksschule (1916-1920) ging er zunächst an das Schottengymnasium (1921-1925), später an das Bundesgymnasium Wien VI (1925-1929). Er maturierte mit Auszeichnung.

Schon am 7. Juli 1929 wurde er in Stift Geras eingekleidet, und er erhielt den Ordensnamen Ambrosius. Ein Jahr später, am 8. Juli 1930, legte er die einfache Profeß ab, die er am 15. August 1933 in die ewige umwandelte. Während dieser Jahre studierte er an der Universität von Innsbruck Philosophie und Theologie und konnte am 26. Juli 1934 durch den damaligen apostolischen Administrator von Feldkirch, Bischof Sigismund Waitz, die Priesterweihe empfangen.

Im gleichen Jahr wurde Herr Ambrosius zum Kooperator von Drosendorf bestellt, wirkte dort viele Jahre lang, macht sich offenbar durch seine Zugehörigkeit und Tätigkeit in der St. Georgs-Pfadfinderschaft bei den Nazis verdächtig und geriet vor allem durch seinen Einsatz gegen die



Ambros Pfiffig (1910-1998)
(Foto: Stift Geras)

Gründung einer illegalen Gruppe der Hitlerjugend in unmittelbare Gefahr. Das hatte zur Folge, daß er bei Nacht (14. 3. 1938) Drosendorf, das Waldviertel und seine Heimat verlassen mußte und zunächst Unterschlupf bei einem Freund in Holland fand. In weiterer Folge betraute der Kardinalerzbischof von Utrecht ihn mit der Betreuung der deutschen und österreichischen Flüchtlinge in Holland. Später wurde er in das von unserer Abtei Averbode abhängige Michaelskolleg in Brasschaat aufgenommen, wo er Deutsch, Geographie und Musik unterrichtete. Er kehrte nochmals als „Onderpastoor“ (Kaplan) in die Seelsorge nach Betekom (Löwen) zurück.

Dem Einmarsch der Deutschen in Belgien versuchte er durch Flucht zu entkommen, wurde aber interniert und schließlich als „Auslandsdeutscher“ 1941 zur Deutschen Wehrmacht eingezogen. Bis 1944 leistete er seine Dienste als Hilfsapotheker im Reservelazarett 107 in Frankfurt an der Oder. 1944 kam er in Fronteinsatz, überlebte die Ardennenoffensive (Winter 1944 – Frühjahr 1945), um dann über Ostpreußen, Schlesien ins Marchfeld zu gelangen, wo er, wie er selbst verzeichnet („bisher Sanitätsobergefreiter“), „zum Sanitätsunteroffizier befördert wurde“. Herr Ambros befand sich bei Kriegsende also mit seiner Kompanie im Raum um Wien. Vor den eindringenden sowjetischen Truppen aber zog sich die Sanitätskompanie mit der Brigade über Oberösterreich nach Bayern zurück und löste sich in Landau an der Isar auf.

Schnell wurden die Grenzen zwischen Bayern und Österreich gesperrt, und Herr Ambros verblieb daher bis zum Jahre 1948 in Bayern, zuerst in Straubing, wo er in Kontakt mit dem Kapellmeister der Regensburger Domspatzen, Dr. Theobald Schrems, kam. Er wurde Choralmagister bei den „berühmten Regensburger Domspatzen“ und verbrachte eine offenbar glückliche Zeit, von der er gerne erzählte.

Im Dezember 1948 nach Geras zurückgekehrt, wurde ihm die Bibliothek und der Aufbau eines eigenen Geraser Sängerknabenkonvikts anvertraut. Mit Auflösung dieser in sich wertvollen Einrichtung 1957 begann sozusagen sein „zweites Leben“. Er inskribierte an der Universität Wien Alte Geschichte und Klassische Archäologie. Schon im Dezember 1961 wurde er zum Dr. phil. promoviert. Ein Jahr später erwarb der vielseitig begabte Dr. Ambros an der Ausländeruniversität in Perugia das Diplom für Etruskologie und Italische Altertumskunde, habilitierte sich 1968 in Rom für dieses Fach und wurde Dozent an der Staatsuniversität von Perugia.

Am 4. September 1968 kehrte Herr Ambros für den Rest seines Lebens in sein Stift zurück, zu dem er immer in Treue stand, für das er viel Wissen und Traditionsgut bewahrte und weitergab. Gerne nahm er jeden Einsatz in der Seelsorge an und konnte, obwohl hochgelehrt und bis zuletzt auf neuestem Stand der Theologie, sehr menschennah und einfach die frohe Botschaft verkündigen.

Seine Mitarbeit bei der Generalsanierung und Revitalisierung des Stiftes, sein sich Identifizieren und seine Verfügbarkeit für alle unsere Aktivitäten in der außerordentlichen Seelsorge des Tourismus brachten ihm Anerkennung, große Wertschätzung und viele Freunde ein.

Doch nochmals beschritt er eine neue Laufbahn, die des akademischen Lehrers für 25 Semester an der Universität in Wien: zunächst 1976 als Lehrbeauftragter, ab 1979 als Honorarprofessor. Er lehrt somit als erster Etruskologie in Österreich und institutionalisierte sein Fach für die Zeit nach ihm.

Obwohl der Senior des Stiftes ein Vorbild an Pflichterfüllung und Treue in der klösterlichen Observanz war, immer auf „unser Haus“ schaute und sich der jungen Mitbrüder freute, die er auch

in die Ordens- und Hausgeschichte einführte, verspürten wir dennoch in den letzten Jahren, mit welcher großer Mühe er bemüht war, seinen Aufgaben nachzukommen. Er wurde jedoch milder und weiser. Er wird uns daher und vielen Mitmenschen, auch seinen Freunden des Rotary Clubs Waldviertel, Geras, immer als echter Wiener, mit seinen vielseitigen, weit über das Normale hinausgehenden Talenten in Erinnerung bleiben und sehr fehlen. Sein musikalisches Oeuvre, seine wissenschaftlichen Publikationen und Verdienste, aber auch das, was er für Geras geleistet hat, in all dem hat er sich ein Denkmal gesetzt, um ihn selbst und Horaz zu zitieren: „aere perennius – bleibender als Erz“.

Joachim Angerer

Gerotten (Stadtgemeinde Zwettl, NÖ)

Gerottner sind auf Kapelle und Gemeinschaftshaus stolz

Das neue Gemeinschaftshaus und die innen vollständig renovierte Ortskapelle wurden am 18. Oktober 1998 offiziell ihren Bestimmungen übergeben. Beim Festgottesdienst wies P. Prior Gregor Bichl darauf hin, daß die Kapelle ein Ort des Gebetes und des Glaubens sei.

Nach der Weihe der Kapelle und der Segnung des Gemeinschaftshauses hieß Dorferneuerungs-Obfrau Ilse Steiner außer der gesamten Bevölkerung auch BSI Leopold Rechberger und DI Josef Strummer von der NÖ Dorferneuerung willkommen. Die aktive Obfrau wies daraufhin, daß für das Gemeinschaftshaus 2 300 freiwillige Arbeitsstunden geleistet wurden und die Gesamtkosten 1,4 Mio S betragen. Sowohl Ilse Steiner als auch Ortsvorsteher Franz Maringer, der über die Kapellenrenovierung berichtete, dankten der Ortsbevölkerung für die hervorragende Zusammenarbeit. Die Kosten der Renovierung der Dorfkirche mit einem neuen Fußboden, Altar, Bänken und den Malerarbeiten betragen 175 000 S, die von der Bevölkerung, der Gemeinde Zwettl und der Pfarre Stift Zwettl erbracht wurden. Diesen Bericht konnte Maringer noch mit 535 freiwilligen Arbeitsstunden ergänzen.

NÖN/Zwettler Zeitung, 21. 10. 1998

Gmünd

Filmstadt Gmünd

Erstmals machte das Filmfestival „Diagonale“ Station. Damit etablierte sich Gmünd endgültig als Filmhauptstadt des Waldviertels. Qualitätsfilme als Alternative zum populären Hollywoodkino anzubieten, ist das Ziel des österreichischen Filmfestivals „Diagonale“.

Im Juni gelang es dem Filmforum in Zusammenarbeit mit dem Stadtkino, das Filmfestival in die Grenzstadt zu holen. Neben Gmünd gab es die „Diagonale“ 1998 nur in zwei weiteren niederösterreichischen Städten: St. Pölten und Waidhofen/Ybbs. Das Programm der „Diagonale“ setzte sich aus experimentellen Kurzfilmen, dem Dokumentarfilm „Am Stein“ und „Suzie Washington“ als Vertreter des populären Filmes zusammen. Der Regisseur des letztgenannten Filmes gab im Zuge einer Diskussionsrunde im Rahmen des Festivals einen kleinen Einblick in seine künstlerische Tätigkeit und seine zukünftigen Pläne. Die „Diagonale“ soll, wenn es nach den Organisatoren geht, auch 1999 in Gmünd Station machen.

Einen kleinen Rückschlag in den Bemühungen um ein anspruchsvolles Filmangebot stellte aber die Absage des Internationalen Kinderfilmfestivals dar. Aus organisatorischen Gründen kam das Festival, zu dem 1997 rund 900 Besucher gekommen waren, diesmal in Gmünd nicht zustande.

Daniel Lohninger, NÖN/Gmünder Zeitung, 30. 12. 1998

Gradnitz (Stadtgemeinde Zwettl, NÖ)

Schmuckstück Kapelle

Der Dorferneuerungsverein renovierte mit der engagierten Dorfbevölkerung die Ortskapelle von Gradnitz. Innerhalb der vergangenen drei Jahre wurde die seit 1726 bestehende Ortskapelle in



Dorfkapelle Gradnitz
(Foto: Stadtarchiv Zwettl)

Gradnitz vollständig renoviert. Federführend war bei dem rund 800000 Schilling-Renovierungsprojekt der Dorferneuerungsverein Gradnitz mit seinem engagierten Obmann Manfred Kolm.

Gemeinsam mit dem feierlichen Erntedank fand am 27. September 1998 die Weihe der innen und außen „neuen Dorfkirche“ Gradnitz durch Stadtpfarrer Erzdechant Franz Kaiser unter Assistenz von Kaplan Hans Lagler, Diakon Leopold Weiss, Gerhard Wagner, Christina Blauensteiner und Karl Wagner, statt. Der Obmann des Dorferneuerungsvereines, Manfred Kolm, berichtete nach der Begrüßung der Festgäste über den Renovierungsablauf und wies auf die 1263 unentgeltlich geleisteten Arbeitsstunden durch die Dorfbewohner hin. „Die Kapelle ist das gemeinsame Zuhause“, erklärte Erzdechant Franz Kaiser, während Bürgermeister Franz Pruckner die Ortskapelle zusätzlich als „Aushängeschild“ eines Dorfes bezeichnete und gleichzeitig allen an der Renovierung Mitwirkenden für ihren Einsatz herzlich dankte.

NÖN/Zwettler Zeitung, 30. 9. 1998

Großgöttfritz

Robotstein enthüllt

Anlässlich des 150. Jahrestages der Bauernbefreiung wurde am 25. Oktober 1998 am Robotweg in Großweißenbach ein Robotstein enthüllt. Am 9. September 1848 wurde im Wiener Reichstag die Grundherrschaft abgeschafft und die Bauern von Robot und Zehent befreit. Nach einer Idee von Vizebürgermeister Johann Neuhauser wurde anlässlich dieses Jahrestages am Robotweg (Weg von Großweißenbach nach Stift Zwettl) ein Gedenkstein errichtet und von LAbg. Karl Honeder feierlich enthüllt.

„Seit Jahrtausenden haben Menschen Steine (Grenzsteine, Taufsteine, Grabsteine u. a.) als Symbole aufgestellt, deren Inschriften Botschaften für künftige Generationen sein sollen“, so der Schweiggenser Künstler Willi Engelmayer, der den Robotstein gestaltete. Der Granitrestling von

2,40 m Höhe und 2,70 m Breite, der durch seine gedrungene und standfeste Form seine Aufgabe im Sinne des Bauernstandes verkörpert, enthält die Inschrift „Robotweg Stift Zwettl – Großweißenbach“, auf der feinkörnigen Granitplatte steht: „150 Jahre Bauernbefreiung 1848-1998“. Auf der Rückseite trägt der Stein das Bauernradkreuz, ein Symbol für Recht und Freiheit, links ist der Abtstab von Stift Zwettl eingemeißelt, und rechts tritt der „Sämann“ hervor. Umrahmt wird dieser Stein von kleineren Steinen, die in Form eines Kreuzes in alle vier Himmelsrichtungen zeigen.

Zahlreiche Fest- und Ehrengäste und viele Bewohner waren zur Enthüllung des Denkmals gekommen. Der Festgottesdienst wurde von Abt Bertrand Baumann zelebriert und von der Gemeindeblasmusik „Heimatklänge“ und dem Kirchenchor festlich umrahmt.

„Genau wie dieser wuchtige, gedrungene Stein Jahrhunderte überdauert hat, hat auch der Bauernstand Jahrtausende überlebt, und wenn es in tausend Jahren noch Menschen gibt, wird es auch noch Bauern geben“, betonte LAbg. Karl Honeder in seiner Festansprache und umriß dann kurz die heutige schwierige Situation der EU-Bauern.

Nach der Segnung des Steines durch Pfarrer Janusz Drelichowski zeigte das NÖ Bildungs- und Heimatwerk das schwere Los der untertänigen Bauern auf. Bürgermeister Johann Hofbauer dankte allen, die bei der Errichtung mitgearbeitet haben, und allen, die bei der Festvorbereitung dabei waren.

NÖN/Zwettler Zeitung, 29. 10. 1998



Robotstein bei Großweißenbach
(Foto: Friedel Moll, Zwettl)

Groß-Siegharts

Chor aus Warschau brachte polnische Weihnachtslieder

Weihnachtslieder einmal anders präsentierte der Akademische Chor aus Warschau am 27. Dezember 1998 in der Pfarrkirche. Die erste Überraschung war bereits der ausgezeichnete Besuch des Konzertes: trotz des Umstandes, daß der Chor nur Werke aus der vielfältigen polnischen Weihnachts-Chorliteratur zum Besten gab, war die Stadtpfarrkirche nahezu restlos mit Zuhörern gefüllt.

Mit „Gaude Mater Polonia“ eröffnete der Chor das Konzert mit einer Komposition aus dem 14. Jahrhundert. Der restliche Abschnitt des ersten Teiles des Konzertes stand im Zeichen von variationsreicher, temperamentvoller Chorliteratur. Der Akademische Chor überzeugte durch Präzision, ausgezeichnete Nuancierung in Ausdruck und Lautstärke und einem idealen Zusammenspiel der Stimmen. Dirigent Michal Dabrowski sorgte durch versetzte Einsätze, kanonartige Arrangements und häufige Tempowechsel für den Aufbau zusätzlicher musikalischer Spannung.

Der zweite Teil des Konzertes fand vom Chor der Kirche aus statt. Instrumental begleitet durch Dabrowska Ubszula an der Orgel vermittelte der Chor in diesem Teil den Eindruck einer tiefen Religiosität und Emotionalität polnischer Weihnachtslieder. Während die Organistin eine eher mäßige Leistung brachte, sang die Sopranistin Jolanda Kaufman eine hervorragende Partie. Vor allem bei den Übergängen konnte Kaufman ihr Stimmvolumen voll zur Geltung bringen. Den Abschluß bildete eine polnisch-deutsche Version von „Stille Nacht“.

Daniel Lohninger, NÖN/Waidhofen, 30. 12. 1998

Horn

Lyrik aus Horn erregte in Frankfurt große Aufmerksamkeit

Soeben von der Frankfurter Buchmesse zurückgekehrt, ist der Horner Galerist und Verleger Toni Kurz bereits wieder voller Tatendrang. „In Frankfurt haben wir vor allem mit den Gedichtbänden „gehirnschlag“ (von Johannes W. Paul aus Röschitz) und „Scherbengericht“ (der Kremser Autorin Sylvia Treudl) Aufmerksamkeit erregen können“, berichtet der agile Besitzer des Qualitätsverlags „Edition Thurnhof“. So seien Leute, „die wirklich etwas davon verstehen“, etwa Karl Corino, der Literarchef des Hessischen Rundfunks, und Elisabeth Haeusgen vom Literatur-Kabinett München (einer Fachbibliothek für Lyrik!) auf das Buchschaffen in Horn aufmerksam geworden.

Martin Kalchhauser, NÖN/Horn-Eggenburg, 29. 10. 1998

Rathaus erstrahlt in neuem Glanz

„Das neue Horner Rathaus dokumentiert eindrucksvoll, wie man Vergangenes erhalten und zu einer modernen und zukunftssträchtigen Einrichtung um- und ausbauen kann“, so Landeshauptmann Dr. Erwin Pröll bei der Eröffnung des neugestalteten Rathauses, von dem er sich auch beeindruckt zeigte, weil es für Bürgernähe und Offenheit steht. Die Stadtgemeinde Horn hat in den vergangenen zwei Jahren weder Kosten noch Mühen gescheut, das Rathaus unter Erhaltung der historischen Bausubstanz zu einem modernen Verwaltungszentrum um- und auszubauen. So wurden nach der Instandsetzung des Daches im Erdgeschoß das Stadtarchiv und die Stadtbücherei untergebracht. Außerdem wurde das komplette Gebäude, dessen Spuren bis ins 16. Jahrhundert zurückgehen, nach Plänen von Architekt Dipl.-Ing. Johann Haidl saniert sowie umfangreiche Erneuerungsarbeiten durchgeführt. Neu hinzugekommen ist ein Aufgang von der Innenhofseite mit Glasfassade und einer Liftanlage. Die Gesamtinvestitionen für dieses Vorhaben einschließlich Einrichtung und Ausstattung belaufen sich auf 31 Millionen Schilling.

NÖ Landeskorespondenz, 30. 11. 1998

Ausstellung und Buchpräsentation in der Raiffeisenbank

In der örtlichen Raiffeisenbank wurden am 28. November 1998 eine Ausstellung von Charlotte Steinböck eröffnet und ein neues Buch von Josef Newerkla vorgestellt. Es standen also zwei regionale Künstler im Rampenlicht. Charlotte Steinböck hat sich der Ölmalerei auf Leinen verschrieben. Obwohl sie seit frühester Jugend malt und zeichnet, konnte sie sich aufgrund ihrer Berufstätigkeit (Landwirtin) erst relativ spät intensiver diesen Aufgaben widmen. Ihre Bilder, die vor allem Landschaften zeigen, werden im Buch „Spätlese“ vom gelernten Banker und nunmehr

im Sozialberuf tätigen Josef Newerkla mit Gedichten ergänzt. Für Landeshauptmann Pröll sind beide Künstler ein Beispiel dafür, welche Talente und welches künstlerische Potential es in den Regionen gibt. Diese sollten sich deshalb nicht nur entfalten, sondern auch präsentieren können.

NÖ Landeskorrespondenz, 30. 11. 1998

In memoriam Gymnasialdirektor Otto Maier

Der langjährige Direktor des Horner Gymnasiums, Hofrat Mag. Otto Maier, ist am 17. Jänner 1999 im 80. Lebensjahr aus dieser Welt abberufen worden.

Otto Maier wurde am 5. November 1919 in Wien geboren, wo er 1938 an der Lehrerbildungsanstalt Wien I seine Reifeprüfung mit Auszeichnung ablegte. Bald danach erhielt er die Einberufung zur Deutschen Wehrmacht, wurde dreimal verwundet und begann als kriegsversehrter Offizier 1944 mit dem Lehramtsstudium aus Deutsch und Geschichte, das er 1948 abschloß. Schon 1946 war ihm eine Anstellung am Horner Gymnasium und Aufbaugymnasium ermöglicht worden. Dieser Schule blieb er zeit seines Lebens verbunden: bis 1961 als Lehrer und Erzieher, von 1961 bis 1973 als Administrator und von 1974 bis 1984 als Direktor der beiden Schulen.

In den 38 Jahren seines überaus verdienstvollen Wirkens als pädagogisch ausgezeichnete Lehrer und Erzieher, als organisatorisch begabter und erfahrener Administrator und schließlich als vorbildlicher Leiter einer Schule, die er mit fast 1000 Schülern von seinem Vorgänger übernommen hatte, gestaltete er die Geschicke der Schola Hornana, die 1961 in ein neues Schulhaus übersiedelt war, entscheidend mit. Seine Arbeit war geprägt vom Verständnis für die berechtigten Anliegen der Schulpartner, vom Geschick, bei Konflikten zu einem Ausgleich der Interessen beizutragen, und von der Kraft, seine eigenen Überzeugungen und Wertmaßstäbe glaubwürdig zu vertreten.

Von 1960 bis 1980 war Hofrat Maier als Stadtrat für Kultur und Schulwesen in der Gemeinde Horn tätig. 1961 wirkte er mit an der Gründung der Handelsakademie, für die er schließlich die Übernahme durch den Bund und den Neubau des Schulgebäudes durchsetzen konnte. Auch die Errichtung eines zweiten Landeskindergartens in Horn geht auf seine Bemühungen zurück. 1963 bis 1979 gehörte er dem Kollegium des Landesschulrates an. 1967 bis 1974 trat er als Obmann des Dienststellenausschusses für die Interessen seiner Kollegen ein, 1967 bis 1971 war er Mitglied des Fachausschusses beim Landesschulrat für Niederösterreich. Im kommunalen Bereich machte er sich als Obmann des Museumsvereins Horn, als Obmannstellvertreter des Horner Kriegsofopferverbandes, als Vorstandsmitglied mehrerer Vereine und als Vorsitzender des Aufsichtsrates der Siedlungsgenossenschaft „Waldviertel“ verdient.

Otto Maier hat in allen Bereichen Wertvolles und Bleibendes geleistet: als verständnisvoller Anwalt aller Interessen der Eltern, Lehrer und Schüler, als korrekter und doch wohlwollender Leiter der Schule und als beispielgebender und zielbewußter Vorgesetzter des Lehrerkollegiums. Seine schwere Kriegsverletzung kompensierte er durch eiserne Selbstdisziplin, durch eine zukunftsbejahende Lebenseinstellung und mit Hilfe der aufopfernden Fürsorge seiner Gattin. Sein engagiertes Wirken wurde vom Dienstgeber durch die Verleihung des Berufstitels Hofrat und durch die Verleihung des Großen Ehrenzeichens für Verdienste um das Bundesland Niederösterreich, von der Kirche durch die Verleihung des Hippolytordens und von der Stadtgemeinde durch die Überreichung des Ehrenringes der Stadt Horn gewürdigt.



Otto Maier (1919-1999)
(Foto: Manfred Pratsch, Horn)

Helmut Hagel

Initiative rettet Kamptalbrücken

Drei der fünf hundert Jahre alten Stahl-Fachwerkbrücken des Kamptales konnten aufgrund des Auftretens einer Bürgerinitiative „ARGE Kamptal“ und der Initiative von Landeshauptmann Dr. Erwin Pröll gerettet werden. Nach langen Verhandlungen stimmten die ÖBB zu, die beiden Brücken in Stiefen und Plank zu rekonstruieren und die Brücke in Rosenberg zu sanieren. Die Mehrkosten für die Rekonstruktion der beiden Brücken belaufen sich auf zehn Millionen Schilling, die vom Land übernommen werden. Die dritte Brücke in Rosenberg wird von den ÖBB verstärkt, bleibt aber im Originalzustand. Die Gesamtkosten für alle Brücken belaufen sich auf rund 100 Millionen Schilling. Landeshauptmann Pröll bezeichnete in Schönberg die Brücken als Kulturjuwelen, die die Landschaft des Kamptales entscheidend prägen. Außerdem entspreche die Erhaltung der Brücken dem NÖ Verkehrskonzept, wonach die Brücken funktionsfähig bleiben müßten. Pröll: „Nun ist außerdem gewährleistet, daß die Brücken einen leistungsfähigen Güterverkehr ermöglichen.“

NÖ Landeskorrespondenz, 24. 11. 1998



Kampbrücke bei Stiefen

(Foto: Erich Rabl, Horn)

Rekorde im Museum

1998 war ein Jahr der Rekorde für das Kautzner Heimatmuseum. Noch nie gab es so viele Sonderausstellungen mit so vielen Besuchern. Im neunten Jahr seines Bestehens begann die Saison traditionell zu Ostern mit einer Bilderausstellung des Malers und Grafikers Josef Mühlbacher. Darauf folgte die bestbesuchte Ausstellung des heurigen Jahres: Gerhard Haberleitner stellte heimische und exotische Mineralien aus.

Der Sommer stand heuer im Zeichen der ehemaligen Weltklassensportlerin Ilona Gusenbauer, die das Metier gewechselt hat und in Kautzen zum ersten Mal ihre Bilder einer breiteren Öffentlichkeit bekannt machte. Im Rahmen des Marktfestes erfolgte dann die Eröffnung der Sonderausstellung „Textile Gedanken“ der heimischen Designerin Gerda Kolhmayr. Daneben organisierte der Museumsverein in Zusammenarbeit mit Kolhmayr und der Kautzner Hauptschule eine Mode-

schau, bei der Kinder der Hauptschule selbst entworfene Gewänder präsentierten. Ebenfalls im Rahmen des Marktfestes wurde ein großer Handwerks- und Künstlermarkt abgehalten. Und noch eine Premiere gab es: Zum ersten Mal wurde heuer auch der Saisonschluß nach hinten verlegt, um in einer fünften Sonderausstellung die „Europaregion Wien-Niederösterreich-Burgenland“ zu präsentieren.

Neben den Sonderausstellungen erwies sich auch heuer wieder das „Lebende Museum“ mit den Mitarbeitern, die ihre Handwerksfertigkeiten präsentieren, als ein Besuchermagnet. Wie sehr diese Idee für Aufsehen sorgt, beweist auch die Einladung ins ORF-Landesstudio Niederösterreich. Auch für das Jubiläumsjahr 1999 ist bereits ein umfangreiches Programm geplant.

NÖN/Waidhofen, 30. 12. 1998

Krems an der Donau

Ehrendoktorat für Dr. Helmut Engelbrecht

Mit der höchsten akademischen Ehrung, die eine Universität zu vergeben hat, wurde Hofrat Dr. Helmut Engelbrecht bedacht. Der frühere Direktor des Piaristengymnasiums erhielt von der Universität Klagenfurt die Ehrendoktorwürde. Damit wurde die wissenschaftliche Arbeit gewürdigt, die das sechsbändige Werk über die Geschichte des Bildungswesens in Österreich beinhaltet, die auch als „Standardwerk“ bezeichnet wird. Während in anderen Ländern ganze Teams daran arbeiten, schuf es Dr. Dr. h.c. Engelbrecht als Einzelperson. Derzeit verfaßt er ein Werk über die Geschichte des Privatschulwesens in Österreich.

NÖN/Kremser Zeitung, 23. 11. 1998



Helmut Engelbrecht

Preise für Dr. Robert Streibel

„Setzen Sie ein Zeichen!“ warb 1994 ein überparteiliches Personenkomitee erfolgreich für Spenden und Unterstützungserklärungen zur Errichtung eines Denkmals für alle ermordeten, vertriebenen und im Ausland verstorbenen Kremser Juden. 1995 konnte das Denkmal auf dem jüdischen Friedhof schließlich enthüllt werden. Mitbegründer und Sprecher des Komitees war der Historiker und Publizist Dr. Robert Streibel. 1990 erschien die Publikation „Und plötzlich waren sie alle weg. Die Juden der Gauhauptstadt Krems und ihre Mitbürger“.

Nun ist der Historiker mit dem Kultur-Anerkennungspreis des Landes Niederösterreich ausgezeichnet worden. Weiters wurde Dr. Streibel ein Förderungspreis 1998 des Theodor-Körner-Fonds zur Förderung von Wissenschaft und Kunst verliehen.

NÖN/Kremser Zeitung, 27. 10. 1998

Propst Dr. Anton Kerschbaumer: Vater der Heimatgeschichte

Sein Wirken für die Heimatstadt ist Vergangenheit, vergessen ist es nicht: 1990 wird der 90. Todestag von Dr. Anton Kerschbaumer begangen. Fast 30 Jahre lang war er Stadtpfarrer von Krems: Dr. Anton Kerschbaumer machte sich um die Geschichte, um die Archäologie und um die Gründung des städtischen Museums verdient. Er starb am 6. Februar 1909 im 86. Lebensjahr.

Er wurde am 24. August 1823 in der Oberen Landstraße 18 geboren. Nach der Ausbildung (1841-45) an der Theologischen Lehranstalt in St. Pölten wurde Kerschbaumer im April 1846 zum Priester geweiht. Er erlangte 1850 das Doktor-Diplom und wirkte von 1851-71 als Professor für Pastoraltheologie, Pädagogik, Beredsamkeit und kirchliche Kunst in St. Pölten. Bevor er 1871

Stadtpfarrer in Tulln wurde, hatte er bereits zahlreiche Aufsätze, Schriften und Bücher zu vielfältigen Themen veröffentlicht. 1868 veröffentlichte er die „Geschichte des deutschen Nationalhospizes Anima in Rom“, 1874 erschien die „Geschichte der Stadt Tulln“ und 1876 die „Geschichte des Bisthums St. Pölten“. Bis April 1880 in Tulln wirkend, war er 1878 zum Abgeordneten des NÖ Landtages gewählt worden.

Am 24. April 1880 kam Dr. Anton Kerschbaumer in die Pfarre Krems. Hier blieb er Pfarrer bis zu seinem Tod. Hatte er sich schon als junger Aushilfspriester mit dem Kremser Pfarrarchiv, den Gedenkbüchern und den Jesuiten-Annalen über Krems beschäftigt, so brachte die 1848 errungene „Preß-Freiheit“ für den jungen Priester und Autor eine Fülle von Betätigungsbereichen in zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften.

In Krems setzte er nicht nur mit der Museumsgründung und der „Geschichte der Stadt Krems“ wertvolle Meilensteine für seine Vaterstadt. Er beschrieb auch den 1805 geführten Kampf der Franzosen in der Schlacht bei Loiben in „Die hohe Wand in der Wachau“, den „Judentempel zu Spitz an der Donau“ und lieferte „Beiträge zur Geschichte der Pfarren Spitz und Aggsbach“. Es folgten „Aus Alt-Krems – Festgabe zum 900jährigen Jubiläum der ersten urkundlichen Erwähnung der Stadt Krems“, die Memoiren „Ein Pilgerleben“, die „Festschrift zum VII. Österreichischen Weinbau-Congress in Krems 1902“, die „Autobiographie aus Anlaß des diamantenen Jubeljahres“ und das „Kaleidoskop, biographische Erinnerungen eines Achtzigjährigen“.

Hatte er seine Pflichten als Seelenhirte erledigt und ausnahmsweise keine Lust, die Feder in die Hand zu nehmen, betrieb er Sport: Wandern, Schlittschuhlaufen, Bootfahren und auch Schwimmen fielen ihm leicht. Er half bei Maurerarbeiten mit, band Hopfen oder Weinreben auf und führte eine vorbildliche Bienenzucht. Mußestunden verbrachte er mit Musik (Zither und Geige). Außerdem besaß Propst Dr. Kerschbaumer sogar eine eigene Kegelbahn.

Hans Windbrechtinger, NÖN/Kremser Zeitung, 28. 12. 1998

Schwerpunkt „Zeit“ für Ausstellungen und Konzerte Kunsthalle Krems stellt Jahresprogramm 1999 vor

„Die Kunst der Zeit“ ist das Jahresmotto, unter das die Kunsthalle Krems ihr Jahresprogramm für 1999 gestellt hat, ein Jahr, das landläufig als das letzte unseres Jahrtausends gilt. Wenn dieses Jahrtausend zu Ende geht, kommt der Faktor „Zeit“ besonders ins Bewußtsein und liefert der Kunsthalle das Jahresmotto.

Zwei große Ausstellungen im Hauptgebäude der Kunsthalle zeigen die Bereiche Fotografie und Kunstgeschichte unter dem Aspekt der Zeit: „Tomorrow for ever – Fotografie als Ruine“ bietet ein eigenes Zeitbild der Geschichte, wobei den Implikationen von Zeit und Fotografie in Form verschiedener thematischer Parcours nachgespürt wird. Diese Ausstellung wird vom 28. Februar bis Anfang Mai 1999 präsentiert, 250 Werke sind zu sehen. 200 Werke bildender Künstler seit der Renaissance werden unter dem gleichen Aspekt vom 16. Mai bis Anfang Oktober 1999 ausgestellt, darunter Bilder von Lovis Corinth, Albrecht Dürer, William Hogarth, Hans Makart, Claude Monet, Arnulf Rainer und vielen anderen.

Eine weitere Ausstellung befaßt sich mit dem Thema „Time – Based – Art – neue Zeitpraktiken der Medienkunst“. Sie beginnt am 12. Dezember 1999 und ist bis Februar 2000 zu sehen. Im Zentrum stehen Werke der Medienkunst, welche die Zeit erforschen, Film und Video ebenso wie Computerarbeiten. Kurator dieser Schau ist Peter Weibel. Sie wird im Jahr 2000 auch in London präsentiert. „Design und Zeit“ ist das Thema einer weiteren Schau, die vom 10. Oktober bis Ende November 1999 zu sehen ist. Thematisch passend gibt es Ende Februar 1999 ein internationales Symposium zum Thema Zeit.

Auch das Musikprogramm wurde für das kommende Jahr bereits festgelegt: Von Jänner bis November gibt es eine Reihe von Konzerten mit zeitgenössischen und klassischen Darbietungen.

NÖ Landeskorespondenz, 28. 10. 1998

Galerie Dörr

Groß war die Gästeschar bei der Galerie-Eröffnung in Marbach. Groß ist auch das Angebot, das Margarete Dörr in der Galerie bietet. In der Galerie direkt neben dem Haupthaus (Glaserei- und Porzellanhandlung) sind vor allem Werke von zeitgenössischen, heimischen Künstlern vertreten.

Arbeiten von Karl Korab sind hier zu finden, ebenso wie Werke von Johannes und Ilse Fessl, Heinz Knapp, Christine Huber, Leopold Kogler, Walter Aicher, Josef Bramer, Kurt Freundlinger, Luigi Kasimir, Ernst Balluf, P. Gattermann, Elfriede Otto, K. Mayer-Eberhardt, Leslie G. Hunt, Gabriele Reiter, Michael Grill und der Marbacherin Eva Loidhold.

Bei der Eröffnung überreichte Bgm. Peter Riedl dem Seniorchef Alois Dörr auch die Silberne Medaille der Gemeinde Marbach. LAbg. Karl Moser, der die Galeristin Margarete Dörr bereits als engagierte Kindergärtnerin in seiner Gemeinde Yspertal kennengelernt hatte, freut sich über die Verbindung Kunst, Kultur und Wirtschaft.

NÖN/Melker Zeitung, 29. 10. 1998

Gaudeamus igitur!

Ihren runden Geburtstag feierte die Studentenverbindung „Nibelungia“ in einem protokollarischen Festkommers im Stadtsaal. Streng nach Protokoll lief am Freitag der Festkommers der Studentenverbindung Nibelungia im Stadtsaal: „Gaudeamus igitur!“ – freuen wir uns also – denn es galt, den 50. Jahrestag der Wiedergründung der Studentenverbindung zu feiern. Zahlreiche Bundesbrüder, Vertreter der Gemeinde und der Sparkasse waren gekommen.

Bgm. Helmut Sommer blickte bei seiner einleitenden Rede auf seine Zeit in der Verbindung zurück: „Ohne diese Charakter- und Demokratieschule hätte ich mich wohl nie für Politik interessiert und wäre auch nie Bürgermeister geworden.“ Nebenbei bemerkt: Sein Couleurname lautet „Zwuck“. Als Festredner war Kustos Anton Harrer eingeladen worden. Seinen geschichtlichen Überblick von 1898 bis zur Nachkriegszeit schloß er mit einer Aufforderung an die Jugend: „Es ist schön, daß wir gerade jetzt leben. Wir sollten die Verantwortung für das, was jetzt geschieht, nicht anderen überlassen.“ HR Dr. Gottfried Kapf erzählte in nostalgischen Worten über die Wiedergründung Nibelungiae vor 50 Jahren, bei der u. a. auch „Telex“ Robert Löffler beteiligt war.

Susi Kossarz, NÖN/Melker Zeitung, 21. 10. 1998

Mut zur Erinnerung

Gedankenaustausch zwischen Franzosen und Österreichern, jung und alt: Überlebende des KZ Melk zu Besuch im Stiftsgymnasium. Die Erinnerungen an das KZ in Melk sind schlimm, aber nicht so schlimm, daß man nicht an jenen Ort des Schreckens zurückkehren könnte: Wie jedes Jahr kamen auch heuer wieder einige Überlebende aus Frankreich nach Österreich und machten bei ihrer „Reise“ von KZ zu KZ auch in Melk Zwischenstopp.

Mit dabei waren auch junge französische Schüler. Im Rahmen einer Feier, der auch Bgm. Helmut Sommer, Direktor Ernst Wegscheider, einige Professoren und die 8a des Stiftsgymnasiums beiwohnten, hielt einer der Betroffenen eine Rede, in der er zu Erinnerung an die Vergangenheit mahnte und zu Achtsamkeit in der Zukunft aufrief. Nach einer Gedenkminute für die Toten wurde sowohl die französische als auch die österreichische Bundeshymne gesungen, als ein Zeichen der Verzeihung und Versöhnung zweier Nationen, zwischen denen genauso tiefer Haß herrschen könnte.

Im Anschluß an die Feierlichkeit gab es noch die Möglichkeit, das Museum in den Räumen des Krematoriums zu besichtigen. Ein gemeinsames Mittagessen gab es im Sommerrefektorium des Stiftes, nachher war noch Zeit zum Gedankenaustausch und zur Unterhaltung. Seit einigen Jahren schon kommen jeden Herbst Franzosen und Österreicher, jung und alt auf diese Weise im Stiftsgymnasium zusammen.

NÖN/Melker Zeitung, 11. 11. 1998

Niederösterreich

Kulturprogramm 1999: Angebot wird immer vielfältiger und größer

Das Kulturangebot in Niederösterreich wird im kommenden Jahr 1999 noch vielfältiger und größer. Soeben erschien der alljährliche Kulturprospekt des Landes, in dem dieses vielfältige Angebot auch übersichtlich präsentiert wird. Im Mittelpunkt des Ausstellungsgeschehens steht 1999 die Schau „Vorderösterreich – nur die Schwanzfeder des Kaiseradlers? Die Habsburger im deutschen Südwesten“ auf Schloß Schallaburg. Dort gibt es mit „Tanz der Geister – Afrokaribische Religionen in Kuba“ noch eine zweite interessante Schau. In der Shedhalle, einem weiteren großen Ausstellungszentrum des Landes, wird sich der zweite Teil der Ausstellung „Europäische Kulturlandschaften und Niederösterreich“ mit dem Thema „Wald“ beschäftigen, gegen Jahresende ist die Ausstellung „Das Labyrinth – die Kunst zu wandeln“ zu sehen. Die Außenstellen des NÖ Landesmuseums zeigen neben ihren ständigen Schausammlungen zahlreiche Sonderausstellungen, das NÖ Landesmuseum präsentiert, derzeit nur als Sammlung existent, Ausstellungen mit seinen Beständen, beispielsweise im Schloß Grafenegg.

Die Kultur in den Regionen wird mit dem Programm der Kulturwerkstätten, der Vernetzungsstellen und der Blau-Gelben Viertelsgalerien vorgestellt, enthalten ist auch das komplette Programm der Kunsthalle Krems. Die Literatur ist mit der immer stärker anwachsenden Literaturredaktion Niederösterreich und mit der Dokumentationsstelle vertreten, die bereits seit zehn Jahren existiert. NÖ Landesbibliothek und Landesarchiv sind ebenso enthalten wie zahlreiche musikalische Veranstaltungsreihen, die ihr Programm auf das Johann Strauß-Jahr ausrichten. Das Festspielhaus präsentiert sein Programm ebenso wie das Theaterfest Niederösterreich und das Theater der Landeshauptstadt St.Pölten. Die Kulturparks – NÖ Eisenstraße, Kamptal und Carnuntum – stellen ihr Programm vor, ebenso die niederösterreichischen Klöster. Stift Klosterneuburg beispielsweise zeigt im Kaisertrakt die Ausstellung „Der Traum von der Weltmacht – Österreichs unvollendeter Escorial“. In einem umfangreichen Dokumentationsteil sind alle Adressen und Veranstaltungsdaten enthalten, die im kommenden Jahr Bedeutung haben.

Der neue Kulturprospekt ist bei der Abteilung Kultur und Wissenschaft des Landes, Telefon 02742/200-6259, erhältlich.

NÖ Landeskorrespondenz, 21. 12. 1998

Pernegg

Musik ohne Grenzen

„Die Flamme der Begeisterung wird weitergereicht und im Oktober 1999 in Trebic lodern“, versprach Prof. Manfred Linsbauer. Ganz im Sinne ihrer Leitmelodie „Lobet den Herren!“ erfreuten die Akteure von „Musica sacra“ unter Prof. Linsbauer beim Abschlußkonzert in der Kirche des Klosters Pernegg Teilnehmer und zuhörende Gäste beiderseits der Grenzen. Wenn der Gastgeber, Prälat DDr. Joachim Angerer, meinte: „Dieses Zusammensein bei Musica sacra ist Freude“, ging Linsbauer noch weiter: „Diese Kirche und das Kloster waren mit den Menschen in diesen Tagen eine wunderbare Einheit.“

Auch LAbg. Franz Kurzreiter war dieser Ansicht: „Musica sacra ist Chormusik im Dienste der Freude und des Friedens, grenzübergreifend und völkerverständigend zwischen Österreich und

Tschechien.“ Durch die Programmgestaltung und Mitwirkung beiderseits ist das Ziel auch erreicht worden. So wetteiferten mit Werken von Haydn, Michna, Mozart, Pachelbel und Vejvanovsky Chöre aus Horn, Wien, Znojmo, Trebic, Jaromerice, Langau, Geras, Mödring und Pernegg im voll besetzten Gotikgotteshaus. Obwohl zweierlei Sprachen durch beste Dolmetscherleistung auf tschechischer Seite keine Barriere darstellten, zeigte Latein wieder einmal die Stärke einer umfassend-katholischen Wirkung, wie etwa in der exzellenten Wiedergabe einer Meßkomposition von Pavel Josef Vejvanovsky durch einen gewaltigen gemeinsamen Chor mit Orchesterbegleitung.

Robert Schmutz, NÖN/Horn-Eggenburg, 21. 10. 1998

St. Oswald

Die Jugend hat's gut

LH-Stv. Prokop zeichnete St. Oswald zur „Jugendfreundlichsten Gemeinde im Waldviertel in der Gruppe A (Neueinsteiger)“ aus. LH-Stv. Liese Prokop überreichte Bgm. Ignaz Leonhartsberger und Jugendgemeinderat Franz Leonhartsberger am 24. November 1998 im Landhaus die Siegerurkunde und 20000 Schilling.

St. Oswald zeichnet sich durch vielfältige Vereine, darunter mehrere aktive Jugendorganisationen, wie Jungschar, Kath. Jugend, Landjugend, Jungfeuerwehr, Sport- und Kulturverein, „Groshupfa“, Kinderchor, Willi Singers und einen jungen Tennisverein aus. Weitere Vereine, wie Dorferneuerung und Musikverein, sind um die Jugendarbeit bemüht. 63 Oswalder Musikschüler werden in der örtlichen Musikschule unterrichtet. Die Freizeiteinrichtungen, wie Fitnessparcours, familienfreundlicher Badeteich, Tennis-, Fußball- und Kinderspielplatz, Kneippwanderweg, Langlaufloipen werden von Jugendlichen besonders gern angenommen. Bis zu 1000 Nächtigungen verzeichnet seit Jahrzehnten die Pfarre mit ihrem Jugendlager im Pfarrheim.

Die Landjugend zählt zu den aktivsten örtlichen Vereinen mit folgenden Tätigkeiten: Volkstanzen, Wanderungen, Maskenball, Theateraufführungen, Wettbewerbe wie Sensenmähen und Mostverkostung, Sonnwendfeuer, Ausflüge, Geschicklichkeitsfahren, Tanzkurs, Nikolaus auf Bestellung, Überbringen des Friedenslichtes und Besuche alter Menschen mit Christbaumüberreichung.

Anlässlich der 1000 Jahr-Feier hat der Sport- und Kulturverein vor über 1000 Besuchern das Mysterienspiel „Jeschua“ uraufgeführt. Das gemeinsame Millenniumsfest am 29. April gestalteten auch die Kinder und Jugendliche mit (Millenniumsbaum-Setzen, Luftballonstart, Agape, „Ritterschlag der Ehrengäste“).

Bei der Herstellung der Oswalder Musik-CD „Wann's d das Waldviertler Land kennst“ über das örtliche Bildungs- und Heimatwerk haben insgesamt 120 Sänger und Musikanten aus St. Oswald mitgewirkt, wobei sich auch die Jugend, wie ein Kinderchor, „Willi Singers“ (Jugendchor) und der 12jährige Eder Hansi mit der Steirischen sehr engagierten. Mit der Fotoausstellung „St. Oswald in alten Ansichten“ wurden im Sommer einige hundert Fotos besonders der jungen Generation präsentiert, damit diese die Heimat aus früherer Sicht kennenlernt.

Die Vereine werden bei ihrer Arbeit von der Gemeindekanzlei, z. B. bei der Anfertigung von Plakaten oder Kopien, Pressearbeit sowie durch die Zur-Verfügung-Stellung einer großen Lautsprecheranlage unterstützt. In der „Oswalder Dorfzeitung“ des Bildungs- und Heimatwerkes, die zweimal im Jahr erscheint, arbeiten die Vereine engagiert mit. Nebenbei stellt die Gemeinde jährlich jedem aktiven Verein eine finanzielle Unterstützung bereit. Bgm. Ignaz Leonhartsberger: „St. Oswald wird als jugendfreundliche Gemeinde auch in Zukunft alles unternehmen, um den Kindern und Jugendlichen ein Umfeld zu schaffen, das hohe Lebensqualität bietet.“

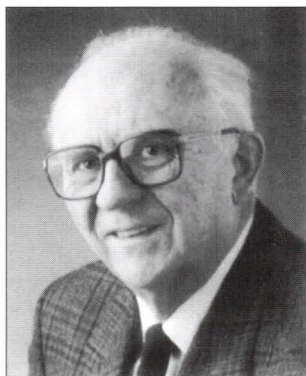
NÖN/Melker Zeitung, 2. 12. 1998

Sauggern (Gemeinde Ludweis-Aigen)

Sauggern ehrt Landeshistoriker Prof. Gutkas Gedenktafel am Geburtshaus enthüllt

„Geburtshaus von Univ.-Prof. Hofrat Dr. Karl Gutkas, 1926-1997, niederösterreichischer Landeshistoriker. Ihrem Ehrenbürger gewidmet von der Gemeinde Ludweis-Aigen“ ist auf einer Gedenktafel zu lesen, die gestern durch den Dritten Landtagspräsidenten Johann Penz in Sauggern, einer Katastralgemeinde der Marktgemeinde Ludweis-Aigen, enthüllt wurde. Die Steintafel wurde am Geburtshaus von Prof. Gutkas angebracht.

Gutkas wurde am 16. Dezember 1926 als Zimmerer- und Kleinbauernsohn geboren und erwarb sich durch seine langjährige historische Tätigkeit den Rang eines Landeshistorikers. Als Wissenschaftler habilitierte er sich für das Fach Österreichische Geschichte und war viele Jahre



Karl Gutkas (1926-1997)



Gutkas-Geburtshaus in Sauggern

außerordentlicher Universitätsprofessor. In St. Pölten betreute er zunächst das Stadtarchiv, war dann Kulturamtsleiter und publizierte bereits 1957 den ersten Band der „Geschichte des Landes Niederösterreich“, ein Werk, das fünfmal neu aufgelegt wurde. Weitere grundlegende historische Werke folgten. „Eine wichtige Facette in der Tätigkeit von Prof. Gutkas war die Gestaltung großer NÖ Landesausstellungen. ‚1000 Jahre Babenberger in Österreich‘ 1976 in Lilienfeld, ‚Österreich zur Zeit Kaiser Josephs II.‘ 1980 im Stift Melk sowie ‚Prinz Eugen und das barocke Österreich‘ 1986 gehörten zu den erfolgreichsten und meistbesuchten Präsentationen des Landes. Sein Bestreben war es, die Wissenschaft unters Volk zu bringen und breite Bevölkerungskreise für die Geschichte des Landes zu interessieren“, hob Penz die großen Verdienste des im Vorjahr Verstorbenen hervor.

NÖ Landeskorespondenz, 12. 10. 1998

Uvalno (Tschechische Republik)

Bauernbefreier Hans Kudlich: Geburtshaus in Tschechien renoviert

Am 25. Oktober 1998 jährt sich zum 175. Mal der Geburtstag des Bauernbefreiers Hans Kudlich. Anlässlich dieses Jubiläums wurde sein Geburtshaus im tschechischen Uvalno auf Initiative des Österreichischen Hans Kudlich-Komitees renoviert und ein Gedenkraum eingerichtet, der am 25. Oktober um 10.30 Uhr eröffnet wurde. Die Generalsanierung des Geburtshauses und des Grabes mit Kosten von 600000 Schilling wurde mit Unterstützung des Landes Niederösterreich und des NÖ Bauernbundes durchgeführt. Die österreichische Post brachte außerdem am 23. Oktober 1998 eine Hans-Kudlich-Sondermarke heraus.

Hans Kudlich stellte im Revolutionsjahr 1848 als 25jähriger Student und Abgeordneter des Österreichischen Reichstages den Antrag auf Aufhebung der Untertänigkeit, womit eine neue Ära des Bauernstandes eingeleitet wurde. Hans Kudlich studierte nach 1848 in der Schweiz Medizin und starb 1917 als angesehener Arzt in den USA.

NÖ Landeskorespondenz, 21. 10. 1998

Wachau

„Denkmal – Ensemble – Kulturlandschaft“ Internationales Symposium in der Wachau

Aus Anlaß der österreichischen EU-Präsidentschaft veranstalteten das Bundesministerium für Unterricht und Kultur, das Bundesdenkmalamt und die Abteilung für Kultur und Wissenschaft des Amtes der NÖ Landesregierung vom 12. bis 15. Oktober 1998 in Dürnstein ein internationales Symposium. Unter dem Titel „Denkmal – Ensemble – Kulturlandschaft“ wurde das Ziel verfolgt, am konkreten Beispiel der Wachau Bewertungskriterien für Kulturlandschaften zu erarbeiten und einen Maßnahmenkatalog für deren Bewahrung zu erstellen. Bekanntlich strebt die Wachau die Aufnahme in die UNESCO-Liste des Weltkulturerbes an. Bei dem Symposium kamen hochkarätige in- und ausländische Fachkräfte zu Wort. Einzelne Themen wurden „vor Ort“ behandelt, so beispielsweise die wirtschaftliche Kulturlandschaft in der Weinbaugemeinde Weißenkirchen, die „Stadt als Teil der Kulturlandschaft“ in Stein und die sakrale Kulturlandschaft im ehemaligen Servitenkloster Schönbüchel.

NÖ Landeskorespondenz, 9. 10. 1998

Waidhofen/Thaya

Das Museumsjahr 1998

So wie in den vergangenen Jahren war auch das Jahr 1998 wieder ein für das Heimatmuseum äußerst erfolgreiches Jahr. Fixpunkte für ein gewisses Stammpublikum waren wieder die monatlichen Film- und Videoabende. Inzwischen besitzt der Verein eine umfangreiche Videosammlung

(auf Super VHS) mit an die tausend Beiträgen, darunter auch viele historische Streifen aus der Zeit, als die Bilder laufen lernten. Der Ankauf des Knollhauses durch die Gemeinde, in dem lange das Waidhofener Kino untergebracht war, ermöglichte neben alten Filmen auch den Ankauf eines Walzenklaviers (Orchestron). Es war zwar reparaturbedürftig, ist aber ein so wertvolles Stück, daß die Kosten dafür durch Umschichtung aufgebracht werden konnten.

Einen weiteren festgesetzten Zeitpunkt betrafen fünf Veranstaltungen im Rahmen von „Musik und Literatur im Museum“. Der Bogen spannte sich von Dichterlesungen, einem Schumann-Abend, dem Bläserquartett „Just Brass“ bis zur Volksmusik.

Auch die gezeigten Ausstellungen brauchten sich nicht zu verstecken. Der März brachte die Gedächtnisausstellung „Emil Jaksch zum 80. Geburtstag“. Im April/Mai folgten die beiden Sonderschauen „Ernestine Gräfin von Gudenus 1853-1910 – Ihr Leben“ und „100 Jahre Kaiserdenkmal in Waidhofen/Thaya“. Vom 29. Mai bis Mitte Juni gab es eine Ausstellung von Werken des Altmeisters und Waidhofener Ehrenbürgers „Thomas Leitner zum 50. Geburtstag“. Diese fand ebenso guten Zuspruch wie die Doppelausstellung im Juli und August mit dem Titel: „135 Jahre Theaterwesen in Waidhofen/Thaya“ und „80 Jahre Filmtheater in Waidhofen/Thaya“. Schließlich konnten in der Zeit vom 16. bis 26. Oktober Werke von Hauptschülern und Schülern des Polytechnischen Lehrganges „Kunst und Schule“ gezeigt werden und fanden bei alt und jung großes Interesse. Das Arbeitsjahr endete mit der Einzelausstellung „Bilder von Lydia Dürr“.

Ein „Besinnlicher Abend“ am 24. Dezember beschloß das reichhaltige Programm 1998, wobei Frau Maria Urban vom Volkstheater Wien Gedichte und Prosa las. Den musikalischen Part besorgten Dir. Ferdinand Strobbach, Violine und Prof. Dr. Friederike Jungwirth am Klavier.

Natürlich fand an zwei Wochenenden der schon zur Tradition zählende „Kunsthistorische Weihnachtsmarkt im Museum“ statt. Von seiten der Bevölkerung fand der große „Adventkalender des Museums“, der im Advent 1998 durch seine großen Fensterbilder im Haus gezeigt wurde, allgemeine Zustimmung.

Daß wieder alles so klaglos und scheinbar mühelos ablaufen konnte, ist dem unermüdlichen Einsatz und keine Mühe scheuenden Kom.-Rat Walter Biedermann zu danken. *Eduard Führer*

Weiten

Neue Orgel geweiht

Festtag für die Pfarre: Das Jahrhundertwerk – die neue Kirchenorgel – wurde am Nationalfeiertag geweiht und offiziell seiner Bestimmung übergeben. Konzelebrant der Festmesse, mit einigen Priestern der Nachbarpfarren, war Prälat Dr. Walter Graf, Referent für Kirchenmusik der Diözese St. Pölten. Musikalisch umrahmt wurde diese denkwürdige Feierstunde vom Musikverein, dem Kirchenchor, einem Jugendchor, dem Chor der Volksschule, der Solistin Christina Stegmaier und an der Orgel von Regionalkantor Franz Reithner.

Pfarrer GR Marchart nahm die Begrüßung der vielen Gläubigen vor und dankte allen, die zu diesem Werk beigetragen hatten. Prälat Dr. Graf, der die Weihe vornahm, ging in seiner Predigt auf die Bedeutung des Wortes Orgel ein. „Es soll viel Freude von dieser neuen Orgel, der Königin der Instrumente, ausgehen.“ Beim Einzug wurde die alte Orgel symbolisch verabschiedet. Jung und alt trugen Orgelpfeifen zum Abschied in die Kirche, und Chorleiter Bruno Rixinger sprach dazu einige Worte.

Orgelbauer Walter Vonbank und sein Team aus Murau hatten ganze Arbeit geleistet, ebenso die Restauratorin Anna Ochsenbauer aus Weiten mit ihren Mitarbeitern. Viel schlummert in diesem neuen Instrument mit 22 Registern, wie in der Festmesse zu hören war. Die Kosten belaufen sich – inklusive anderer notwendiger Aufbauarbeiten – auf mehr als 3 Mio. S und wurden durch Spenden, diverse Aktionen, Subventionen und Zuschüsse aufgebracht. Eine nett gestaltete informative Festschrift gibt darüber, nebst anderen Informationen, genaue Auskunft.

Nach dem Schlußgebet entbot der Kirchenchor mit dem „Stephanus-Lied“ einen musikalischen Gruß an den Kirchenpatron. Für das feierliche Postludium auf der Orgel (Regionalkantor Reithner) gab es spontanen Applaus, ebenso beim Orgel-Chorkonzert am Nachmittag, wo Kirchenmusik vom Feinsten geboten wurde. *Friedrich Reiner, NÖN/Melker Zeitung, 4. 11. 1998*

Zaingrub

Theaterstadel bestens bewährt

Von einem kleinen Theaterfest samt Spanferkelgrillen wurde am Freitag, 9. 10. 1998, die deutsche Uraufführung des Stücks „Napolejong“ der Gruppe „Blauw Vier“ aus Antwerpen eingeleitet. Mit der Premiere im Theaterstadel der Familie Mörx kehrten jene Akteure nach Zaingrub zurück, die 1994 diesen neuen Aufführungsort erstmals bespielten. Szene bunte wädhne-Intendant Stephan Rabl: „Das Stück ‚Andere Stimmen – andere Räume‘ war im Jahr 1994 das erste Theaterstück im Rahmen des Festivals, das in Zaingrub aufgeführt wurde. Fünf Jahre später kehrte die Gruppe mit diesem extra für diesen Anlaß ins Deutsche übersetzte Stück nun dorthin zurück.“

Der Theaterstadel, das zeigte sich bei den diesjährigen Aufführungen einmal mehr, war ein Glücksgriff für das Theaterfestival. Sowohl das Ambiente als auch das Raumangebot im ehemaligen Bauernhof ernten bei Künstlern und Publikum gleichermaßen Lob. Vor allem gelingt es an diesem Spielort, Menschen für modernes Theater zu interessieren, die wohl kaum je zu einer Aufführung in die Stadt kommen würden. Und: Es passiert eine Verbindung von Kulturgenuß mit gemütlichem Zusammensein – die große, weite Welt der Bühne kommt zu Besuch ins kleine Dorf...

Martin Kalchauer, NÖN/Horn-Eggenburg, 14. 10. 1998

Zwettl

Öko-Kräuter aus dem Waldviertel

Wieder kommt eine innovative Idee aus dem Waldviertel: 20 Biobauern wollen Spezialkulturen wie Tee- und Gewürzkräuter am eigenen Hof veredeln, um so ein besseres Einkommen zu erzielen. Ziel der Gemeinschaftsinitiative ist es, die teuren Spezialmaschinen gemeinsam zu nutzen. In mehreren Ausbausritten werden eine Verarbeitungs- und Lagerhalle und eine Kräuteraufbereitungsanlage errichtet. Auch verschiedene Werbemaßnahmen wie Produktkataloge und Messen sind geplant. Die Sonnentor Kräuterhandels Ges.m.b.H in Zwettl übernimmt Marketing und Vertrieb der Öko-Kräuter. Das Projekt, das bis 2000 realisiert werden soll, wird im Rahmen der Ziel 5b-Förderung von EU, Bund und Land Niederösterreich mit 4,3 Millionen Schilling unterstützt, wobei das Land über eine Million Schilling beisteuert. Die Gesamtkosten betragen über 13,3 Millionen Schilling.

NÖ Landeskorespondenz, 19. 11. 1998

Walther von der Vogelweide-Denkmal zum Jubiläum

Rechtzeitig im Jubiläumsjahr „800 Jahre Zwettl“ könnte am Neuen Markt ein Walther von der Vogelweide-Denkmal enthüllt werden. Etwa um 1230 starb der wohl berühmteste Minnesänger und Spruchdichter des deutschen Mittelalters Walther von der Vogelweide, doch sein Ruhm hat all die Jahrhunderte ungebrochen überdauert. Bereits seit 1600 befaßten sich zahllose Wissenschaftler mit der Frage nach der Heimat Walthers, und rund zwei Dutzend Städte und Orte in Mitteleuropa bewerben sich seither um die Ehre, die Heimat Walthers von der Vogelweide gewesen zu sein.

In diese Situation hinein fiel die Entdeckung des Wieners und seit rund 25 Jahren Wahl-Waldviertlers Walther Klomfar, die – seither bereits mehrfach in Fachpublikationen veröffentlicht

– durch ihre überzeugende Beweiskraft alle anderen bisherigen Bewerber verdrängte und der auch von anerkannten Universitätsprofessoren eine hohe Wahrscheinlichkeit zugestanden wird. Klomfar hatte 1987 im Archiv des Zisterzienserstiftes Zwettl eine aus dem Jahr 1663 stammende Zeichnung des im 14. Jahrhundert verödeten mittelalterlichen Dorfes Walthers bei Hörmanns und einer angrenzenden 5 bis 6 km² großen Vogelweide gefunden. 1992 wurde an jener Stelle ein Gedenkstein aus Waldviertler Granit errichtet. 1994 wurde einer der beiden Dorfbrunnen von Walther ausgegraben, nach mittelalterlichen Vorbildern rekonstruiert und feierlich gesegnet.

1995 wurde der Verein Forschungsgemeinschaft „Walther von der Vogelweide – ein Waldviertler“ gegründet, und noch im selben Jahr fand in Zwettl ein internationales Walther von der Vogelweide-Symposium statt, bei dem Wissenschaftler aus dem In- und Ausland die Klomfarsche Theorie der Heimat Walthers in der Region Zwettl nachhaltig bekräftigten. Diese äußerst positiven wissenschaftlichen Reaktionen veranlaßten den Verein am 24. November 1995 an die Stadt- und Gemeinderäte der Stadt Zwettl das Ansinnen um Errichtung eines Walther von der Vogelweide-Denkmal im Zuge der vorgesehenen Neugestaltung des Neuen Marktes zu richten und dabei auf die nicht unbedeutenden Impulse für Tourismus und Fremdenverkehrswirtschaft hinzuweisen.

Vor kurzem fand nun im Stadtamt Zwettl die erste diesbezügliche Zusammenkunft der Repräsentanten der Stadtgemeinde Zwettl, dem Planersteller Architekt Dipl.-Ing. Georg Thurn-Valsassina und der Regionalbetreuerin der NÖ Landesregierung bei der Zwettler Stadterneuerungsaktion, Dipl.-Ing. Barbara Rommer, sowie dem Vorstand des Vereines statt. Noch im November 1998 wurden die Anrainer des Neuen Marktes vom Architekt Dipl.-Ing. Thurn-Valsassina über die vorgesehenen Umgestaltungsarbeiten des Neuen Marktes und der Denkmalerrichtung informiert.

Nach diesen Umgestaltungsarbeiten, etwa in der Mitte kommenden Jahres, sollen dann die weiteren erforderlichen Schritte zur Errichtung des Walther von der Vogelweide-Denkmal unterommen werden, ein Wettbewerb für die künstlerische Gestaltung ist vorgesehen. Die Enthüllung dieses Denkmal eines seit knapp 800 Jahre berühmten Dichterfürsten soll dann rechtzeitig und genau passend zu den 800-Jahr-Feiern der Stadt Zwettl im Jahr 2000 stattfinden.

NÖN/Zwettler Zeitung, 16. 12. 1998

Buchbesprechungen

Monika Griegl, **Siedlungsreste der Hallstattkultur aus Horn (Niederösterreich)** (= Mitteilungen der Prähistorischen Kommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Band 31, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1997) 224 Seiten und 99 Tafeln, öS 577,-

Die Autorin hebt zunächst die große Bedeutung des Horner Beckens für die urzeitliche Besiedlung des Waldviertels hervor, die durch seine klimatisch bevorzugte Lage bedingt ist. Das zeigen auch die archäologischen Hinterlassenschaften, die ab dem Jungpaläolithikum in diesem idealen Siedlungsraum zutage gekommen sind. Ein kurzer Abriss über Geologie, Bodenkunde, Klima und Vegetation geht auch auf den „Klimasturz“ der Zeit von etwa 800 v. Chr. ein, der zu einer Klimaverschlechterung und Zunahme der Moorvegetation in diesem Gebiet geführt hat, andererseits wird aber durch die stark vertretenen Kulturanzeiger auf eine Intensivierung der Landwirtschaft und eine neuerliche Rodung geschlossen. Die Siedlungsspuren konzentrieren sich daher weiterhin auf die Altsiedelgebiete des Horner Beckens und des unteren Kamptals.

Damit wird zum eigentlichen Thema dieser Arbeit, der Aufarbeitung des Fundmaterials aus den Rettungsgrabungen der Jahre 1889 bis 1976 in der Ziegelei Thalhammer, übergeleitet. Hier wird zunächst auf die Befunde der einzelnen Fundgruppen, die Fundgeschichte und den Verbleib der Funde eingegangen und, soweit vorhanden, werden auch Lageskizzen gebracht. Damit sind die Kapitel Fundort und Fundgeschichte abgeschlossen.

Das nächste Kapitel ist der Typologie und Chronologie gewidmet. Es bringt eine Aufgliederung des Fundmaterials nach Werkstoffen und Typen sowie deren Darstellung auf Typentafeln. Im keramischen Inventar ist hier neben allgemein üblichen Formen der Hallstattzeit auf einen Topf- rand mit alter Klebestelle und auf Sonderformen wie Miniaturgefäße, Tondeckel, Siebgefäße oder Glutschützer, „Tonlämpchen“, sternförmiger Tonknopf/Amulett, Tierkopfprotom bzw. Miniatur- rinderhorn hinzuweisen. Spinnwirtel und Webgewichte verschiedener Form waren Anlaß, deren Verwendung beim Spinnen und am Webstuhl zu diskutieren. An Hüttenlehmbruchstücken mit mehr oder weniger gut geglätteter Oberfläche sind zum Teil weißer Anstrich bzw. weiße Farbre- ste erhalten geblieben, die so Hinweise auf einen Roh- und einen weiß gestrichenen Feinverputz geben. Dies deckt sich mit Beobachtungen von Kalkanstrich auf lehmverputzten Wänden aus Siedlungen der Lausitzer Kultur. Hier anzuschließen sind noch Lehmbruchstücke mit glatter, riefenverzierter Schauseite und weißen Farbre- sten, die als Lehmplatte zu deuten sind. Funde solcher Platten kennt man aus hallstatt- und latènezeitlichen Siedlungen Böhmens, Niederöster- reichs und Ungarns, wo sie in situ auf dem Boden ebenerdiger Häuser aufliegen, sekundär aber – wie auch hier in Horn – in Siedlungsgruben verlagert wurden. Parallelen aus Böhmen sind von rechteckiger Form mit 0,6-1 m Seitenlänge und 4-7 cm Dicke, weisen unverziert ein oder mehrere weiße Anstriche auf, verziert geriefte Rechteckmotive wie vermutlich auch in Horn. Kultischer Gebrauch im Hausbereich steht für Beispiele mit aufwendiger Verzierung – wie zum Beispiel einem Mäanderornament vom Kalenderberg bei Mödling – oder weißem Anstrich zur Diskussion. Diese detaillierte Untersuchung der Autorin wird neuerdings bestätigt durch Funde solcher „Her- de“ mit Spiralverzierung in Feudvar, in deren Nähe man vor allem Basarabi-Keramik gefunden hat und wo man daher ebenfalls kultische Verwendung vermutet (M. Röder in: Chronos. Beiträge zur prähistorischen Archäologie zwischen Nord- und Südosteuropa. Festschrift B. Hänsel zum 60. Geburtstag. Internationale Archäologie, Studia Honoria Bd. 1, Espelkamp 1997, S. 601 ff.). Wie in anderen hallstattzeitlichen Siedlungen stehen auch hier einem hohen Anteil an Geweihge- räten nur wenige Knochenartefakte gegenüber: So sind eine Spitze und eine Ahle aus Knochen, sonst aber große Mengen an Geräten, Halbfertigprodukten, Roh- und Abfallstücken aus Geweih- stangen gefunden worden, darunter Werkzeuggriffe und Griffschalen, eventuell von Messern,

Hämmer und Zwischenfutter für Schäftungen, eine Axt und ein pfiemartiges Gerät sowie Stücke mit Bearbeitungsspuren. Diese abgehackten und abgesägten Geweihstücke, zum Teil mit Schnittspuren, zeugen von einer intensiven Verarbeitung dieses Rohstoffes, der fast ausschließlich Rothirschstangen umfaßt, in der Siedlung selbst, wobei eine Konzentration in den Fundgruppen 9, 11 und 12 dort eine örtliche Verarbeitung vermuten läßt. Hervorzuheben sind in dieser Materialgruppe noch ein gelochter Eberhauer sowie ein anthropomorpher Anhänger aus Hirschgeweih. Während der Eberzahn neben seiner Bedeutung als Amulett auch noch als Symbol für Kraft und Stärke stehen kann, wenn wir z. B. an die gefährlichen Eberjagden denken und an die gehäuft in Männergräbern des Osthallstatttraumes auftretenden Halsketten mit diesem Schmuck, so ist für den Anhänger wohl eher Amulettcharakter anzunehmen. Einfache Mahlsteine wie diese Reibplatte sowie Reib- und Klopffsteine kommen in zeitgleichen Siedlungen immer wieder vor, so in fast jedem Siedlungsobjekt von Velemszentvid, die auch die beste Entsprechung dafür bieten. Außerdem fand sich noch ein Schleifstein und ein Glättstein, der vermutlich bei der Keramikherstellung Verwendung fand.

Nach den Fundgattungen werden die keramischen Verzierungstechniken vorgestellt, wobei zwischen eingetieften – darunter fällt hier auch die Inkrustation –, planen – vor allem verschiedene Arten von Graphitbemalung sowie die Rot-Schwarz-Verzierung werden hier behandelt – und erhabenen – wie z. B. der Kalenderbergverzierung – unterschieden wird. Während die unterschiedliche Ausführung dieser letztgenannten Verzierungstechnik eine zeitliche Tiefe erkennen läßt und durch die verschiedene Profilgebung dieser Gefäße eine unterschiedliche Verbreitung im östlichen Hallstattgebiet angedeutet wird, weisen Kerbschnitt, Inkrustation, Rollrädchenverzierung sowie Rot-Schwarz-Bemalung und Stempelung hingegen in den Westhallstatttraum. Insbesondere sind Verbindungen zur Alb-Hegau-Keramik Südwestdeutschlands gegeben, wobei Rollrädchenverzierung im Osthallstatttraum vor allem auf westlichen Gefäßformen auftritt. Daran schließt die Besprechung der Verzierungsmotive an. Hier soll besonders auf das Mäandermotiv in Graphitmalerei als Innenverzierung einer Einzugsrandschale und auf die Problematik, die sich mit diesem Motiv und seiner Herkunft verbindet, aufmerksam gemacht werden.

Als letzte werden die Metallfunde besprochen. Unter ihnen nimmt die bronzene Tierfibel, die ausführlich behandelt wird, die erste Stelle ein. Die Autorin weist dabei auf das entschnabelartige Maul und den gelängten Körper des Tieres hin und erwägt auch eine eventuelle Einlage der Augen aus anderem Material. Obwohl B. Terzan alle bekannten Pferdchenfibeln kartierte, darunter auch all jene, die eher wie die Horner Fibel als „Hund“ anzusprechen sind, konnte sie kein identes Vergleichsstück namhaft machen. Dazu sei angemerkt, daß diese Durchlochung in Augenhöhe möglicherweise aber auch ein Hinweis auf ein heute verlorenes Attribut – vielleicht Gehörn – sein könnte, sodaß vor dem Hintergrund dieser Verschmelzung von Pferd und Vogel, die jetzt als neue Motivkombination wie auch jene von Stier und Vogel aufzutreten beginnt – worauf auch in der Publikation hingewiesen wird –, der Symbolgehalt dieser Fibeln, die eine Fundstreuung von Mähren über Westungarn, Kroatien und Westösterreich bis Italien aufweisen, vielleicht zu überdenken wäre. Chronologisch wird die Fibel noch in die erste Hälfte des 7. Jahrhunderts gestellt und kann gewissermaßen als „Bindeglied“ zwischen zwei schlanken Pferdefibeln aus Este bzw. aus Uttendorf im Pinzgau und einer aus Hallstatt Grab 307 angesehen werden. Es folgen dann noch in der Beschreibung bronzene Nadelbruchstücke, wahrscheinlich von Fibeln, und Besatzstücke als Verzierung über Kleidung oder Pferdezaumzeug sowie ein eisernes Griffangelmesser.

Ein Überblick über die archäozoologischen Reste, die als häufigstes Haustier das Rind ausweisen, beschließt die Fundvorlage. Das meist hohe Schlachalter dieser Tiere macht eine Nutzung als Arbeitstier bzw. als Milchlieferant wahrscheinlich. Dies wird durch die anormale Abflachung von Hornzapfen weiblicher Tiere nahegelegt, die damit indirekt das Tragen eines Joches auch für Kühe belegt. Schwein und Schaf/Ziege sind annähernd gleich stark vertreten, gefolgt von Pferd und Hund. Da nur unter 10% des Knochenanteils von Wildtieren stammt, spielte wahrscheinlich die Jagd keine so große Rolle. Das Vorherrschen von Rothirsch – es konnte das Geweih eines älteren Tieres, ungefähr eines Zwanzigjägers mit 1,5 m mächtiger Spannweite, unter den Geweihresten

gefunden werden, wie ein solches in den heutigen Beständen nicht mehr vorkommt – und von Wildschwein deuten jedenfalls auf eine bewaldete, wasserreiche Umgebung hin. Auch Flußmuscheln finden sich im Material.

Die Chronologie und eine kulturhistorische Zuweisung bilden das Schlußkapitel der Auswertung. In ihm unterstreicht die Autorin die Schwierigkeit, für den Kalenderbergraum ein allgemein gültiges Chronologiesystem zu erstellen, da Metallfunde nur äußerst spärlich vertreten sind und man allein auf die Keramikanalyse angewiesen ist. Auch der kontinuierliche Übergang von der Urnenfelder- zur Hallstattzeit wie in Böhmen und Nordmähren scheint im Gegensatz dazu im Waldviertel und Südmähren nicht nachzuweisen zu sein. So läßt sich zwar die Benutzung des Horner Siedlungsplatzes für die Urnenfelderzeit – Ha B2 und Ha B3 – belegen, doch gehört der Großteil des Fundmaterials der entwickelten Hallstattzeit – Ha C2/D1 – an. Nach dem Versuch der allgemein chronologischen Einordnung des Fundmaterials folgt ein Überblick über die chronologischen und typologischen Elemente in den einzelnen Fundgruppen sowie deren siedlungskundliche Interpretation. Aufgrund dieser Betrachtungsweise wird auf eine weilerartige Siedlung von vermutlich 2-3 Häusern geschlossen, deren jedes eine Wirtschaftseinheit, bestehend aus Wohn- und Wirtschaftsobjekten, bildete. Dies konnte auch anhand der Befunde – einer reichen Geweihindustrie vor Ort sowie einer lokalen Textil- und Keramikproduktion – wahrscheinlich gemacht werden. Da die Wege im nördlichen Niederösterreich Nord-Süd ausgerichtet sind, erstaunt es nicht, daß entsprechende Kontakte dieser Art auch in der Hallstattzeit vorhanden waren: Hier weist die geographisch nächstgelegene Südwestgruppe der Horákovkultur den bedeutendsten Einfluß auf.

Mit Vorlage dieser ersten Siedlung der älteren Eisenzeit aus dem Horner Becken wäre der Wunsch der Autorin an die künftige Forschung verbunden, die Beziehungen dieses nördlichen Osthallstatttraumes zur Kalenderbergkultur, dem sog. „Soproner Formenkreis“ nach S. Klemm, zu klären, denn dieses nördliche Gebiet, das das Wald- und Weinviertel sowie die Südwestslowakei umfaßt, weist mehr gemeinsame Züge mit der Horákovkultur im Norden als mit der südlich anschließenden Kalenderbergkultur auf (vgl. dazu neuerdings: Hallstattkultur im Osten Österreichs, Wissenschaftliche Schriftenreihe Niederösterreich 106/107/108/109, St. Pölten 1997).

An diesen auswertenden Teil schließen dann noch Fotos von Bergungssituationen und der Tierfibel sowie die Literatur mit dem Abkürzungsverzeichnis und die Abbildungsnachweise an. Der zweite Teil der Arbeit umfaßt den Katalog der Funde mit den Tafeln. *Alexandrine Eibner*

Erich Rabl/Gustav Reingrabner (Red.), **Der Schwed' ist im Land!** Das Ende des 30jährigen Krieges in Niederösterreich. Ausstellung der Stadt Horn im Höbarthmuseum 1995 (Horn: Museumsverein in Horn 1995) 216 Seiten, zahlreiche Illustrationen, öS 150,-

Die Dokumentations- und Ausstellungstätigkeit des Höbarthmuseums zur Geschichte der frühen Neuzeit, die 1990 („Zwischen Herren und Ackersleuten“) und 1991 („Puchheim-Kurz-Hoyos“) einsetzte, findet mit dem 350jährigen Gedenken an die „Schwedenzeit“ eine sinnvolle Fortführung und notwendige Ergänzung.

Gustav Reingrabner hat als gründlicher Kenner der österreichischen Geschichte des „konfessionellen Zeitalters“ die mit dem Dreißigjährigen Krieg bezeichnete Krisenepoche in einer ausführlichen Abhandlung dargestellt. Er konnte in sehr ausgewogener Art darlegen, wie die „unausgetragenen Gegensätze“ einer langen Konfliktgeschichte in eine Wirrnis von bewaffneten Auseinandersetzungen führten, deren Folgen das Waldviertel vor allem in der Anfangs- und Endphase des Ringens um konfessions- und machtpolitische Positionen in sich verselbständigenden, wahrhaft verheerenden Zügen schwer trafen. Reingrabners Darstellung ordnet das regionale Geschehen, das 1619/20 und 1645 mit Torstensons Feldzug an die Donau nach der Schlacht von Jankau kulminierte, in die europäische Geschichte ein – sein Text ist geeignet, auch dem historisch nicht Vorgebildeten die so schreckhaft im Volksbewußtsein weiterlebende Präsenz der „Schweden“ zu erklären.

Zentrale Originaldokumente der Ausstellung sind jene Schriftstücke, die Torstenson mit der Stadt Horn wegen Tributleistungen wechselte; ihr Text ist in einem Anhang wiedergegeben wie auch die umfangreiche Biographie, die noch ein Jahrhundert später Zedlers Universal-Lexicon dem gefürchteten Schwedengeneral widmete. Sehr nützlich – auch als Hinweis auf diese wichtige, wegen ihrer lateinischen Sprache freilich nur selten genutzte Quelle – ist Helmut Hagels Übersetzung aus den *Annales Austrio-Clara-Vallenses* des Abtes Bernhard Linck von Zwettl. Die Parallelnachrichten aus den *Geraser Annalen* des um 1800 schreibenden Prämonstratensers Hieronymus Alam teilt Ralph Andraschek-Holzer mit.

Christoph Tepperbergs Abhandlung gilt der Struktur und Entwicklung des kaiserlichen Heeres nach dem Prager Frieden (1635) bis in die Zeit der Überleitung in die stehende Armee nach dem Westfälischen Frieden. Seine Darstellung bietet viel Material zu Organisation und Kampfweise der „Kriegsvölker“ dieser Zeit. Die schwedische Perspektive ist zumindest mit einigen Hinweisen von Susanne Meiringer angedeutet. Auf breiter Materialbasis dokumentiert Erich Rabl Realzeugnisse aus der „Schwedenzeit“, von den bekannten, aus vielen Waldviertler Orten überlieferten Kinderreimen und Sagen zu den Steinkreuzen und den seither zu Ruinen gewordenen Burgen (Schauenstein und Kreuzenstein werden im Katalogteil, S. 211, genannt und sollten auch in Rabls Register eingefügt werden).

Einige kleine Druckversehen seien angemerkt, da der Ausstellungskatalog über den Anlaß hinaus als Nachschlagewerk für die Zeit des Dreißigjährigen Krieges in Niederösterreich dienen kann. Die übliche Schreibung für den Ort des Friedensschlusses nach dem Langen Türkenkrieg ist Zsitva Torok (S. 17, 39). Erzherzog Leopold Wilhelm wurde 1637 Bischof von Olmütz (S. 95); der Schlachtort von 1645 heißt Alerheim (S. 95), der berühmte Feldherr der Liga Johann Tserclaes Graf Tilly (S. 96), der spanische Staatsmann des habsburgischen Vertrags von 1617 Oñate (S. 148). Der korrekte Titel von Bernhard Lincks Werk lautet „*Annales Austrio-Clara-Vallenses*“ (S. 99). Der Prager Fenstersturz fand am 23. Mai 1618 statt (S. 181 f.), die Schlacht von Lützen am 6. November (julianischer Kalender der Protestanten) bzw. 16. November (gregorianischer Kalender der Katholiken) 1632. Das Bild zu Kat.-Nr. 4.03a (S. 196) zeigt nicht das beschriebene Lilienfelder Porträt des famosen Reiterführers Jan von Werth, sondern einen Kupferstich. Nicht ausreichend diskutiert scheint die Problematik der Inschriftsäule im Garten der Rosenberg zu sein, die an ein Massaker mit angeblich 500 Toten im Jahre 1620 erinnert – das Volkslied ist jedenfalls schon vor diesem immer noch geheimnisumwitterten Ereignis entstanden (S. 27, 183).

Der Katalogteil gibt einen repräsentativen Querschnitt durch das Quellenmaterial zur Zeit, das nicht nur Schriftstücke, Porträts, Waffen und Bilddokumente umfaßt, sondern auch Realien zur Alltagsgeschichte der Epoche aufbereitet.

Insgesamt ist hier ein Begleitbuch entstanden, das über den Gedenkanlaß der Ausstellung hinaus zu einer wertvollen regionalhistorischen Epochendarstellung geworden ist. Es fügt sich gut, daß eine Konferenz in Brünn einem parallelen Thema gewidmet worden ist (vgl. *Morava a Brno na sklonku třicetileté války* [Mähren und Brünn am Ende des Dreißigjährigen Krieges], redigiert von Jan Skutil, Praha-Brno 1995). Auch in Hinblick auf das Erinnerungsjahr des Westfälischen Friedens sind hier die Ergebnisse wertvoller Grundlagenforschung niedergelegt worden.

Wolfgang Häusler

Daniel Béresniak, **Symbole der Freimaurer** (Wien-München: Verlag Christian Brandstätter 1998) 128 Seiten, Farbabbildungen, öS 585,-

Mozart, Haydn, Louis Armstrong und Kurt Tucholsky haben eines gemeinsam: sie waren alle Freimaurer. In der Reihe „Symbole der Welt“ erschien jüngst der Band „Symbole der Freimaurer“. Damit wird jener weltbürgerliche Geheimbund erfaßt, dessen Mitgliederzahl auf weltweit mehr als zehn Millionen geschätzt wird. Sie verfolgen das humanitäre Ideal des nach Vervollkommnung strebenden Menschen und verpflichten sich zu Wahrheit, Menschenliebe, Selbstkritik und Duldsamkeit. Aufwendig, wie wir es vom Brandstätter-Verlag gewohnt sind, präsentiert sich das Buch,

eigentlich ist es ein Hochglanzbild-Text-Werk. Ganzseitige, hochwertige großformatige (Makro-) Aufnahmen von Laziz Hamani bestimmen das Erscheinungsbild des Buches. In 19 Kapiteln erfährt der Leser so gut wie alles über die Verbindung im Zeichen des Zirkels und des Winkelmaßes; Symbole, die von den Steinmetzen kommen. Der Nachteil des Buches aus österreichischer Sicht ist der mangelnde lokale Bezug, handelt es sich doch bei dem Werk um eine Übersetzung aus dem Französischen. Somit ist zwar der große Bogen der Internationalität gewahrt, aber lokale Bezüge fehlen (z. B. ein Hinweis auf das Freimaurermuseum in Schloß Rosenau).

Thomas Hofmann

Daniela Ellmauer/Helga Embacher/Albert Lichtblau (Hgg.), **Geduldet, geschmäht und vertrieben**. Salzburger Juden erzählen (Salzburg-Wien: Otto-Müller 1998) 288 Seiten, zahlreiche Abbildungen, öS 298,-

Der vorliegende Band zur Geschichte der Salzburger Juden ist keine umfassende historische Darstellung, sondern eine Sammlung von persönlichen Erinnerungen und familiären Aufzeichnungen. Anlaß für die Zusammenstellung war das 1993 von Stadt und Land Salzburg organisierte Treffen der emigrierten Salzburger Juden, das den Herausgebern und ihren Studenten an der Salzburger Universität die Möglichkeit bot, Interviews zu machen und Kontakte zu weiteren ehemaligen Salzburgern in aller Welt zu knüpfen. Die Einleitung über die Geschichte der Juden in Salzburg von 1867 bis 1938 beginnt mit Albert Pollak aus Mattersburg, der durch den Militärdienst nach Salzburg kam, dort 1862 ein Juweliergeschäft eröffnete, aber erst 1873 als Bürger akzeptiert wurde. Er wurde schließlich zu einem angesehenen Mitglied der Salzburger Gesellschaft. Die schwierige Situation der wenigen Salzburger Juden wird etwa durch die Tatsache ersichtlich, daß sie erst 1911 eine eigene Kultusgemeinde erhielten, also später als Krems, Horn oder Waidhofen/Thaya. Der Größe dieser Gemeinden entsprachen ungefähr auch die 1910 genannten 285 Salzburger Mitglieder. Diese kleine Zahl verstärkte auch den Druck zur Assimilierung bzw. Ghettoisierung. Vielleicht nicht unabhängig davon kam es in der Zwischenkriegszeit – parallel zur Verstärkung des Antisemitismus – zu Generationskonflikten zwischen den Eltern, die Geschäfte aufgebaut hatten, und ihren Kindern, die vom Studium oder von Palästina träumten (S. 16 f). Die jüdische Gemeinde zählte 1934 nur mehr 239 Personen, und nach der „Reichskristallnacht“ wurde Salzburg am 12. 11. 1938 für „judenrein“ erklärt. Nach dem Krieg kehrten nur mehr wenige den Holocaust überlebende Salzburger Juden in ihre frühere Heimat zurück.

Die Erinnerungen beginnen mit den Aufzeichnungen von Pollaks Tochter Käthe (1881-1980) und zeigen eine große Bandbreite von Schicksalen und Themen. Aufgrund des Zuzuges bzw. der Abwanderung gibt es auch Berichte über das Leben in Wien, Linz, Judenburg oder Mährisch-Ostrau. Inhaltlich spannt sich der Bogen vom Alltagsleben in Familie und Geschäft, von Erinnerungen an Schule und Freunde, von den religiösen Gebräuchen und den Rabbinern über den Antisemitismus und Zionismus bis zu Verfolgung, Emigration und KZ-Aufenthalten. In mehreren Fällen werden jedoch auch die zwischen Sehnsucht und Angst oszillierenden Gefühle einer auch nur kurzen Rückkehr und die Einstellung zum heutigen Österreich behandelt. Gerade diese „oral history“ ermöglicht nicht nur die Rekonstruktion der Ereignisse, für die es ja oft kaum schriftliche Quellen gibt, sondern vermittelt einen guten Eindruck von den Gefühlen und Leiden der Betroffenen. Die zahlreichen historischen Fotos ergänzen diese Schilderungen einer verlorenen Welt auf das Beste.

Friedrich Polleroß

Ernst Piper/Julius H. Schoeps (Hgg.), **Bauen und Zeitgeist**. Ein Längsschnitt durch das 19. und 20. Jahrhundert (Basel-Boston-Berlin: Birkhäuser 1998) 190 Seiten, zahlreiche Abbildungen, öS 351,-

Der im Gefolge einer Tagung 1996 in Potsdam veröffentlichte Sammelband analysiert Bauwerke als „geronnene gesellschaftliche Praxis“ (S. 7) vom frühen 19. bis zur zweiten Hälfte des

20. Jahrhunderts. Während Ulrich Schulze die „romantische Ruinenarchitektur als Zeugnis deutschen Gesichtssinns“ vorstellt, widmet sich Ernst Piper der Kehrseite dieses Phänomens: „Metall und Glas als Insignien der Industrialisierung“. Bemerkenswert erscheint, daß diese Demonstration von Fortschrittsgläubigkeit zwar in England (Crystal Palace) und Frankreich (Eiffelturm) stolz präsentiert wurde, während es in Deutschland eher zu einer Verkleidung der Technik kam, was Thomas Mann von einem „hochtechnisierten Romantizismus“ (S. 42) sprechen ließ. Zweifellos der Höhepunkt dieser Bewegung waren die Schloßbauten des Bayernkönigs Ludwig II., die Norbert Wolf analysiert. Hier verband sich der Traum einer besseren Zukunft mit der Rezeption der Geschichte (S. 56). In diesem Zusammenhang betont der Autor, daß der König erst nach dem Scheitern seiner öffentlichen Pläne und nicht von Beginn an um den subjektiven Rückzug in seine „gebauten Gegenentwürfe“ (S. 58) bestrebt war.

Im zweiten Abschnitt behandelt zunächst Peter Haiko das „Bauen in der Versuchsstation Weltuntergang“ Wien um 1900. Im Gegensatz zur älteren Forschung sieht er keine – in Otto Wagner personifizierte – lineare Entwicklung vom Historismus zur Moderne, sondern betont die parallel bzw. dagegen verlaufende Strömung des Neobarock, deren nationale Gesinnung den „kosmopolitischen, internationalen Historismus“ (S. 79) der Neorenaissance genauso wie die Moderne abgelehnt habe. So richtig dieser Befund ist, so problematisch erscheint mir die Interpretation: zumindest Albert Ilg, der Theoretiker des Wiener Neobarock, war eindeutig gegen den (Deutsch-)Nationalismus eingestellt, und seine patriotische Gesinnung propagierte eine habsburgisch-wienerische, d. h. einerseits übernationale, andererseits regionale Ideologie. Gerade das regionale Bauschaffen ist aber etwa auch in München oder Budapest ein Kennzeichen der Architektengeneration des Späthistorismus und wohl nicht nur monokausal als Ausdruck reaktionärer Politik zu erklären. Aus derselben, gegen die liberale Fortschrittseuphorie gerichteten Einstellung entstanden um 1900 auch die Heimatschutz- sowie die Gartenstadtbewegung, die im Beitrag von Kristina Hartmann vorgestellt wird. Die „Reformidee der Gartenstadt“ (S. 94) war mit ihrer Verklärung des Landlebens und der Ablehnung der „Steinwüste“ der Großstadt ja ebenso ambivalent retrospektiv wie avantgardistisch. Nach dem Beginn in England (1903 Letchworth) entstanden einige Jahre später auch auf dem Kontinent entsprechende Wohnhausanlagen. Bereits ein Jahr vor der Siedlung Falkenberg bei Berlin (1912/13) entstand auch die Gartenstadt in Eggenburg (siehe dazu: Burghard Gaspar, Die Gründung der „Gartenstadt Eggenburg“. In: Wv 40, 1991, S. 241-251). Ebenso bezeichnend wie die Tatsache, daß diese Bewegung gleichzeitig in der Großstadt und in der Waldviertler „Provinz“ ihre Verwirklichung fand, ist wohl auch der Umstand, daß der Gründer der Eggenburger Gartenstadt, Franz Gamerith, auch Konsulent des Denkmalmates und Vorstandsmitglied des Museumsvereines war. Daß sein Sohn später mit dem Haus Gamerith am Attersee von Ernst Plischke nicht nur eine „untrennbare Synthese“ von Natur und Architektur, sondern eines der Hauptwerke der modernen Villenarchitektur in Österreich schuf, bestätigt diesen Befund wohl ebenso wie das Ergebnis des folgenden Beitrages. In diesem analysiert Wolf Tegethoff nämlich die Umsetzung der hinter der Gartenstadtbewegung stehenden Idylle des (englischen) Landhauses in der Klassischen Moderne am Beispiel des Hauses Tugendhat in Brünn von Mies van der Rohe. Dabei tritt deutlich eine „unterschwellige Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit“ (S. 126) dieser funktionalistischen Architektur zutage: aus Stahl, Glas und Beton entsteht eigentlich ein großbürgerliches Anwesen des 19. Jahrhunderts mit der strengen Separierung von Herrschaft und zahlreicher Dienerschaft. Die moderne Form verkleidet also nur die alles andere als fortschrittliche soziale Realität! Vom selben Autor sowie Daniela Hammer-Tugendhat ist inzwischen eine eigene Monographie erschienen, die ausdrücklich das Wohnen in diesem Sinnbild moderner Architektur behandelt (Wien 1998).

Einer weiteren Tradition der Klassischen Moderne, nämlich der Annäherung an die Renaissance, geht Andreas Beyer in seinem Beitrag „Von Bramante zum Bauhaus“ am Beispiel des von Walter Gropius errichteten Bauhausgebäudes in Dessau nach. Wie sehr dasselbe Vorbild, die klassische Säulenordnungsarchitektur, wenig später auch von Hitler, Mussolini und Stalin bei der „Inszenierung des Bösen“ in durchaus unterschiedlicher Form herangezogen werden konnte, zeigt

Karin Wilhelm anhand der Nationalpavillons von Deutschland, Italien und der Sowjetunion der Pariser Weltausstellung 1937 auf.

Zwei abschließende Kapitel behandeln zeitgenössische Bauten: Johann Friedrich Geist widmet sich den „eigenen vier Wänden“, und Hans J. Hillerbrand präsentiert in „Gläubigkeit und Konsumgesellschaft. Shopping Malls als ‚Heilige Mitte‘“ ein Phänomen, das inzwischen ja auch in Waldviertler Bezirksstädten wie Horn oder Zwettl anzutreffen ist.

Friedrich Polleroß

Heimo Schinnerl, **Bauernmuseen in Österreich**. Bäuerliche Lebens- und Arbeitskultur in über 400 Museen (Klosterneuburg: Agrarverlag 1998) 200 Seiten, 160 farbige Abbildungen, öS 498,-

Dr. Heimo Schinnerl, Volkskundler und Geograph, hat nach zweijährigen Recherchen neben seinem Beruf als Leiter des Landwirtschaftsmuseums Ehrental in Kärnten im Auftrag des Agrarverlages einen repräsentativen Bildband vorgelegt.

Er beschreibt, nach Bundesländern geordnet, Themenschwerpunkte und ausgewählte Objekte verschiedener privater und öffentlicher Museen, die sich der Landwirtschaft und/oder ihren Nebengewerben widmen. Landes- und Bundesmuseen wurden mit wenigen Ausnahmen (Museum für Volkskunde in Wien, Tiroler Volkskunstmuseum in Innsbruck etc.) nicht aufgenommen. Für Niederösterreich finden sich nähere Beschreibungen mit Fotos für das Waldbauernmuseum Gutenstein, das Bergbauernmuseum Hausstein Frankenfels, das Bauernmuseum Groß Schweinbarth, das Weinviertler Museumsdorf Niedersulz, das Mostviertler Museum und das Freilichtmuseum Haag, das Weinstadtmuseum Krems, den Weinbaulehrpfad Retz und das Madermuseum in Horn.

Dem Madermuseum sind eine Seite Text und schöne große Fotos der Honigschleudern, des Leinsamendreschers, des Erdäpfeldämpfers und des Lokomobils gewidmet. Nach einer kurzen Entstehungsgeschichte des Museums und den wichtigsten Daten (Museumsträger, Öffnungszeiten, Gründungsjahr) beschreibt der Autor den Vorgang des Erdäpfeldämpfers und den Einsatz des Lokomobils. Er hebt weiters einige ausgestellte Traktormodelle hervor, besonders den amerikanischen Traktor Type Minneapolis RTU, Baujahr 1946, mit verstellbarer Spurbreite und sehr engem Wendekreis.

Den ausführlichen Beschreibungen folgt pro Bundesland eine lange Liste weiterer Bauern-, Heimat- und Spezialmuseen mit landwirtschaftlichem Schwerpunkt, von denen Öffnungszeiten und Museumsträger angegeben sind. Darunter befinden sich auch die meisten Waldviertler Museen, die sich mit dem Thema beschäftigen.

Mit diesem Buch hat der Agrarverlag ein sehr kulinarisches Werk vorgelegt. Neben interessanten Detailaufnahmen von Objekten erfreuen vor allem die von einem Wissenschaftler kompetent und informativ formulierten Texte, die ganz ohne die oft in diesem Zusammenhang anzutreffende rückwärtsgewandte Agrarromantik auskommen. Das Buch eignet sich gut für eine Museumsreise im Kopf von zu Hause aus oder als kurzweilige Vorinformation für einen Museumsbesuch. Als Reisebegleiter zum Mitnehmen ist es allerdings zu großformatig und als Sammlungsbeschreibung für die einzelnen Museen zu oberflächlich.

Susanne Hawlik

Alfred Ableitinger/Siegfried Beer/Eduard G. Staudinger (Hgg.), **Österreich unter alliierter Besatzung 1945-1955** (= Studien zu Politik und Verwaltung 63, Wien-Köln-Graz: Böhlau 1998) 600 Seiten, öS 686,-

Den Einband des Buches schmückt eine Karikatur, auf der sich eine Gesellschaft von vier Männern unter einem Sonnenschirm mit der Aufschrift „Besatzung“ vor dem Haus der „Pension Österreich“ einen guten Tag, also gewissermaßen Urlaub macht, während ein Mann, sichtlich der Pensionsinhaber, sehr zweifelnd diese Gesellschaft ansieht, die er da zu beherbergen hat.

Das ist als durchaus treffende Kennzeichnung der Situation der Zweiten Republik in den Jahren nach ihrer Errichtung zu sehen – und von dieser Situation versucht der Band in 17, sowohl

vom Umfang wie von Inhalt und Form durchaus unterschiedlichen Arbeiten zu berichten und so etwas wie ein Gesamtbild aus Mosaikteilen entstehen zu lassen. Dabei ist den Herausgebern, die gewissermaßen den Kern der Grazer zeitgeschichtlichen „Arbeitsgruppe“ darstellen, bewußt, daß dieses Mosaik viele Lücken aufweisen muß.

Insgesamt wird unter zwei Hauptblickrichtungen (Österreich und seine Besatzungsmächte bzw. die Besatzungsmächte in den Zonen) versucht, ein die Wirklichkeiten erfassendes und deutendes Bild zu entwerfen. Dabei steht die Befassung mit der britischen Besatzungsmacht – erklärbar aus der bisherigen Arbeit der Herausgeber – ein wenig im Vordergrund, immerhin aber wird doch für alle Besatzungsmächte etwas von deren Zielen, und zwar sowohl im Blick auf die unmittelbaren Tätigkeiten wie deren große Ziele (also gewissermaßen nach Taktik und Strategie unterschieden), dargestellt. Ein einleitender Aufsatz versucht eine Ortsbestimmung des „Jahrzehnts der Besatzung als Epoche in der österreichischen Geschichte“. Je ein Aufsatz behandelt die alliierte Wirtschafts-, die Kultur- sowie die Schulpolitik während der Besatzung. Der „Fall Ottilinger“ wird in einen größeren Zusammenhang, den der Politik der sowjetischen Besatzungsmacht, gestellt und damit aus dem bloß biographischen zu einem exemplarischen Fall für das Eingreifen der Besatzungsmächte in die österreichische Politik gemacht.

Neben den österreichischen Autoren kommen drei Briten und zwei Amerikaner mit Beiträgen zu Wort; einer (Knight) ist in der Zwischenzeit in die Historikerkommission berufen worden, die die jüdischen Ansprüche an Österreich untersuchen soll – ein Zeichen für die Position und das Ansehen der an dem Band Mitarbeitenden.

In der Tat gelingt es den einzelnen Beiträgen in hervorragender Weise, ein Bild der Wirklichkeit, das dem entspricht, was damals Lebende in ihrer Erinnerung behalten haben, mit wissenschaftlich belegten Deutungen – und Korrekturen – zu verbinden. Das ist – auch gegenüber manchen anderen Produkten der zeitgeschichtlichen Forschung – durchaus als eine besondere Leistung anzusehen und anzuerkennen. Insgesamt ist der Band nicht nur ausgezeichnet zusammengestellt und redigiert, sondern auch – im Blick auf seine Themenstellung – hervorragend geeignet, Licht in diese „Epoche“ zu bringen.

Gustav Reingrabner

Angelika Volst/Irmtraud Voglmayr, **Politik Online**. Der Umgang der Parteien mit dem Internet (= Schriftenreihe Telekommunikation, Information und Medien, Band 2, Krems: Donau-Universität 1998) 233 Seiten, öS 250,-

Es kostet einige Überwindung, den anspruchlos broschierten und grafisch nach Art eines Computerhandbuches aufbereiteten Band zur Hand zu nehmen, wenn man mit derartigen Publikationen bereits schlechte Erfahrungen gemacht hat. Das Buch richtet sich in seiner wissenschaftlichen Aufmachung, der umfangreichen Dokumentation der angewendeten Methoden und des untersuchten Materials sowie seinem selbstverständlichen Gebrauch des Jargons auch an ein reines Fachpublikum. Eingangs konstatiert die Kremser Studie die gegenwärtige Krise der Parteien (Stichwort Parteien- und Politikverdrossenheit) im Licht des Wandels von traditionellen Konfliktlagen, des Brüchigwerdens des sozialmoralischen Hintergrundes der Parteienlandschaft sowie eines Wandels der Öffentlichkeit insgesamt, um dann der Frage nachzugehen, ob das Internet „eine Chance darstellt, Politik und Parteien wieder attraktiv zu machen“. Die Möglichkeiten des neuen Mediums werden umrissen, anschließend die Kriterien der Untersuchung dargestellt (Analyse von Homepage, Website, Chat- und Diskussionsgruppen). Fallbeispiele dazu liefern die österreichischen wie internationale Parteien. Die Analysen sind allerdings recht formalistisch und bewegen sich großteils auf der Ebene technischer und gestalterischer Fragen, was eher nur Computerfreaks befriedigen wird. Die Antwort auf die Grundfrage der Studie, was Technologie zur Sicherung von Demokratie beitragen kann, fällt angesichts des vielfältigen Materials sehr allgemein und unbestimmt aus: „Dazu ist eine politische Grundhaltung für demokratische Verfahren und Partizipation notwendig. Diese vorausgesetzt, ist das Internet als Kommunikations- und

Informationsmedium – und in Zukunft auch als Entscheidungsmedium – ein Mittel der Wahl.“ Für alle, die sich selbst ein Bild vom Umgang unserer Parteien mit dem Internet machen wollen, seien die wichtigsten Adressen angeführt: SPÖ (Newsgruppe: *at.blackbox.spoewien.disput* Website: *http://www.spoewien.at*), ÖVP (Newsgruppe: *at.blackbox.jvp.wien* Website: *http://www.oewp.or.at*), FPÖ (Website: *http://www.fpoe.or.at*), Grüne (Newsgruppe: *at.blackbox.gruene.wien.diskussionen*; *at.blackbox.gruene.wien* Website: *http://www.t0.or.at/gruene*), LIF (Newsgruppe: *at.blackbox.liberalesforum.dialog* Website: *http://www.apa.co.at/liff*).

Franz Pötscher

Peter Gutschner, „**Ja, was wissen denn die Großen...**“ Arbeiterkindheit in Stadt und Land (Damit es nicht verloren geht, Band 42, Wien: Böhlau 1998) 373 Seiten, 20 Abbildungen, öS 348,-

Der vorliegende Band enthält 24 lebensgeschichtliche Erzählungen aus dem reichen Fundus der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen des Institutes für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, die ein buntes Bild der Erfahrungen teilweise heute schon verstorbener Arbeiter/innen vermitteln.

Der Herausgeber Peter Gutschner stellt einleitend die lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen in einen sozialhistorischen Kontext: Lebens-Geschichten werden als Quellen für eine Geschichte der unteren Sozialschichten und des Alltags vorgestellt, nicht ohne daß Gutschner darauf verweist, daß menschliche Erinnerung immer verfälscht und die Erzählungen quellenkritisch übernommen werden müssen. Er streift die historische Entwicklung der Kindheit und das Motiv der Gewalt in den Erinnerungen von Arbeiterkindern. Weiters führt er aus, daß die Unterschiede zwischen Arbeitern in großstädtischem und ländlichem Milieu oft sehr groß waren. Die strikte Trennung, die die Wissenschaft zwischen bäuerlicher Bevölkerung und Arbeiterschaft macht, traf gerade auf dem Land nicht die Lebenswirklichkeit. Viele der Beschreibungen ländlicher Arbeiterkindheit zeigen, daß die Familien mitunter enge Kontakte zu den Bauern der Umgebung pflegten und oft selbst eine kleine Landwirtschaft zur Ernährung der Familie betrieben.

Die älteste Autorin dieses Bandes wurde 1904 geboren, die jüngste 1940. Ein Großteil der Geschichten erzählt von Kindheitserlebnissen in den Arbeitervierteln von Wien, doch es finden sich auch vier Erzählungen aus Niederösterreich und weitere aus anderen Bundesländern. Aus dem Waldviertel stammt keine/r der Biograph/innen. Den Waldviertler Verhältnissen wahrscheinlich am ähnlichsten sind die Erfahrungen der Klementine Pulz (*1923). Sie beschreibt ihre Kindheit als uneheliches Kind in Zistersdorf im Milieu der Ziegelerbeiter, das geprägt war von körperlichen Strapazen und Lieblosigkeit. Sie mußte schon mit fünf Jahren bei der Ziegelherstellung mithelfen. Blutige Hände waren die häufige Folge.

Einen Bezug zum Waldviertel weist auch die Biographie von Sepp Mahler (*1922) auf. Seine Mutter war ein aus dem Waldviertel zugewandertes Dienstmädchen. Die ländliche Herkunft der Mutter dürfte die Lebensumstände der in Wien-Favoriten ansässigen Arbeiterfamilie aber nicht wesentlich beeinflussen haben.

Insgesamt handelt es sich, wie bei den vielen schon erschienen Bänden der Reihe, um ein nicht nur für Historiker/innen interessantes und aufschlußreiches Lesebuch, das Einblicke in noch gar nicht so lang vergangene Lebenswelten bietet.

Susanne Hawlik

Roland Girtler, **Landärzte**. Als Krankenbesuche noch Abenteuer waren (Wien-Köln-Weimar: Böhlau 1997) 203 Seiten, öS 298,-

Der Wiener Soziologe Roland Girtler hat mit „Landärzte. Als Krankenbesuche noch Abenteuer waren“ ein Erinnerungsbuch vorgelegt, mit dem er seinen Eltern, die jahrzehntelang als praktische Ärzte in Spital/Pyhrn tätig waren, ein Denkmal setzt. Dabei kann er jedoch nicht den Wissenschaftler verleugnen, so daß die Publikation immer wieder auf wissenschaftlich-soziologi-

sche Elemente zurückgreift. Besonders deutlich wird dies an den vielen Gesprächszitaten, die im Text eingestreut sind und zu häufigen Wiederholungen führen.

Die Welt von Girtlers Eltern, die Welt der Landärzte, ist im Zuge des Modernisierungsschubes, den auch die von der Landwirtschaft und der Gebirgswelt geprägte bäuerliche Lebenskultur in den Alpenregionen im Zuge des 20. Jahrhunderts erfaßt hat, im großen und ganzen untergegangen. Wenige Relikte haben den dynamischen Wandel überlebt, an dessen Ende Massentourismus und Bauernsterben stehen.

Doch im Zentrum des Buches ist das Ärzteehepaar Girtler zu lokalisieren, das sich trotz großstädtisch-bürgerlicher Herkunft zu einem Leben am Land entschlossen hatte. Die Tätigkeit der beiden Landärzte erstreckte sich dabei weit über das heute übliche Maß eines praktischen Arztes, dessen Ordination sich in einer Landgemeinde befindet. Von der Durchführung komplizierter Operationen über die gesellschaftliche Funktion in der Gemeinde bis zum Helfer und Berater in psychischen Notsituationen und der Tätigkeit innerhalb der Bergrettung spannte sich das Tätigkeitsfeld. Viele der Bewohner Spitals, die der Autor im Zuge seiner Recherchen befragt hat, betonen die Universalität, die aufopferungsvolle Einsatzbereitschaft des Ehepaares Girtler und die Tatsache, daß diese Eigenschaften heute kaum mehr bei Medizinern zu finden seien.

Darüber hinaus widmet der Wiener Soziologe unter anderem dem Wandel in der Mobilität des Landarztes, der Bedeutung des Wartezimmers als kommunikativem Zentrum, der in ländlichen Regionen verbreiteten Alternativmedizin sowie der Funktion des Arztes als Priester eigene Kapitel, wodurch ein Gesamtbild des Daseins eines Landärztehepaares entsteht, das durch die Einbindung der lokalen Medizin-Geschichte von Spital/Pyhrn leisen Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben darf.

Günter Milly

Martha Blend, **Ich kam als Kind** (Wien: Picus Verlag 1998) 236 Seiten, öS 291,-

Die Autorin wurde 1930 in Wien als Martha Immerdauer geboren. Ihre Eltern waren jüdisch-polnischer Abstammung. 1939 gelang es ihnen, die kleine Martha mit einem der wenigen Kindertransporte aus Wien nach England zu bringen, um sie vor der Verfolgung durch die Nationalsozialisten zu retten. Die Eltern selbst kamen in der Vernichtungsmaschinerie des unmenschlichen Regimes ums Leben.

Mehr als 50 Jahre später versuchte die Autorin, ihre Lebenserinnerungen in diesem Buch (Originaltitel „A Child Alone“) niederzuschreiben. Sie erzählt über ihre Kindheit in Wien, wo sie als wohlbehütetes Einzelkind in kleinbürgerlichem Milieu aufwuchs. Dabei stützt sie sich auf die wenigen Erinnerungen, die ihr aus dieser Zeit geblieben sind. Ihr zurückhaltender Erzählstil läßt den Leser die schmerzliche Sehnsucht der Autorin und ihr Suchen nach Information über ihre Eltern und die verlorene Kindheit eindringlich mitfühlen. Sie berichtet von den beginnenden Verfolgungen nach dem „Anschluß“ im Jahr 1938, von der „Reichskristallnacht“, der Verhaftung des Vaters...

Am 20. Juni 1939 verläßt die neunjährige Martha Immerdauer schweren Herzens mit einem Bahntransport, der hunderte Kinder nach England bringt, Wien und ihre Familie. Sie sollte ihre Eltern nie wiedersehen.

In London findet sie bei einem polnisch-jüdischen Ehepaar Aufnahme und wächst in sehr bescheidenen Verhältnissen auf. Berührend ist, wie die Autorin die Probleme andeutet, mit denen das heranwachsende Mädchen in der neuen Umgebung konfrontiert wird, in dem fremden Kulturkreis und im vermehrten Kontakt mit dem Christentum. Wie sie durch all die Jahre versucht, ihre Herkunft und die schrecklichen Kindheitserlebnisse zu verschweigen, zu verdrängen und zu vergessen.

Martha Immerdauer erweist sich als glänzende Schülerin, die sich tapfer um Integration in ihrer neuen Heimat bemüht. Sie studiert, wird Lehrerin, heiratet einen Arzt und gründet eine

Familie. Die tiefen Wunden, die ihr in ihrer Kindheit zugefügt wurden, blieben aber als Trauma zurück.

Viele Jahre später gelingt es ihr allmählich, darüber zu sprechen, und sie beginnt nach den Ursachen des Antisemitismus zu suchen und sich über den Mechanismus der Judenvernichtung im Dritten Reich zu informieren. Erst 25 Jahre nach Kriegsende schafft sie es, nach den eigenen „Wurzeln“ zu suchen. Bei Verwandten findet sie einige wenige Hinweise, die dem blassen Bild, das sie von ihren Eltern hat, einzelne Facetten hinzufügen. Letztlich besucht sie auch ihre Geburtsstadt Wien, sie reist nach Auschwitz und Buchenwald, wo ihre Mutter und ihr Vater ums Leben kamen.

Es ist gerade der knappe und präzise Stil der Autorin, der ihren Schmerz und die tiefe Trauer spüren läßt. Ein Buch, das eine bisher wenig beachtete Seite von Verfolgung und Vertreibung während der NS-Zeit behandelt. Vor allem aber ein Buch, das berührt und tief betroffen macht.

Friedel Moll

Ursula Seeber (Hg.), **Ein Niemandland, aber welch ein Rundblick!** Exilautoren über Nachkriegs-Wien (Wien: Picus 1998) 232 Seiten, öS 248,-

Sie wurden in Wien geboren oder wuchsen in der einstigen Metropole des habsburgischen Vielvölkerstaates auf. Sie hungerten sich durch die Inflationsjahre, sorgten sich um die politisch-ökonomische Stabilität des zu einem mitteleuropäischen Kleinstaat geschrumpften Österreich, blickten mit Besorgnis auf die Entwicklung in Deutschland und den Aufstieg Adolf Hitlers. Sie bangten während der Märtztag des Jahres 1938 um die Existenz der österreichischen Eigenstaatlichkeit, fürchteten den nationalsozialistischen Terror, flohen oft in Lebensgefahr aus dem von den Nazis annektierten Österreich, irrten in Europa von Staat zu Staat. Sie teilten das Exilschicksal mit jenen, die bereits 1933 Deutschland verlassen mußten, wollten sie nicht Gefahr laufen, ihr Leben in einem der Konzentrations- und später der Vernichtungslager zu verlieren. Sie hatten Österreich, im besonderen Wien als ihre Heimat verloren, kehrten nach der Befreiung Europas aber meist nicht mehr auf Dauer in ihre frühere Heimat zurück. Sie – damit sind neben den vielen unbekanntem Emigranten und Emigrantinnen auch jene gemeint, die als Musiker, Maler, Bildhauer, Komponisten, Schriftsteller, Ärzte oder Wissenschaftler jüdisch-österreichischer Abstammung den Ruf von Österreich als Kulturland bzw. Wiens als Kulturmetropole in die Welt getragen hatten.

Die von Ursula Seeber herausgegebene Anthologie „Ein Niemandland, aber welch ein Rundblick!“ versammelt 49 Stimmen von 1938 oder kurz danach emigrierten Autoren und Autorinnen österreichischer Provenienz zu einem gemeinsamen Chor, der das Lied über das Wien nach 1945, das Wien der Nachkriegszeit anstimmt. Der Chor besteht neben so prominenten Mitgliedern wie – in alphabetischer Reihenfolge – Franz Theodor Csokor, Albert Drach, Erich Fried, Theodor Kramer, Alfred Polgar, Hilde Spiel oder Friedrich Torberg vor allem aus ehemals österreichischen Schriftstellern und Schriftstellerinnen, die im öffentlichen literarischen Bewußtsein der Zweiten Republik wenig bis gar nicht verankert sind bzw. langsam erst wieder einen ihrem Stellenwert angemessenen Rang zugeordnet bekommen.

Dabei korrespondiert die Vielstimmigkeit des Chores mit dem Reichtum der thematischen Varianten, die jedoch eine Grundmelodie nicht verleugnen können: Wien, dem die Sehnsucht, aber auch die Ängste der Emigranten gelten.

Ein ambivalentes Wien taucht in diesem Lied der Verbannten, Exilierten, Vertriebenen, Heimatsüchtigen, Heimatfürchtenden auf. In der ersten Strophe, entsprechend der ersten von der Herausgeberin zusammengestellten Textgruppe, klingen immer neben den durch das unmittelbare Exil bedingten melancholisch-schmerz erfüllten Tönen der Sehnsucht und Wehmut auch noch welche des Zorns, der Enttäuschung und der bewußten Distanz durch, etwa wenn im Gedicht von Theodor Kramer „Stehn meine Bücher...“ ein unbekanntes Du gefragt wird, ob es noch Besuch vom Blockwart bekomme und ob in dieser Stadt Freundschaft überhaupt bewahrt werden könne.

Ab der zweiten Gruppe wird Wien auch aus der direkten Anschauung des Zurückgekehrten besungen. Und dieses Lied wird mehr und mehr von kritischen, distanziert-nüchternen, von Verlufterfahrung und Enttäuschung angereichernten Tönen getragen. Die Realität des unmittelbaren Nachkrieges, in die weiterhin die Gespenster des Zweiten Weltkrieges hineinragen, schlägt voll durch: der brennende Stephansdom, Trümmerhaufen an den Straßen, durch die einen die Schritte lenken, ausgebombte Häuser, Hakenkreuze an den Wänden, ein verwüsteter Prater, dessen Maronibrater die Erinnerung an eine heile Kindheit evozieren, Schwarzhandel, die katastrophale Versorgungssituation, bettelnde Menschen, Barackenlager...

Die aus dem Exil Zurückgekehrten sehen die Bilder der äußeren Zerstörung und sind darüber entsetzt. Aber noch viel mehr leiden sie unter den unsichtbaren Verwüstungen der Stadt, die Krieg und Nationalsozialismus angerichtet haben: unter der Verharmlosung des Exilschicksals durch die im nationalsozialistischen Wien Gebliebenen; unter dem Jammern der Bevölkerung, die sich unter den Schergen Hitlers geduckt und trotzdem eingerichtet hatte; unter dem Selbstmitleid des Kellners im Café Herrenhof, der einst den Ruf besaß, der König seines Berufs zu sein; unter der Nivellierung der historischen Ereignisse, die Auschwitz und Dresden, Vergaser und Vergaste in einem Atemzug nennt; unter dem Erinnerungsdruck, der aus dem Anblick der bekannten Straßen und Plätze hervorquillt und in Verstörtheit mündet; unter dem „goldenen Wiener Herz“, das letztendlich psychische Irritationen erzielt, wenn man vor der vertrauten Wohnungstür steht, die Zimmer hinter dieser Tür imaginiert und dann doch nicht klopft; unter der von den Nationalsozialisten verdorbenen und massiv unterminierten Wiener Sprache; unter der eigenen Sehnsucht nach der eigenen Vergangenheit in dieser Stadt, in die sich aber Bilder der Flucht, des namenlosen, unbeschreibbaren Leides und der Trauer um all das Verlorene mischen.

Es ist ein doppelbödiges Wienerlied, das der Chor von heimgekehrten und doch nicht mehr voll und ganz heimisch gewordenen Emigranten singt. Aber welches Wienerlied ist das nicht?

Abschließend darf nicht unerwähnt bleiben, daß dieses Buch wärmstens empfohlen sei: nicht als Lektüre vor dem Einschlafen, sondern als Anregung und Anstoß zur Beschäftigung einerseits mit der Geschichte Wiens während der unmittelbaren Nachkriegszeit, andererseits aber vor allem mit den Werken der in dieser Anthologie zusammengeführten Autoren und Autorinnen. Der Herausgeberin Ursula Seeber sei für die informativen Bio-Bibliographien im Anhang gedankt.

Günter Milly

Friedrich Heller, **Das Buch von der Lobau**. Erscheinungen, Gestalten und Schauplätze einer österreichischen Schicksalslandschaft (Wien: Norbertus-Verlag 1997) 160 Seiten, 110 Schwarzweiß-Abbildungen, 75 Farbabbildungen, 1 Karte, öS 385,-

Die Au hat etwas Faszinierendes an sich. Wildwuchernde Pflanzenwelt und eine Fülle von freilebenden Tieren in einem Landstrich, der vom Wasser geprägt ist, weckten im heutigen Menschen Phantasien von einer „Urlandschaft“, die der modernen Zivilisation getrotzt hat. Darin ist eine Sehnsucht nach Freiheit, Abenteuer, aber auch mütterlicher Geborgenheit enthalten. Der (tiefenpsychologische) Vergleich der Au mit dem Frauenschöß ist nicht so weit hergeholt. Nicht zuletzt aus diesem Umstand ist „Hainburg“ aus einer Spontanreaktion zu einer der erfolgreichsten und folgenreichsten Bürgerinitiativen der Zweiten Republik geworden.

Die Au ist also etwas Zeitgemäßes. Dementsprechend zeitgemäß ist es auch, ein Buch über die Wiener Lobau zu schreiben, ein Unterfangen, das Friedrich Heller, um es gleich vorwegzunehmen, in bravouröser Weise gemeistert hat.

Heller ist Groß-Enzersdorfer und dementsprechend als Gemeindegrenznachbar seit frühester Jugend mit der Lobau verbunden. Er bringt am Schluß des Buches eine Chronologie, deren Eckdaten folgendermaßen zusammenzufassen sind:

Seit dem Mittelalter ist die Lobau kaiserliches Jagdgebiet, ursprünglich von einem Gatter umgeben, nach dem Ende der Monarchie erhält die Bevölkerung „ohne Formalitäten“ Zutritt,

1938 wird sie zum „Reichsjagdgebiet“ erklärt, um schließlich 1978 zum Vollnaturschutzgebiet zu werden. Als letzter Schritt wird die Lobau 1996 in den Nationalpark einbezogen.

Heller bringt weiters eine sachkundige Zusammenstellung der anzutreffenden Tier- und Pflanzenarten, die von einer Fülle von ansprechenden Fotos illustriert wird. Die Lobau ist aber viel mehr als Tier- und Pflanzenwelt. Als Teil der Großstadt ist sie immer auch Spiegel der großen Entwicklungen und vor allem Manifestationsort gesellschaftlicher Utopisten, politischer Außen-seiter und von Sonderlingen aller Art.

Hier gründet bereits um 1900 der Naturheiler Florian Berndl auf dem Gänsehäufel sein „Sanatorium“. Vor allem aber in den Zwanzigerjahren ist die Lobau Ziel zahlreicher „Aussteiger“. Es entsteht das „Bretteldorf“ des Peter Waller, der seine „Kolonie“ nach paramilitärischen Gesichtspunkten führt und gleich eine eigene Sprache erfindet, die Heller in amüsanten Weise vor Augen führt. Hier pflegen die „Lobau-Indianer“ ihre Rituale und bauen ihre Wigwams. Die „Kolonisten“ versuchen der Massenarbeitslosigkeit durch „Kolonien in der Heimat“ Herr zu werden und ziehen hunderte Obdachlose in den Auwald. Der „Bund Freier Menschen“ experimentiert mit Freikörperkultur und bekommt in der Folge von der Stadt Wien ein Areal von etwa 3000 Quadratmetern zugewiesen. Während all die anderen Experimente längst der Vergangenheit angehören, ist die „Dechantlacke“ nach wie vor Tummelplatz der FKK-Anhänger.

Das letzte Original der Lobau war der stadtbekannteste „Waluliso“ alias Ludwig Weinberger, der im Anklang an die Zwanzigerjahre Wasser, Luft, Licht und Sonne zum Inhalt seiner „Predigten“ machte.

Heller porträtiert all diese Käuze und Querdenker in kenntnisreicher und liebevoller Weise. Er zeigt aber noch mehr. 1809 ist die Lobau als französisches Heerlager Teil der napoleonischen Kriege und im September 1942 geht das erste schwere Luftbombardement auf österreichischem Gebiet auf die Lobau nieder.

1939, berichtet Heller, ist Baubeginn für eine Ölraffinerie und ein Treibstofflager und somit Ausgangspunkt für den heutigen Ölhafen. Damals wird auch der ehrgeizige Plan eines „Donau-Oder-Kanals“ wieder aufgefrischt. 1973 wird ein Grundwasserwerk errichtet, in der Folge geht aus Wasserschutzgründen der Gemüseanbau auf biologische Produktion über.

Heller bietet somit alle Facetten einer Landschaft, die er (vielleicht etwas übertrieben) im Untertitel eine „österreichische Schicksalslandschaft“ bezeichnet. Heller ist sachkundig und wortreich, wenn auch manchmal etwas sprachverliebt. Den Geschichten, in denen Heller die Geschichte der Lobau entstehen läßt, ist ein äußerst ansprechendes Bildmaterial beigegeben. Die Abfolge seiner Geschichten ist allerdings nicht immer schlüssig, obwohl sich Themenkreise anbieten.

Insgesamt, ich habe mein Urteil bereits vorweggenommen, liegt ein Buch vor, das sowohl Naturfreunden als auch Freunden einer gegen den Strich verlaufenen Kulturgeschichte ans Herz zu legen ist.

Richard Edl

Michael Staribacher/Willi Weiser (Hgg.), **Hu is Hu im Weinviertel. Persönlichkeiten und Talente aus dem Weinviertel** (Eichenbrunn/Gänserndorf: Eigenverlag 1998) 111 Seiten mit Porträtfotos, öS 198,-

Im Vorwort beschreiben die Herausgeber ihr Werk als „Buch, das originelle, brillante, mächtige oder sonstwie herausragende Köpfe vorstellt“. Und tatsächlich handelt es sich um eine – natürlich nicht vollständige – Sammlung von alphabetisch geordneten Personenbeschreibungen mit Foto aus Politik (Hermann Withalm, ÖVP), Wirtschaft (Johann Kühtreiber, Brauereibesitzer), Regionalentwicklung (Hannes Weitschacher, Retzerland), Journalismus (Herold Pearson, Krone), Künstlerkreisen (Heinz Cibulka, Fotograf, Hermann Nitsch) etc. Auch Köche (Manfred Buchinger) und Sportler (Walter Legel, Gewichtheber) finden sich unter den „Persönlichkeiten des Weinviertels“. Nicht alle sind im Weinviertel geboren, viele erst später zugezogen. Es handelt sich größtenteils um lebende Personen, ab und zu gestatteten sich die Herausgeber einen Rückblick ins

vorige Jahrhundert (Josef Misson, Heimatdichter, Josef Pleyel, Komponist). Die alphabetische Ordnung nach Namen macht die systematische Suche nach Orten oder einer bestimmten Berufsgruppe recht schwer. Für eine zweite Auflage, die im Vorwort angekündigt wird, empfiehlt sich daher auf jeden Fall eine zusätzliche Übersicht nach Spezialgebieten. Zum amüsierten Blättern und Schmökern eignet sich das Buch allemal, als fundiertes Nachschlagewerk ist es allerdings nicht zu empfehlen. Interessant wäre ein ähnliches Unterfangen für das Waldviertel – wer würde da wohl aller (nicht) aufscheinen?

Susanne Hawlik

Kurt Bors, Neue Perspektiven zur Siedlungsgeschichte des nördlichen Waldviertels. Archäologisch-geographische Untersuchungen im Raum Raabs/Karlstein/Thaya (= Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde, Wien 1998) 205 Seiten, öS 300,-

Es zählte zu den Sternstunden der niederösterreichischen Landeskunde, daß in den beiden Jahrzehnten der Zwischenkriegszeit – und darüber hinaus – eine Gruppe von Forschern von verschiedenen Seiten aus ein Gesamtbild der Besiedlung und Entwicklung des Landes, ausgehend von verschiedenen Forschungsansätzen und mit Hilfe verschiedener Wissenschaften, zu entwerfen vermochte, von dem zwar ersichtlich war, daß es Schwächen und Widersprüche aufwies, das aber wegen seiner – scheinbaren – Geschlossenheit und methodischen Begründung nicht nur begrüßt, sondern auch akzeptiert wurde. Zudem stand es in einer gewissen Nahposition zu dem, was – von der Politik her kommend – in den Wissenschaften gefragt war, entsprach also auch den emotionalen Bedürfnissen der Rezeption wissenschaftlicher Tätigkeit. Nicht zuletzt stellten diese Arbeiten, die sich gegenseitig stützten, trugen und ergänzten, gegenüber früheren Forschungen sowohl durch neue wissenschaftliche Ansätze wie auch durch sorgsamere Quellenberücksichtigung einen gewaltigen, bis in die ortsgeschichtlichen und ortskundlichen Arbeiten hinein wirksamen Fortschritt dar.

Es zeigte sich freilich relativ bald, daß bestimmte Methoden von anderen Forschern kaum nachvollzogen werden konnten, und zwar nicht allein – oder vorzugsweise – deshalb, weil man nicht die Quellenkenntnis hatte, sondern weil die scheinbar so geordneten methodischen Grundlagen tatsächlich so stringent nicht waren. Dennoch hielt sich dieses Bild der Besiedlung des Landes durch lange Zeit und wurde – bereitwillig – in zahlreiche neuere Arbeiten übernommen. Und es ist anhand anderer Beispiele aufzeigbar, daß schon die relativ leichte Handhabung und Nutzung dieser „grundlegenden“ Arbeiten ihnen eine weite und lange Verbreitung sicherte – und wohl auch weiterhin noch sichern wird.

Über der Anerkennung dieser Leistungen und Arbeiten, die gewissermaßen Monopolcharakter bekommen hatten, hat man freilich durch längere Zeit verabsäumt, anderswo gefundene Erkenntnisse zu verwenden, um diese für die im Land unter der Enns etablierte Forschung zu überprüfen. Natürlich ist in Teilbereichen auch in Österreich die Forschung weiter gegangen und hat sowohl methodische Bedenken dargelegt, wie auch Einzelergebnisse falsifiziert, aber insgesamt blieb – gewissermaßen nach außen hin – das Bild unverändert.

So war es nicht verwunderlich, daß es in den letzten Jahren, zuerst gegen die Zentralfigur dieser Forschungen, den Historiker Karl Lechner, zu vehementen Polemiken gekommen ist, die nicht nur versuchen, die wissenschaftlichen Ergebnisse als unrichtig zu erweisen, sondern auch die Position des Gelehrten in Zeit und Wissenschaft zu erschüttern. Daran kann man die Größe der angestauten Bedenken erkennen, aber auch die Schwierigkeit, dagegen anzukämpfen.

Nun, an dieser zentralen Stelle sind gewissermaßen die Breschen geschlagen – der militärische Ausdruck drängt sich förmlich auf – so war es zu erwarten, daß sich auch auf den „Nebenschauplätzen“ entsprechende Bewegungen zeigen werden. Nun ist das im Blick auf die siedlungsgeschichtlichen Arbeiten von Adalbert Klaar, des engen Weggefährten Lechners, der Fall. Bors, der sich bereits durch eine ganze Reihe von siedlungsgeschichtlichen Arbeiten einen

Namen gemacht hat, geht vor allem von der Wüstungsforschung aus und überträgt die Ergebnisse dieser sorgsam betriebenen Erkundungen in methodisch reflektierter Form auf allgemeine siedlungsgeschichtliche Ansichten. Daraus kann dann eine grundsätzliche methodische Kritik an der Position und den Absichten, aber auch an der Arbeitsweise von Klaar abgeleitet werden, die sicherlich berechtigt ist. Und zum Unterschied von mancher Polemik, die gegen Lechner unternommen wurde, läßt sich diese Kritik auch vom Ton und der Form her durchaus als angemessen einstufen.

Denn Bors sieht eben – und bringt das auch in Anschlag –, daß jede Forschung einen augenblicklichen Erkenntnisstand wiedergibt und zugleich dazu beiträgt, ältere Standpunkte zu überwinden, Fortschritte in den wissenschaftlichen Aussagen zu machen und damit den Erkenntnisstand zu verbessern. Es wäre ja wirklich traurig, wenn sich in den mehr als fünfzig Jahren seit Klaars grundlegenden Arbeiten im Blick auf die Siedlungsgeschichte keinerlei neue Erkenntnisse ergeben hätten.

Diese werden vor allem im Blick auf die Siedlungsform des Angerdorfes, das sich aus den Erkenntnissen der Wüstungsforschung, aber auch archäologischer Untersuchungen (Thaya!) neu rekonstruieren läßt, gewonnen und in Verbindung mit den allgemeinen siedlungsgeschichtlichen Angaben für das „obere“ Waldviertel gebracht. Es ergeben sich eben nicht nur Erkenntnisse im Blick auf die von Klaar angewandte Typisierung von Siedlungsformen, die diese mindestens teilweise als überzogen erscheinen lassen, sondern auch Beobachtungen „zur Frage der slawischen Vorbesiedlung und Siedlungsgenese in deutsch-slawischen Kontaktzonen“ (Abschnitt 7 des hier angezeigten Buches). Abschließend faßt Bors die Ergebnisse seiner Forschung, die sich nicht zuletzt aus der Untersuchung einzelner Siedlungsplätze ergeben, auf zweieinhalb Seiten zusammen. Er erteilt dabei allen vorschnellen und generalisierenden Theorien eine deutliche Absage und vermag zwischen einigen wenigen grundlegenden Gegebenheiten und einer wirklichen Fülle von Realisierungen im Verlauf der Besiedlung zu unterscheiden.

Nun liegt es an anderen, sich mit den Forschungen von Bors auseinanderzusetzen. Das wird sicher dann nicht leicht sein, wenn man den Versuch unternimmt, sie als unrichtig zu erweisen, leichter schon für den Fall, daß man ihre Richtigkeit aus anderem Material zu beweisen versucht. Es sollte aber zweierlei nunmehr nicht mehr geschehen:

- a) daß man Klaars Angaben ungeprüft und unverändert übernimmt, wenn man irgendwelche siedlungsgeschichtlichen Arbeiten über hochmittelalterliche Orte und ihre Gründung bzw. Geschichte im Waldviertel verfaßt, und
- b) Bors' Arbeit und ihre Ergebnisse wären zumindest zu beachten und zu ventilieren.

Gustav Reingrabner

Reinhard Mandl/Wolfgang Lojer, **Waldviertel**. Stille Dörfer, rauhes Land (Wien: Pichler 1998) 192 Seiten, öS 790,-

Hier ist wieder ein sehr schönes Buch anzuzeigen, das mit vielen farbigen Bildern den Versuch unternimmt, das Waldviertel in seiner Eigenart und in seiner Vielfalt zu zeigen. Nach einem kurzen Vorwort folgen Texte und Bilder, die in sechs Kapitel gegliedert sind, wobei eine landschaftsgebundene „Umrahmung“ dadurch gegeben ist, daß das erste Kapitel „Zwischen Donau und Kamp“ das „südliche Waldviertel“ darzustellen unternimmt, während das letzte Kapitel mit „Im hohen Norden Österreichs“ überschrieben ist und „das nördliche Waldviertel“ zu präsentieren versucht. Die Grenze ist dabei der Kamp, und zwar zunächst der Große Kamp, dann der Fluß bis zu seinem Knie unterhalb der Rosenberg und schließlich eine annähernd west-östliche Linie von da bis zur „Grenze“ des Landesviertels. Die vier Kapitel dazwischen versuchen zu schildern bzw. zu illustrieren: „Das einfache Leben“, Arbeiten im ländlichen Waldviertel, „Ein Dach über dem Kopf“, Wohnen im Waldviertel, „Dem Himmel so nah“, Bildstöcke und Flurdenkmale im Waldviertel. Literaturangaben schließen den Band ab.

Man kann fragen, wozu er gut sein soll, gibt es doch nicht wenige repräsentative Bildbände über das Waldviertel – anscheinend ist aber der Bedarf immer wieder gegeben, kann man doch ein solches Buch als Urlaubserinnerung, als Geschenk oder auch als Prunkstück im Bücherkasten brauchen. Und es ist erstaunlich, daß es immer wieder gelingt, neue Motive für die Bilder sowie neue Aspekte für den Text eines solchen Bandes zu finden. Dabei ist es selbstverständlich, daß sich neue Aspekte verwerten lassen, wie in diesem Buch die Öko-Bauern oder die mystisch-keltisch-esoterische Seite des Viertels ober dem Manhartsberg.

Insgesamt ist natürlich die fotografische, aber auch die drucktechnische Qualität der Bilder ganz hervorragend, und auch die Texte sind durchaus einnehmend. Es ist kein Wunder, daß das Buch seinen Preis hat.

Wenn nun doch einige Gedanken geäußert werden, die etwas distanzierende Inhalte haben, so soll das keine Kritik an der Arbeit der Autoren, welche gemeinsam die Bilder zu dem Band beigesteuert haben, während die Texte von Reinhard Mandl stammen, darstellen, sondern lediglich einige Überlegungen zur „Gattung“ dieser Bildbände beisteuern.

Das, was da geboten wird, ist gewissermaßen ein sauberes und schönes Waldviertel, sogar dort noch, wo Gebüsche im Rauhreif oder Häuser im Verfall gezeigt werden. Es steht damit das Bild doch in einem gewissen Gegensatz zu Teilen des Textes, in denen versucht wird, die differenzierte Situation darzustellen. Kann oder will man die dunklen Seiten nicht sehen, in der Natur, im Klima, in der Veränderung der Lebenswelten für die Fauna, in den Siedlungen, sogar in den Städten? Muß es so sein, daß es immer schöne Bücher werden, die da angeboten werden? Kann man nicht auch einen unbefangenen Zugang zum Land vermitteln, das – wie vieles in der Welt – eben nicht nur eine schöne Seite oder positive Aspekte hat, sondern auch – und zwar nicht nur in einem angeblich mystischen Sinne – Abgründiges enthält?

Es mag schon sein, daß sich derart „schöne“ Bilder besser verkaufen. Und das ist ein berechtigtes Anliegen des Verlages (und der Autoren). Man sollte sich aber doch fragen, ob diese Art von Publikationen denn der wirklichen Eigenart, der Geschichte, aber auch dem gegenwärtigen Leben im Waldviertel gerecht wird. Von diesen Überlegungen aber einmal abgesehen, ist es ein durchaus beeindruckendes Buch, das seinem Zweck, ein wenig Information und viel Impression zu bieten, sehr gut gerecht wird.

Gustav Reingrabner

Hannes Seehofer (Red.), **Natura 2000 im Waldviertel**. Faunistische Erhebungen und Managementpläne im Rahmen eines LIFE-Projektes (Forschungsberichte Heft 15, Wien: Forschungsinstitut WWF Österreich 1998) 128 Seiten, ca. 40 Abbildungen, zahlreiche Tabellen, öS 200,- (= Druckkostenbeitrag)

Bestelladresse: Forschungsinstitut WWF Österreich, 1160 Wien, Ottakringer Straße 114-116.

Der Reißbach (südlich von Litschau) und die Lainsitz (unterhalb von Gmünd) sind besonders wertvolle Gewässer, weil sie noch einen weitgehend natürlichen Lauf besitzen, d. h., daß sie der allgemeinen Regulierungspsychose entgangen sind. Daneben gibt es noch weitere wertvolle Feuchtgebiete (Moore, Feuchtwiesen, Verlandungszonen der künstlich geschaffenen Teiche). Im Rahmen von Natura 2000 versucht man nun, diese Biotope zu erhalten und miteinander zu vernetzen. Nur zum Teil stehen die Gebiete bereits unter gesetzlichem Naturschutz. Der „World Wide Fund For Nature“ (WWF) versucht durch Vertragsnaturschutz weitere Flächen hinzuzufügen und zu erhalten. Zusätzlich zu den beiden erwähnten Flüssen werden noch Fauna und Flora einiger Teiche (Brunei-, Gebharts-, Großradischen-, Jäger-, Schandachen- und Winkelauerteich) beschrieben. Es werden Leitarten der einzelnen Lebensräume vorgestellt, die höchst bedroht sind und deren Schutz auch anderen Arten ein Überleben ermöglichen soll. M. Tauber beschreibt die Projektgebiete. R. Raab bearbeitet die Libellen und Vögel, H.-M. Berg die Heuschrecken und J. Pennerstorfer die Tagfalter. G. Egger und F. M. Grünweis bieten Managementkonzepte für das Reißbachtal an und G. M. Steiner für die Gemeindeau.

Der Bericht muß als äußerst informativ bezeichnet werden und ist jedem zu empfehlen, der an der Natur des Waldviertels interessiert ist. Nur zwei kleine Anregungen für weitere Publikationen: In der Einleitung wird auf die „Lesefreundlichkeit“ hingewiesen. Das ist recht gut gelungen. Der Rezensent glaubt aber nicht, daß sich jeder unter den vielen Abkürzungen (LIFE-Projekt, FFH-Richtlinie, VSRL usw.) etwas vorstellen kann. Ein zweiter Wermutstropfen ist die Beschränkung der Untersuchung auf wenige „Mode“-Tiergruppen (so dürfte die monographische Abhandlung der Vögel der Waldviertler Teiche auch publizistisch ziemlich ausgereizt sein), während andere (z. B. Egel, Schnecken und Muscheln) völlig vernachlässigt werden, obwohl gerade letztere mit der Flußperlmuschel die Charakterart des Granit- und Gneisplateaus stellen. *Peter L. Reischütz*

Ditta Ruddle, **Waldviertler Graumohn**. Fotografiert von Reinhard Mandl (= Kulinaria Europas, Wien: Pichler Verlag) 93 Seiten, zahlreiche Farbbildungen, öS 268,-

Das nun schon fünfte Buch der Reihe „Kulinaria Europas“, deren Ziel es ist, in der EU markengeschützte Produkte vorzustellen, folgt in bewährter Weise der Mischung aus Sach- und Kochbuch. Das Buch beginnt mit einer historischen Einleitung über die rund 5000jährige Geschichte des Mohns, und man wird auch über die Unterschiede zwischen ausländischem Blaumohn und dem inländischen Weiß- bzw. Zwettler Graumohn informiert. Es folgen Details über den Anbau – ein Tasse Mohn ergibt – idealerweise am 17. März, dem Fest der hl. Gertrud, ausgesät – rund 700 bis 1300 Kilo Mohn – und bald liest man auch von der erfolgreichen Revitalisierung des Mohnanbaus im Waldviertel. Interessant sind Ausflüge in die antike Götterwelt, so schmückte sich Hermes der Götterbote als Schlaf- und Traumbringer auch mit Mohnkapseln. Wenn es um die Geschichte des Zwettler Graumohns geht, so erfolgte die erste Mohnnennung in einem Zehentbuch des 13. Jahrhunderts. Mohn zählte man damals zu den Heilpflanzen, und man verwendete ihn zur Herstellung von Betäubungsmitteln. Bis 1934 notierte Waldviertler Graumohn sogar an der Londoner Produktenbörse. Umfangreich ist der Beitrag über Morphium und Opium. Nachvollziehbaren Gegenwartsbezug hat das Kapitel „Spezialitäten und Raritäten“. Es geht um die Geschichte des Waldviertler Mohnöls der Familie Greßl, um den Mohnkirtag in Armschlag (3. Samstag im September), und schließlich folgen die Rezepte, die vom Mohnpudding über acht verschiedene Mohnfüllen bis zum Waldviertler Mohnsterz reichen.

Dieses liebevoll gemachte Buch gewinnt durch die meisterhaften Fotos von Reinhard Mandl, der auch jüngst im gleichen Verlag einen Waldviertelbildband veröffentlicht hat, noch an Bedeutung. So liegt hier im Gegensatz zu anderen Büchern der Reihe eher ein Sach- als ein Kochbuch vor.

Thomas Hofmann

Reinhard Dippelreiter, **Wachauer Marille**. Fotografiert von Herbert Lehmann (= Kulinaria Europas, Band 4, Wien: Pichler Verlag 1998) 95 Seiten mit ca. 50 Farbbildungen, öS 268,-

Es war ein weiter Weg, den die Ur-Marille von den nordchinesischen Steppen bis in die Wachau genommen hat. Hier fand sie offensichtlich ideale Bedingungen und machte die Donaulandschaft zu einem Marillenparadies. Die Blüte Anfang April taucht die Landschaft in ein weißes Blütenmeer. Lehmann hält die Entwicklung von der Blüte bis zur Ernte, den Verkauf und die Verarbeitung in stimmungsvollen Bildern fest.

Dippelreiter veranschaulicht in einer sachkundigen Darstellung den Weg der Marille in die Wachau, erläutert botanische und obstbauliche Grundlagen, charakterisiert das Wesen der Wachauer Marille und zeigt Wege der Verarbeitung und Verwertung auf. Den Abschluß des Kulinaria-Bandes bilden küchentechnische Tips und eine relativ umfangreiche Rezeptsammlung. Für die Liebhaber der niederösterreichischen Landschaft und/oder der orangegelben Frucht ist dieser Band ein optischer und vielleicht auch kulinarischer Genuß.

Johann Fenz

Vene Maier/Robert Sommer, **Die Wachau mit Strudengau**. Geschichte, Kultur, Natur, Wanderungen und angenehme Plätze des Stromes. (Wien: Falter Verlag 1994) 407 Seiten, zahlreiche Abbildungen, öS 390.–

Der Wachau-Band aus der Reihe „Falter's Feine Reiseführer“ macht bewußt, wie vielfältig die Zugangsmöglichkeiten zur Landschaft am Strom sind. Eine Geschichte der „Führer“-Literatur zu den Orten an diesem einstigen Hauptverkehrsweg Mitteleuropas müßte früh ansetzen, da schon so manche Reisebeschreibungen aus den Tagen vor der Dampfschiffahrt ihre Stationen mit praktischen Hinweisen für die Nachfahren versahen (vgl. W. Häusler in: *Unsere Heimat* 56, 1985, S. 3-47). Josef Rabls trefflicher „Wachau-Führer“, der als 16. „Heft“ (in Wahrheit als stattliches, reich illustriertes Bändchen von 346 Seiten) der „Touristen-Führer“ des Österreichischen Touristen-Clubs 1890 erschien, gehört noch ganz in die hohe Zeit der DDSG; die k.k. Postfahrten und Stellwägen waren damals von ganz untergeordneter Bedeutung. Unmittelbar vor dem Bau der Donauuferbahn gaben Martin Gerlachs prächtige fotografische Aufnahmen („Die Wachau in Wort und Bild“, Wien-Leipzig 1912, Text von Josef Wichner) ein bis heute faszinierendes Bild der gerade zu dieser Zeit von den Malern entdeckten, bald dem modernen Verkehr erschlossenen alten Wachauorte. Gleichfalls vor einer großen Zäsur der Verkehrsgeschichte, vor dem Triumphzug des motorisierten Individualverkehrs, kam in dritter Auflage Josef Hubers sehr kompetenter „Wachau-führer“ (in der Bearbeitung von Franz Biberschick d. Ä., Krems 1953) heraus.

Die negativen Auswirkungen eines hemmungslosen Straßenausbaus und -verkehrs haben auch vor der Wachau nicht haltgemacht – umso erfreulicher ist die Tatsache, daß jene Menschen, die das Erlebnis dieser wundervollen Landschaft suchen, in immer stärker zunehmendem Maße mit dem Fahrrad unterwegs sind – die Zahl einschlägiger Donauradführer unterschiedlichen Wertes ist mittlerweile Legion. Diesen neuen und alten – auch das Fußwandern ist, zusammen mit der Stromfahrt, die der Wachau eigentlich angemessenste Fortbewegungsart – Wahrnehmungsweisen ist der Falter-Führer verpflichtet, der sich auch kritisch den Problemen der „Unterwerfung der Landschaft“ (S. 42) und dem wohl nur vorübergehend „ruhenden“ Anschlag des Ausbaus der Donau zu Staustufen widmet und die ästhetischen und ökologischen Probleme dieser Planungen aufzeigt. Überhaupt ist es ein Verdienst des Buches, die oft tragischen und vielfach verdrängten Aspekte der Zeitgeschichte ausführlich einzubeziehen: So fehlen nicht Hinweise auf das Konzentrationslager von Melk und das Massaker an ungarischen Juden in den letzten Tagen des national-sozialistischen Regimes bei Persenbeug, dem 230 gequälte Menschen – Männer, Frauen und Kinder aus Ungarn – zum Opfer fielen. Die Bemühungen Robert Streibels um diese Erinnerungsarbeit im „lokalhistorischen“ Bereich haben hier Früchte getragen. Die Benennung des „Nibelungengaus“ 1913 und die geplanten deutschvölkischen Festspiele in Pöchlarn und das problematische „Wehrmachtmuseum“ von Ardagger bleiben nicht Kuriosa, sondern markieren verhängnisvolle politische Fehlentwicklungen. Dieser überaus begrüßenswerten Einbeziehung auch der problematischen und kritischen Aspekte der jüngeren Vergangenheit entspricht leider die sonstige historische Fundierung nicht. Hier blieben die Verfasser – etwa was die mittelalterliche Geschichte betrifft – eher im unverbindlichen anekdotischen Genre; auch die allzu knappe Würdigung der Kunstdenkmäler wird den „Dehio“ bzw. „Eppel“ im Reisegepäck keineswegs überflüssig machen.

Verhältnismäßig wenige Unstimmigkeiten unterliefen bei großer Materialfülle: Die Abb. S. 43 zeigt nicht den Blick von der Ruine Dürnstein, sondern vom Sandl. Leutold von Kuenring konnte 1291 an keiner „Verschwörung gegen die Babenberger“ teilnehmen (S. 182). Nicht Bernhard Pez, der große Melker Quellenforscher der Barockzeit, sondern Bertrand Perz erforschte die Geschichte der Konzentrationslager (S. 204).

Martin Johann Schmidt, der „Kremser Schmidt“, ruht nicht auf dem Friedhof von Spitz, sein Grab ist auf dem Steiner Friedhof erhalten (S. 236). Nicht Napoleon selbst, sondern sein General Mortier unterlag 1805 bei Loiben (S. 253).

Der kulinarische Teil des Führers geht über – übrigens sehr nützliche – praktische Hinweise weit hinaus und würdigt ausführlich „Wachauer Weine, Winzer, Wirte“, wie sich auch ein Exkurs

über den Kremser Senf findet. Es sei noch angemerkt, daß über die Wachau hinaus auch noch die stromnahen Orte ab Wallsee-Mitterkirchen besprochen werden; die Abstecher ins Hinterland (Neustadtler Platte, Waldviertel, Dunkelsteinerwald) bleiben wohl auch aus Gründen des Umfanges eher zurückhaltend. Unzulänglich sind leider Kartographie und Stadtpläne, gelungen dagegen Auswahl und Motive der zahlreichen Illustrationen. Bedauerlich ist das Fehlen eines Literaturverzeichnis (diesbezüglich knappe – und mittlerweile ergänzungsbedürftige – Hinweise bei W. Häusler/Wim van der Kallen, Die Wachau, St. Pölten-Wien 1981, S. 95 f.).

Insgesamt darf dem Falter-Wachauführer hoher Gebrauchs- und Informationswert bescheinigt werden, wenngleich auch diesmal das „ultimative“ Begleitbuch durch die zum „Weltkulturerbe der Menschheit“ prädestinierte Landschaft am Strom nicht gelang. Vielleicht muß dies so sein, und es bleibt jeder Generation das Glück, die Wachau mit neuen Augen selbst zu erwandern, zu erfahren und zu erleben.

Wolfgang Häusler

1000 Jahre Nochilinga 998-1998. Die Geschichte einer Region. Über die Gemeinden Dorfsetten, Nöchling, St. Oswald und Yspertal. Hg. vom Arbeitskreis 1000 Jahre Nochilinga (Nöchling: Eigenverlag 1998) 1055 Seiten, zahlreiche Farb- und Schwarzweiß-Abbildungen, öS 380,-

Im Jahr 998 schenkte Kaiser Otto III. seinem Vetter Herzog Heinrich von Bayern, dem späteren Kaiser Heinrich II., sein Eigengut „Nochilinga“ im Gau „Osterriche“. Nach der Schenkungsurkunde, welche die zweite Nennung des Namens Österreich enthält, lag dieses Gut zwischen den Fließchen „Ispera“ (Große Ysper) und „Sabinicha“ (Sarmingbach), es umfaßte also das Gebiet der heutigen Gemeinden Dorfsetten, Nöchling und St. Oswald sowie Teile der Gemeinde Yspertal und der oberösterreichischen Gemeinde Waldhausen.

„1000 Jahre Nochilinga“ war der Anlaß für zahlreiche Aktivitäten in den betroffenen Gemeinden. Unter der sachkundigen Leitung von Prof. Dr. Gerhard Floßmann entstand ein bemerkenswertes Buch, das weit über übliche Heimatbücher hinausgeht. Bemerkenswert u. a. deshalb, weil es den gelungenen Versuch darstellt, viele Menschen aus mehreren Gemeinden dazu zu bringen, sich mit der Geschichte ihrer Heimat auseinanderzusetzen und bei der Erstellung einer „Regionalchronik“ mitzuarbeiten. Das Autorenverzeichnis im Anhang des Buches (es nennt 121 Personen!) läßt den gewaltigen Zeit- und Arbeitsaufwand des Schriftleiters erahnen.

Nach mehreren Zitaten aus dem „Donauländchen“¹⁾, in dem Anton Friedrich Reil vor mehr als 160 Jahren ausführlich das südliche Waldviertel, dem das Gebiet „Nochilinga“ angehört, beschrieben hat, stellt Peter Trötzmüller die natürlichen Voraussetzungen der Region (Landschaft, Geologie, Böden, Klima, Pflanzen- und Tierwelt) vor. Zum Thema Geologie wird ergänzend zur angeführten Literatur auf Steiningers „Erdgeschichte des Waldviertels“²⁾ mit einer nach neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen erstellten geologischen Karte des Waldviertels hingewiesen. Verena Reutner behandelt das Thema Landschaft und Landwirtschaft, Friedrich Gruber schreibt über die Forstwirtschaft im und um den Weinsberger Wald. Der geschichtliche Teil – von der Vor- und Frühgeschichte, über die „Nochilinga-Urkunde“, über die Grundherrschaften allgemein und über die Herrschaften in der betroffenen Region sowie über die wirtschaftlichen Verhältnisse bis 1848 – stammt von Gerhard Floßmann. Viele der im ersten Teil des Buches gemachten Aussagen gelten nicht nur für die Region „Nochilinga“, sondern sind für das gesamte südliche Waldviertel und darüber hinaus von Bedeutung.

Der zweite Teil des Buches beschäftigt sich mit den einzelnen Gemeinden, wobei jeweils nach der Gliederung Gemeinde – Wirtschaft – Pfarre – Institutionen und Vereine vorgegangen wird.

¹⁾ Anton Friedrich Reil, Das Donauländchen der kaiserl. könig. Patrimonialherrschaften im Viertel Obermannhartsberg in Niederösterreich (Wien 1835).

²⁾ Fritz F. Steininger (Hg.), Erdgeschichte des Waldviertels (= Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes 38, 1996).

Hier werden u. a. die Gemeindegebiete und die Geschichte der Gemeinden vorgestellt, Gemeindepappen beschrieben und Bürgermeister aufgelistet. Statistiken erläutern Finanzen, Bevölkerungsentwicklung und Siedlungsstruktur. Es folgen Kapitel über das Bildungs- und Schulwesen, Wohlfahrts- und Sozialeinrichtungen, Entwicklung und Stand der Wirtschaft, ehemalige und bestehende Gewerbebetriebe, Geschichte der Pfarren, kirchliche Denkmäler, gemeinnützige Institutionen und Vereine. In diesem Abschnitt des Buches kommt es, wie der Schriftleiter bereits in seinem Vorwort andeutet, durch unterschiedliche Schwerpunktsetzungen und unterschiedlichen Eifer der zahlreichen Mitarbeiter zu Ungleichgewichten. Diese sind jedoch nicht so gravierend, da sich durch die Betrachtung aller vier Gemeinden wieder ein Ausgleich und eine umfassende Darstellung der Region ergibt. Die vielen Mitarbeiter an diesem Buch sind wohl der Grund, warum es gelegentlich zu Wiederholungen kommt.

Ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Personen- und Ortsregister, welches das Auffinden in den Texten erleichtert und das Buch zu einem wertvollen Nachschlagewerk macht, runden das Werk ab.

Ohne die Bedeutung und den Wert des Buches auch nur irgendwie schmälern zu wollen, sollen doch ein paar Bemerkungen bzw. Korrekturen angebracht werden: Die an den Beginn des Buches gestellte Landkarte (S. 24) zeigt zwar ganz gut die „Region Noehilinga“, leider enthält sie mehrere Fehler. Ortsnamen sind falsch geschrieben (Rapoltenreith statt Rappoltenreith, Pöggstall statt Pöggstall, Purschacherteich statt Puschacherteich), die Höhe des Großen Peilsteins ist unrichtig angegeben (1081 statt 1061 m), die Lage des Marktes Würnsdorf ist zwar durch einen Punkt markiert, der Ortsname fehlt jedoch. Der Eindruck „Wallfahrtskirche“ zwischen Obererla und Auratsberg ist irreführend, die Wallfahrtskirche befindet sich im weiter östlich gelegenen Maria Taferl. Daß Pöggstall, der Hauptort des südlichen Waldviertels und einst Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, kleiner gedruckt ist als manche Dörfer, sei nur am Rande erwähnt. Im Zusammenhang mit der Geschichte der Pfarre Nöchling ist festzustellen, daß diese Pfarre von der Neuordnung der Dekanate, die mit Beginn des Jahres 1908 in Kraft trat, nicht betroffen war und nach wie vor zum Dekanat St. Oswald gehörte (S. 548 f.). Das Dekanat St. Oswald wurde erst 1974 (nicht 1907) in „Dekanat Maria Taferl“ umbenannt.

Abschließend kann man sagen, daß hier ein sehr gut gestaltetes, informatives und repräsentatives Buch gelungen ist, zu dem man dem Herausgeber gratulieren muß und das man allen Bewohnern, Freunden und Gästen der Region empfehlen kann.

Herbert Neidhart

Manfred Greisinger/Franz Pötscher, **Edelhof**. 125 Jahre landwirtschaftliches Bildungs- und Innovationszentrum im Herzen des Waldviertels (Zwettl: Waldviertel Projekt Management 1998) 256 Seiten mit zahlreichen Schwarzweiß-Abbildungen und Graphiken, öS 195,-

Rechtzeitig zu mehreren runden Jubiläen (125 Jahre Agrarschule, 95 Jahre Saatzucht, 75 Jahre Ländliche Hauswirtschaft und 75 Jahre Landwirtschaftliche Winterschule), die alle im Herbst 1998 gefeiert wurden, brachte das Waldviertel Management vorliegendes Buch heraus. Es besteht aus einem historischen Teil, den Franz Pötscher verfaßte, und einem zweiten Abschnitt, der sich auf die Zeit nach 1979 konzentriert. Dieser Teil stammt von Manfred Greisinger. Außerdem enthält das Buch einige Beiträge (unter anderem Gedichte) von Isolde Kerndl.

Franz Pötscher, der 1998 ein Konzept für ein landwirtschaftliches Schulmuseum am Edelhof erstellte und dieses auch im gleichen Jahr verwirklichte, hat für seinen Beitrag über die Geschichte der Siedlung Edelhof und der seit 1873 dort beheimateten Landwirtschaftsschule intensives Quellenstudium betrieben.

Er beginnt mit der frühen Zeit des „Hofes beim Erlengestrüpp“ als Grangie des nahen Zisterzienserklosters und gibt zunächst Einblick in dessen wechselvolle Geschichte und verschiedenartige Nutzung bis ins 19. Jahrhundert. Man erfährt, daß der Edelhof eine Zeitlang als „Lustort“ für erholungsbedürftige Klosterbrüder diente, daß hier der Bandweber Lorenz Weber (einer

der Begründer der Bandfabrikation im Waldviertel) am Ende des 18. Jahrhunderts eine Fabrik betrieb und daß sich am Edelhof um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine Brauerei und eine Brennerei befanden.

Franz Pötscher ist es besonders in seiner Arbeit über Gründung und Geschichte der „N. Ö. Landes-Ackerbauschule Edelhof“ gelungen, viele bisher unbekannte Fakten und neue Erkenntnisse ans Licht zu bringen. So behandelt der Autor etwa die Bedeutung Georg Ritter von Schönerers und seines politischen Kontrahenten Karl Freiherr von Geusau für die Gründung dieser Schule. Besonders Schönerer setzte sich energisch und nachhaltig für die Errichtung und Erhaltung der Schule am Edelhof ein und war auch noch Jahre später bestrebt, dort seine Vorstellungen verwirklicht zu sehen. Der Leser erfährt unter anderem, daß sich die Direktion der Edelhofer Schule bereits 1904 bemühte, hier eine Musterstätte für die Flachsverwertung im Waldviertel zu errichten und daß die Lehrer bereits ab 1876 Pionierarbeit bei der Umstellung von der Dreifelderwirtschaft zur Fruchtfolgwirtschaft im Waldviertel leisteten. Völlig neu ist auch Pötschers Entdeckung, daß mit der Saatzucht am Edelhof bereits 1903 begonnen wurde.

Bei der Behandlung der Schulgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert widmet der Autor sein besonderes Augenmerk den „kleinen Leuten“, dem harten Los der zahlreichen Dienstboten, die einst auf dem Edelhof Arbeit fanden, ihrer Bedrohung durch Unfall und Krankheit, dem Schicksal der ledigen Mütter und der Not, die der Erste Weltkrieg und die Inflation auch auf dem Lande verursachten.

Die Abschnitte über die Wirtschaftskrise, in welcher der Edelhof ein wichtiger Lebensmittellieferant für die nahe Stadt Zwettl wurde, die NS-Zeit, in der die Schule den Namen „Landwirtschaftsschule des Reichsgaues Niederdonau, Ritter von Schönerer-Schule in Edelhof bei Zwettl“ erhielt, und die Besatzungszeit, in der unter dem kommissarischen Leiter Pater Werner Deibl der Schulbetrieb allmählich wieder aufgenommen wurde, enthalten zahllose äußerst interessante Details.

Pötscher beschreibt dann noch die Neuorganisation der Schule nach 1945, ihre Entwicklung unter Direktor Dipl.-Ing. Johann Boden bis zur Übernahme durch Dipl.-Ing. Adolf Kastner im Jahr 1979. Weitere Kapitel über die Landwirtschaftliche Internatsberufsschule (früher in Groß Gerungs, seit 1994 am Edelhof) und die Mädchenfachschule (früher in Göpfritz/Wild bzw. Zwettl, seit 1981 am Edelhof) schließen diesen Teil ab.

Der zweite Abschnitt dieses Buches wurde – wie bereits erwähnt – von Manfred Greisinger, dem PR-Referenten des Waldviertel Managements, verfaßt. Er stellt zunächst das landwirtschaftliche Bildungszentrum Edelhof mit seinen verschiedenen Schultypen, Schwerpunkten und Ausbildungsmodellen vor. Darüber hinaus gelingt es ihm vortrefflich, die Veränderungen, Impulse und Initiativen anzusprechen und zu würdigen, die am Edelhof mit der Direktion von Dipl.-Ing. Adolf Kastner begannen und seit dessen Bestellung zum Waldviertelbeauftragten und der Gründung des Waldviertelmanagement von diesem Ort ausgehen. Greisinger beschreibt nicht nur die vier Abteilungen des Waldviertel Managements wie: Waldviertel Projekt Management; Landwirtschaft, Waldland; Tourismus, Kunst und Kultur sowie Holz, Energie, Umwelt, Humovit. Er geht auch auf ihre Bedeutung für das Waldviertel und darüber hinaus ein. Der Autor ist bemüht, dem „System Edelhof“ gerecht zu werden, das als Schul-, Organisations-, Management- und Innovationszentrum ein wichtiger Impulsgeber für die Regionalentwicklung geworden ist.

Vorliegendes Buch ist reich bebildert, es enthält unter anderem zahlreiche bisher unveröffentlichte historische Aufnahmen. Auch die graphische Gestaltung ist sehr ansprechend. Im historischen Teil ist die unkonventionelle Platzierung der Fußnoten auf den Randleisten – ohne fortlaufende Numerierung – allerdings etwas gewöhnungsbedürftig.

Ein wichtiges Buch, an dem alle jene, die sich für die Geschichte des zentralen Waldviertels (besonders Wirtschafts-, Sozial- und Schulgeschichte) oder für das Regionalmanagement mit seinen Leistungen und Ideen interessieren, nicht vorbeigehen sollten.

Friedel Moll

Bruno Rixinger (Red.), **Orgelweihe in der Pfarrkirche „St. Stephan“ in Weiten**. Festschrift (Weiten: Orgelkomitee der Pfarre Weiten 1998) 12 Seiten, 4 Farb- und 7 Schwarzweiß-Abbildungen.

Am 26. Oktober 1998 wurde die neue Orgel der Pfarrkirche Weiten geweiht. Anlässlich dieser Feier gab das Orgelkomitee der Pfarre eine Festschrift heraus.

Nach den Geleitworten des Referenten für Kirchenmusik der Diözese St. Pölten, des Pfarrers und des Bürgermeisters von Weiten, in denen u. a. die Bedeutung der „Königin der Instrumente“ als traditionelles Kirchenmusikinstrument und die Freude von Pfarre und Gemeinde über das gelungene große Werk zum Ausdruck kommen, beschreibt die Weitener Vergolder- und Staffierermeisterin Anna Ochsenbauer, die für die Fassung des Orgelgehäuses zuständig war, ihre Arbeit. Disposition und Bauweise der Orgel werden vom steirischen Orgelbaumeister Walter Vonbank vorgestellt. Schließlich gibt der Obmann des Orgelkomitees, Bruno Rixinger, einen kurzen Überblick über die alte Orgel sowie über die Entstehungsgeschichte und Finanzierung der neuen Orgel.

Herbert Neidhart

Walter Enzinger, **Gföhl – Jaidhof in Wort und Bild**. Ein Bilder- und Lesebuch mit historischen Fotos der beiden Orte und vielen geschichtlichen Details (Gföhl: Eigenverlag Enzinger 1998) 220 Seiten mit 162 Abbildungen, öS 320,-
Bestelladresse: Walter Enzinger, 3542 Gföhl, Jaidhofer Gasse 14.

Der Gföhlerwald ist eine der am besten erforschten Regionen Niederösterreichs. Autoren wie Stephan Biedermann, Franz Fux, Johannes Wurzer – um nur einige zu erwähnen – haben immer wieder heimatgeschichtliche Publikationen vorgelegt. Über die Stadt Gföhl und über die Gemeinde Jaidhof gibt es repräsentative Heimatbücher. Der Bürgermeister der Stadt Gföhl, Karl Simlinger, stellt in seinem Vorwort selbst die provokante Frage: „Schon wieder ein neues ‚Heimatbuch‘?“

Schon hier möchte ich meinen äußerst positiven Gesamteindruck nach dem ersten Durchblättern des Buches wiedergeben. Das Buch besticht durch ein hervorragendes Layout, durch eine ansprechende Gestaltung und durch sein Äußeres. Es ist aufgrund der finanziellen Situation der Gemeinden schon sehr selten geworden, daß ein Buch in Leinen gebunden wird.

Nach der äußeren Erscheinung gilt es auch den Innenteil zu besprechen.

Mich persönlich sprechen historische Fotos sehr an. Sie sagen über das Alltagsleben wesentlich mehr aus als wortreiche Schilderungen. Das Foto vom Gföhler Viehmarkt auf Seite 48 hat meine Vorstellungen von diesem Treiben bei weitem übertroffen. Mein Vater selbst war vor vielen, vielen Jahren aus dem Straßertal aufgebrochen, um in Gföhl einen Ochsen zu kaufen. An der einen Hand den Ochsen, an der anderen das Fahrrad, das er für die Hinfahrt benützt hatte, wankte er stolz mit seinem neuen Zugtier wieder heim. Man kann hier die überregionale Bedeutung dieses Marktes ermesnen.

Viele historische Ansichtskarten, Aquarelle, Ölbilder und Flugaufnahmen wurden in das Buch aufgenommen. So manches Bild aus unserer Zeit dokumentiert den Wandel der Verhältnisse im Zuge der Zeit. Aber auch textlich bietet das Buch viele interessante Details. Berichte über das gesellschaftliche Leben, über religiöse Bräuche, über das Eisschneiden und die Jugend in der Kriegszeit sind zeitgeschichtliche Dokumente.

Einige Beiträge befassen sich mit der Kapelle und dem Schloß Jaidhof. Das Schloß selbst ist seit 1985 Sitz der Priesterbruderschaft St. Pius X. In vorbildlicher Weise ist es der Priesterbruderschaft gelungen, das Gebäude zu restaurieren und zu beleben. Ob diese erkonservative Organisation auch im religiösen Sinne zu erneuern imstande ist, möchte ich persönlich in Frage stellen. Darauf nimmt das Buch allerdings keinen Bezug, obwohl eine Klarstellung über die Ziele dieser Bruderschaft äußerst notwendig wäre.

Den Autoren war es ein Anliegen, das Gemeinsame der beiden Gemeinden Gföhl und Jaidhof in den Vordergrund zu stellen. Der Begriff Gföhlerwald als überregionale Bezeichnung für die Region zwischen den Flüssen Kamp und Krems sowie auch mit den Orten Gföhl und Jaidhof sollte

gestärkt werden. Dieses Zusammengehörigkeitsgefühl zu heben, war eines der Ziele des Buches. Abschließend kann gesagt werden, daß sich der Aufwand durchaus gelohnt hat. Es ist ein schönes, informatives und sehr empfehlenswertes Buch geworden.

Erich Broidl

Mella Waldstein/Willi Erasmus, **Drosendorf**. Großer Sommer an der Thaya. Erinnerungen an die Sommerfrische (Weitra: Bibliothek der Provinz 1998) 162 Seiten, zahlreiche Abbildungen, öS 398,-

Bestelladresse: Richard Pils, Bibliothek der Provinz, 3970 Weitra, Tel. 02856/3794.

Mit viel Liebe und Akribie haben die Autoren einen Reiseführer durch Raum und Zeit geschaffen, in dessen Mittelpunkt das charmante Städtchen Drosendorf steht. Seit Ende des 19. Jahrhunderts war die „Perle des Thayatales“ Anziehungspunkt für ein mittelständisches Publikum aus Wien, aber auch Brunn oder Graz. Während der Sommersaison bezogen die Familien mit Sack und Pack die Pensionen und Privatquartiere. Manche Gäste blieben „ihrem“ Sommerdomizil über Generationen treu. Ankunft und Abschied, gewöhnlicher Alltag und geselliges Leben, Ausflüge und Badevergnügen erleben im Vordergrund die sommerliche Bühne, Abschnitte über die Entwicklung des Phänomens Sommerfrische oder die Bahn betten die Handlung in größere Zusammenhänge ein. Auch die Aktivitäten des örtlichen Verschönerungsvereines, der im Hintergrund die Fäden zu ziehen versuchte, werden detailreich dokumentiert. Ein Kapitel über „Sommerfrische‘ im Krieg“ zeigt, wie von der Front weitab gelegene Fremdenverkehrsorte wie Drosendorf in das Kriegsgeschehen eingebunden waren: 1914–1918 befand sich hier ein Internierungslager, während des Zweiten Weltkrieges wurden Fronturlauber und Kinder aus bombengefährdeten Gebieten beherbergt.

In angenehmem Erzählton wechselt präzise Sachinformation mit Geschichten und Episoden aus den Erinnerungen ehemaliger Sommergäste und älterer Drosendorfer. Das sehr schön gearbeitete Buch ist mit einer großen Zahl von historischen Abbildungen – oft aus Privatbesitz – versehen, stimmungsvolle Farbaufnahmen aus dem Drosendorf von heute wecken die Sehnsucht nach dem nächsten Waldviertler Sommer. Allen, die diese Sehnsucht verspüren, kann man nur empfehlen, sich dieses Buch zum Geschenk zu machen!

Franz Pötscher

Johann Lang, **Heimatbuch Ober-Dürnbach**. Von der Urzeit bis zur Gegenwart (Maissau: Stadtgemeinde 21998) 248 Seiten, zahlreiche Kartenskizzen, Tabellen und Abbildungen, öS 200,-

Dieses vorliegende Heimatbuch von Ober-Dürnbach hat der Autor nun in zweiter Auflage, die erste erschien 1990, in vielen Kapiteln verbessert und ergänzt bzw. durch neue Beiträge erweitert, sodaß der Umfang um 14 Seiten zunahm. Wie Johann Lang selbst auf der letzten Seite hinweist, dankt er Univ.-Prof. Dr. Helmuth Feigl, dem ehemaligen Direktor des NÖ Landesarchivs, einem profunden Kenner vieler Orts- bzw. Herrschaftsgeschichten, für die kritische Durchsicht des Manuskriptes und für ergänzende Hinweise. So wurden im historischen Teil z. B. das Kapitel „Rechtswesen, Weistum und Banntaiding“ erweitert, ebenso „Aufhebung der Leibeigenschaft, Grundkataster und Steuerregulierung“ oder Gliederungen und Überschriften verbessert (Staatsreform im 18. Jahrhundert, Revolutionsjahr 1848 und die Folgen) und so formuliert, daß sie unabhängig vom Inhaltsverzeichnis eindeutig zuordenbar sind. Auch neue Quellen wurden erschlossen und zitiert, beispielsweise können in dieser Auflage der Ortsrichter und die Ausschußmänner bereits aus dem Jahre 1741 angeführt werden (S. 73), in der ersten begann man mit dem Jahre 1821. Das Kapitel über das Ende des Zweiten Weltkrieges und die sowjetische Besatzungszeit konnte erweitert werden, und in der Folge wurden die Daten aus Ortsgeschichte (S. 113), Einwohnerstatistiken (S. 117), Wahlergebnisse (S. 122), Meßwerte (S. 131 und 133), Bodenbenutzungserhebungen (S. 149-150) und Viehbestand (S. 162) auf neuesten Stand gebracht, leider nicht die landwirtschaftliche Maschinenzählung, welche beim Jahre 1970 verblieb (S. 157). Gerade die

Gegenüberstellung der Daten bei den Landmaschinen wäre nach mehr als 25 Jahren sicherlich sehr kontrastreich ausgefallen. Das Kapitel „Der Weinbau“ wurde ebenfalls ergänzt und, was für den Laien sehr wichtig ist, Begriffe wie „Ungeld, Tatz oder Zapfenmaß“ werden erklärt. Neu in dieses Buch aufgenommen wurden eine Abhandlung über die Innenrenovierung der Kirche aus den NÖ Kulturberichten von Ilse Schütz (S. 201-202), ein Aufsatz über Dorffeste (S. 210-211) und schließlich ein Kapitel über einen der wohl bedeutendsten zeitgenössischen Komponisten Österreichs, der in Ober-Dürnbach seine letzten Lebensjahre verbrachte und hier auch 1996 verstarb, Gottfried von Einem (S. 228-231).

Ein Dank dem Autor für die Aktualisierung dieses Heimatbuches und ein Dank der Stadtgemeinde Maissau für die Wiederauflage!

Burghard Gaspar

Christine Lavant, **Herz auf dem Sprung**. Die Briefe an Ingeborg Teuffenbach. Im Auftrag des Brenner-Archivs (Innsbruck) herausgegeben und mit Erläuterungen und einem Nachwort versehen von Annette Steinsiek (Salzburg-Wien: Otto Müller-Verlag 1997) 212 Seiten, öS 248,-

In Briefen und Gedichten (entstanden zwischen 1948 und 1964), mit ausführlichem Anmerkungsapparat, kommt dem Leser hier Christine Lavant (1915-1973) in sehr persönlicher Weise nahe. Die aus St. Stefan im Lavanttal/Kärnten gebürtige Dichterin läßt uns den Werdegang einer tiefen Freundschaft zur ebenfalls aus dem Lavanttal (Wolfsberg) stammenden Dichterin Ingeborg Teuffenbach-Capra nachvollziehen. Teile der Briefe wurden bereits 1989 in dem Buch „Christine Lavant – Zeugnis einer Freundschaft“ (Ammann Verlag, Zürich) veröffentlicht.

Im vorliegenden Werk wird Christine Lavants Leiden am Unverständnis ihrer Umwelt, am angsteinflößenden Alltag, ihre Zweifel an sich, ihre leichte Verletzbarkeit, ihr beschädigtes Selbstwertgefühl (als „Kontrapunkt zum Hochmut“, besonders in ihren Gedichten) und ihr Ringen um das Wiederfinden ihrer Eigen-Art aufgezeigt: Dies findet der Leser in den vorliegenden Briefen, die eine lebenslange Freundschaft der beiden äußerlich und lebensgeschichtlich so unterschiedlichen, trotzdem aber geistesverwandten Schriftstellerinnen dokumentieren. In allen Briefen kommt die fast überhöhte Dankbarkeit Lavants gegenüber Ingeborg Teuffenbach zum Ausdruck. Für Lavant bedeutet die Begegnung mit Teuffenbach das Glück, das „Paradies“ schlechthin – wobei Lavant für ihre konkreten Lebensfragen und Seelenprobleme sehr konkrete Antworten benötigt. Sie erwartet sich viel von dieser Freundschaft: vollkommenes Verstandenwerden, dies beinhaltet für Lavant Sicherheit, „Daheim-Sein“. In ihren Hilferufen erscheinen ihr Ingeborg Teuffenbach und deren Gatte als rettende Engel in den elendsten Stunden: „[...] und alles was wir vom Himmel wollen muß hier [auf Erden] vor sich gehen. Deshalb ist jede Begegnung so wichtig, jedes Menschenwort so ausschlaggebend. Jede Güte mehrt den Himmel auf Erden.“ (S. 14)

Die große Verlustangst, Angst vor der Einweisung in eine psychiatrische Klinik und vor dem Selbstmord und immer wiederkehrende Depressionen sind ihre ständigen Begleiter. Sie betet immerfort, daß sie eines „anständigen Todes“ sterben dürfe. Teuffenbach gelingt es immer wieder, Lavant zu beruhigen. Daher sieht diese sie als „zweite Mutter“ und „Madonna“, sich selbst als „schutzsuchendes Kind“. Sie selbst weiß nur zu gut, daß sie maßlos in allem ist, denn wenn sie Maß annähme, käme nur überall Verlust dabei heraus. Einzig Ingeborg Teuffenbach und deren Gatte würden sie verstehen und so heilend wirken. Die verehrte Freundin erscheint für Lavant als „großmütiger, vertrauter Spiegel“, als „Sonnenseite des Lebens“, worin sie ihre eigene Krankheit und Armut als Schattenseiten reflektieren kann. Viele Briefe mit immensen Stimmungsschwankungen zeigen die höhere religiöse Dimension ihrer Freundschaft, sie sei wie „Wasser des Lebens“ (vgl. das Gedicht auf Seite 58).

Die regelmäßigen Briefe erhalten einen Bruch durch die Beziehung Lavants zu Werner Berg (ab 1950), dem in Bleiburg/Kärnten lebenden deutschen Maler (1904-1981). Sie baut auf dieses „eine Herz“, das, wie sie zu wissen meint, sie nie verlassen wird. Sie spricht nur andeutungsweise in diesen Jahren über ihre neue Bezugsperson, für die sie alle ihre Kräfte, ihre Treue, einsetzt.

Nach der Trennung von Werner Berg (Ostern 1955) ist Christine Lavant ausgebrannt. Sie versucht vergeblich, in Klagenfurt zu leben, sie erträgt keine Stimmen mehr, der Alltag geht ihr nicht mehr zu Herzen. Das Ende ihrer Beziehung zu Werner Berg war auch gleichzeitig das Ende ihres schriftstellerischen Schaffens. Sie hatte ihre dichterische Begabung, ihr Herz nicht mit Ehrgeiz gekoppelt. Sie empfand keine Angst, nicht mehr dichten zu können, „es sei viel schlimmer, keinen Mann und kein Kind zu haben“ (1. November 1955).

Die letzten Briefe (1964) zeigen, daß Christine Lavant versucht, sich mit ihrem Schicksal abzufinden – mit einem ihr eigenen stoischen Blickwinkel von Gerechtigkeit: „Niemand hat Schuld außer mein Herz, das längst schon hätte abgehärtet sein müssen.“ (S. 137) Im letzten Brief spricht sie davon, daß sie hofft, wieder aufleben zu können, nachdem sie Werner Berg wieder getroffen hatte.

Diese Briefe sind sowohl Teil der Biographie als auch des Lebenswerks von Christine Lavant, sie stellen einzigartige persönliche Zeugnisse dar, zeigen ihre ungeheure Beobachtungsgabe und auch Selbsteinschätzung. Dieses Buch stellt ein immer wieder lesens- und bedenkenswertes Werk dar für jemanden, der sich für die unverwechselbaren Tiefen der Seele dieser großen österreichischen Dichterin interessiert. Als abschließendes Beispiel für ihre große Herzenswärme soll ein Zitat aus dem Brief vom 24. August 1948 angeführt werden: „Das *Herz*... soll immer wie *auf dem Sprung*‘ sein so daß der leiseste Anstoß genügt die Schwingung zum Anderen hin auszulösen. ‚Wohltaten‘ sind furchtbar, aber wohltuen tut immer beiden Teilen wohl.“ (S. 29)

Helmtraud Weber

Jeannie Ebner, **Flucht- und Wanderwege** (St. Pölten: Literaturedition Niederösterreich 1998) 179 Seiten, öS 150,-

Zum 80. Geburtstag von Jeannie Ebner hat ihr die Literaturedition Niederösterreich einen äußerlich gefälligen und inhaltlich ansprechenden Band gewidmet. Obwohl in Sidney geboren und in Wien lebend, ist die bekannte Schriftstellerin eng mit Niederösterreich verbunden. Den Großteil ihrer Kindheits- und Jugendjahre hat sie in Wiener Neustadt verbracht, und so gehört noch heute ihre „von Heimweh romantisierte erste Liebe“ ihrem „Kindheitsland Niederösterreich“ (S. 133).

Vom wenig attraktiven Titel des Buches soll sich niemand abschrecken lassen. Denn hinter dem blassen Aufhänger „Flucht- und Wanderwege“ verbergen sich zwei ganz außerordentliche literarische Kostbarkeiten: eine berührende Schilderung der Flucht der Autorin und einiger Angehöriger und Firmenmitarbeiter von Wiener Neustadt nach Tirol im Jahr 1945 und ein zwar subjektiver, dafür aber umso ehrlicher wirkender – ursprünglich 1979 im Niederösterreich-Band von Christian Brandstätter in der Molden-Edition erschienener – Essay über das für die Autorin „vielfältigste, schönste Bundesland der Republik Österreich“ (S. 150).

Der Kontrast zwischen den beiden Teilen des Buches fällt ins Auge. Und auch innerhalb der Texte wendet die Dichterin den Kontrast bewußt als Stilmittel an: den zwischen der Not der Kriegsflüchtlinge und der frühlinghaften Schönheit der Natur etwa oder den zwischen den armselig auf zwei Pferdewagen durch die Lande ziehenden Angehörigen der all ihrer Lastwagen beraubten Speditionsfirma Ebner und dem Luxusauto eines Parteimannes. Dabei überwiegt durchgehend die positive Sicht, deren Glaubwürdigkeit durch das Andeuten auch negativer Aspekte erst richtig zum Tragen kommt.

Das „Tagebuch einer Flucht 1945“ ist die beste Schilderung der letzten Wochen des Zweiten Weltkrieges, die mir bisher untergekommen ist. Schon die Darstellung des Elends der unter ständigen Luftangriffen leidenden Stadt Wiener Neustadt berührt eindrucksvoll, und der Fluchtbericht selbst hebt sich deutlich ab von Schilderungen anderer Zeitzeugen. Obwohl durchaus realistisch und glaubwürdig erzählt, werden die Fakten ins Dichterische erhoben, was auch mit der Weltansicht der Autorin zusammenhängt. Das Ganze ist für sie ein Abenteuer, und auch ihre Mutter versteht es, aus der Not eine Tugend zu machen. „Wir wollen annehmen“, sagt sie, „daß wir uns nicht auf der Flucht, sondern auf einer Ferienwanderung befinden. So machen uns die Strapazen

mehr Vergnügen und wir können nebenbei die schöne Gegend genießen.“ (S. 27) Sie erfreuen sich gemeinsam an der Natur, und die Autorin unterläßt es nicht, die auf dem Weg liegenden Stifte Seitenstetten und Kremsmünster vom künstlerischen Standpunkt aus bewundernd oder kritisch zu betrachten. Die Darstellung ist kein nach Jahrzehnten geschönter Rückblick, sondern hat ihre Wurzeln in dem damaligen tiefen Sicherheitsgefühl der Erzählerin, das an die Geborgenheit des Steinklopfer-Hannes bei Ferdinand von Saar erinnert und sich in der Gewißheit ausdrückt, „daß letzten Endes alles gut sei“ (S. 29), was freilich auch damit zusammenhängen mag, daß die Autorin mit ihrer Resoluthet es durchgehends verstanden hat, trotz aller Widerwärtigkeiten für sich und ihre acht Begleiter immer das jeweils Bestmögliche herauszuholen.

Die Flucht scheint nicht nur als ein vorübergehendes zeitbedingtes Ereignis, sondern hinter allem, was sich da abspielt, steht das Wissen, „daß niemand dahin zurückkehrt, von wo er einmal fortgegangen ist“ (S. 23) und daß der Fluchtweg ein Bruch mit der Vergangenheit sei und nachher ein neues Leben anfangen müsse – was sich in der Biographie der Dichterin auch tatsächlich bewahrheitet hat.

Das Zusammentreffen mit zahlreichen, oft gänzlich verschiedenartigen Menschen und ihr Verhalten geben der Autorin die Möglichkeit, deren Wesensart im Kleinen in einer an Dostojewski erinnernden Weise zu charakterisieren und dabei zu zeigen, wie gut und wie böse die Menschen sein können. Und wie eine unheilvolle ideologische Einseitigkeit zur Unmenschlichkeit führt, zeigt die Schilderung des von rassistischer Überheblichkeit geprägten Verhaltens von NSV-Schwestern gegenüber einer ebenfalls aus Wiener Neustadt geflohenen russischen Kinderärztin – einer der erschütterndsten Abschnitte der Darstellung.

Daß der Fluchtbericht nicht nur eine sachliche Darstellung der Erlebnisse ist, sondern ein dichtes poetisches Kunstwerk, zeigt sich nicht nur in der Sprachkunst Jeannie Ebners, sondern auch in verschiedenen Partien, die – trotz ihrer unbezweifelten Realistik – surrealistische Züge annehmen. Etwa in der kafkaesken Schilderung der ungunstigen Atmosphäre auf dem Hof des taubstummen Bauern mit seinen „ausgesucht“ häßlichen Mägden (S. 56) oder noch mehr in der Wiedergabe des unheimlichen Gefühls der Erzählerin bei ihrer Quartiersuche in einem – scheinbar – ausgestorbenen Dorf (S. 95 f.).

Es gäbe noch vieles hervorzuheben, doch sich mit all dem auseinanderzusetzen, das diese Darstellung enthält, die nicht nur Erlebnisbericht ist, sondern auch Naturschilderung, Charakterdarstellung und Anregung zur philosophischen Reflexion, bleibt der eigenen Lektüre vorbehalten.

Ganz anders geartet ist der Essay über die Wanderungen durch Niederösterreich. Exemplarisch werden die einzelnen Viertel im Ablauf der Jahreszeiten dargestellt, und es ist anzunehmen, daß so mancher Leser nach der Lektüre sich dazu angeregt fühlt, die angesprochenen Orte und Landschaften zu besuchen.

Recht ausführlich sind die liebevollen Schilderungen der Wachau und des Waldviertels, wobei aber trotz aller Bewunderung für die Landschaft das Negative nicht ausgespart wird, wie etwa wirtschaftliche Probleme und die Arbeitslosigkeit. Die Autorin lobt die Einzelinitiative (etwa bei der Restaurierung der Ruine Kollmitz) sowie die bewußte Denkmalpflege des Landes, begeistert sich für das „Juwel“ Drosendorf (S. 142) und schwärmt von Unserfrau und von Schwallenbach, dem „schönsten Dorf der Wachau“ (S. 166), um nur einige Beispiele zu nennen.

Bei aller Bewunderung für die beiden Texte soll aber nicht verschwiegen werden, daß die Autorin es bei historischen Exkursen gelegentlich nicht so ganz genau nimmt. So erfolgte die erstmalige Nennung des Namens „Ostarrichi“ nicht in einer Chronik (S. 151), sondern in einer Urkunde, und daß sich in Kremsmünster „die Mumie des heiligen Benedikt“ befindet (S. 81), kann wohl auch nur ein Irrtum sein. Der Qualität der beiden Texte tut dies aber keinen Abbruch.

Der Literaturedition Niederösterreich ist zu danken, daß sie anläßlich des Geburtstages der Dichterin diesen Band herausgegeben hat, und Jeannie Ebner ist zu danken für ihre eindringlichen, lebendigen Schilderungen. Es wäre wünschenswert, wenn sich möglichst viele die Lektüre dieser beiden kostbaren Texte nicht entgehen ließen.

Anton Pontesegger

Johannes W. Paul, **Amneris**. Gedichte des Jahres 1997 (St. Pölten: Literaturedition Niederösterreich 1998) 60 Seiten, 7 Illustrationen von Roman Scheidl, öS 170,-

Das vorliegende Buch ist wie eine ideale Frau mit äußerer Schönheit und inneren Werten ausgestattet. Johannes Wolfgang Paul unterstellt dem Titel seines neuesten Werkes „Gedichte des Jahres 1997“. Er hätte sie auch als Gefühle eines Mannes zwischen dem 40. und 50. Breitengrad ausweisen können, zumal er an anderer Stelle einmal von sich behauptet hatte: „Alles Wissenswerte zu meiner Person ist in konzentrierter Form in meinen Gedichten enthalten; ich schreibe darüber hinaus nicht gern über mich, sondern will lieber meine Werte und Überzeugungen in die Praxis umsetzen.“ Somit darf man „Amneris“ als die Bilanz erlebter Begegnungen und Begebenheiten des Autors innerhalb einer Spanne von Zeit und Raum verstehen. Wie aber betrachtet man Gedichte des Jahres 1997? Müssen diese mit den Kennzeichen aktueller, zeitgenössischer Lyrik behaftet sein? Sollen sie die wesentlichen Merkmale moderner Lyrik präsentieren? Ist die Aufgabe damit erfüllt, daß man einfach scheinbar kunstlos niederschreibt, was man gesehen und empfunden hat, Fragen über Fragen. Manche von Johannes Wolfgang Pauls Gedichten geben eine treffende Antwort darauf, wenn es etwa heißt: „nun schiebe ich / die finger der linken hand / zwischen deine / aber sie werden nicht eins“.

Oder wenn er als stiller Beobachter ein Liebespaar auf einer Aussichtswarte betrachtet: „dann folgten meine augen / dem steilanstieg zu den / erloschenen kratern“.

Und an anderer Stelle: „nur der wind hatte ständig das maul offen“.

Das Gedicht „nekrophilie“ sei hier zur Gänze wiedergegeben: „in der krypta / brannten unzählige kerzen / ich suchte nach der einen / die am erlöschen war“.

Zum Besten – zumal zeitgemäß und zeitlos zugleich – zählt wohl der Vers: „klein und gedrunge / ein apulischer bauer im sackkleid / breitete christus / die arme aus / die menschen / setzten ein gitter davor“.

All das ist als Lyrik des ausklingenden 20. Jahrhunderts durchaus vertretbar. „Amneris“ ist ein in jeder Hinsicht interessanter Gedichtband, dem die Zeichnungen von Roman Scheidl zusätzlich einen Hauch von Erotik verleihen. Man kann gratulieren.

Friedrich Heller

Elisabeth Schöffl-Pöll/Wolfgang Rieder, **Wia da Räubahauptmaunn Grasel vo sein Vodans Haundwerk glernt hot** (Hollabrunn: Edition Dichtermühle 1998) 30 Seiten, illustriert, öS 120,-

Bestelladresse: Dichtermühle E. und O. Schöffl, 2020 Hollabrunn, Waldweg 37.

Das geschmackvoll ausgestattete Bändchen beinhaltet eine Ballade in Mundart von Elisabeth Schöffl-Pöll aus Hollabrunn. Die insgesamt 25 Illustrationen stammen von dem Zwettler Künstler Wolfgang Rieder. Im Vorwort (S. 5) erläutert die Autorin ihren Standpunkt zu Johann Georg Grasel eindeutig und klar: „Indem ich Grasel am Ende als Geläuterten und Verkünder darstelle, werde ich einem Volk wie dem unseren gerecht, das Grasel als Held, Märtyrer und Robin Hood sehen will.“ Schöffl-Pöll folgt also nicht der historischen Deutung des Räubers, sondern nimmt sich die dichterische Freiheit, das Leben Grasels im Sinne der mündlichen Überlieferung zu deuten.

In den 48 Vierzeilern (Reimschema abba) der Ballade werden deshalb folgerichtig Vater und Mutter Grasel als „die Bösen“ dargestellt, der Sohn schneidet hingegen ganz gut ab und darf vor dem Galgen verkünden: „s Göld hob i den Ormen gschenkt.“ (S. 24). Im letzten Vierzeiler wird allerdings die moralische Lehre aus dem Leben Grasels gezogen.

Der Band im Querformat kann als nettes Geschenk dienen und wird vom Inhalt her sicher den bestehenden Mythos weiter beleben.

Harald Hitz

Mitteilungen des Waldviertler Heimatbundes

Einladung zur Jahreshauptversammlung des Waldviertler Heimatbundes am Sonntag, dem 30. Mai 1999

Ort: Edelhofer bei Zwettl, Landwirtschaftliche Fachschule

Beginn: 10.00 Uhr. (Wenn nicht mindestens ein Drittel der Vereinsmitglieder anwesend ist, so ist die Versammlung erst um 10.30 Uhr beschlußfähig.)

Tagesordnung

1. Präsident Prof. Dr. Erich Rabl: Bericht über das Vereinsjahr 1998 und Vorschau auf 1999.
2. Herausgeber Prof. Dr. Harald Hitz: Bericht über die Schriftenreihe des WHB.
3. Finanzreferent OStR. Mag. Rudolf Malli / stellv. Finanzreferent Prof. Mag. Johann Fenz: Rechnungsabschluß 1998 und Vorschau 1999.
4. Rechnungsprüfer Gerhard Grassinger / SR Friedel Moll: Bericht über die Rechnungsprüfung und Entlastung der Finanzreferenten.
5. Präsident Prof. Dr. Erich Rabl: Bericht über die Waldviertel-Bibliothek im Höbarthmuseum der Stadt Horn.
6. Neuwahlen.
7. Ehrungen.
8. Beschlußfassung über eingebrachte Anträge. (Diese müssen spätestens sieben Tage vor der Jahreshauptversammlung beim Präsidenten eingebracht werden.)
9. Allfälliges.

Begleitprogramm

14.00 Uhr: Rundgang durch die Edelhofer Schulen. Führung: Ing. Josef Göschl.

Anschließend Besichtigung des Edelhofer Schulmuseums. Führung: Mag. Franz Pötscher.

Alle Mitglieder und Freunde des Waldviertler Heimatbundes sind dazu recht herzlich eingeladen.

Der Vorstand

Veranstaltungsreihe:

Auf den Spuren der Vergangenheit... – Seminare für Dorfchronisten

Programm

* *Workshop I*: Dienstag, 6. April 1999, 9-12 Uhr, 14-17 Uhr (vormittags in der VHS Horn, nachmittags Exkursion nach Rosenberg/Kamp)

Wie mache ich eine Dorfchronik?

Univ.-Prof. Dr. Hanns Haas

Eine Dorfchronik kann mehr sein als Zahlen und Fakten. Sie kann das Leben im Dorf, soziale Verhältnisse und Kultur, Geschichte von Zusammenhängen und Abhängigkeiten zeigen und analysieren. Wie man an eine Dorfchronik herangeht, wie man die richtigen Fragen stellt und wo man aussagekräftige Quellen findet, wird in diesem Workshop erarbeitet. Dabei soll speziell auf die Fragen und konkreten Probleme der Teilnehmer/innen eingegangen werden. Anhand des Ortes Rosenberg am Kamp werden sodann am Nachmittag in Form einer Ortsbegehung die versteckten Spuren der Vergangenheit aufgestöbert, und der Referent wird zeigen, wie man – zum Beispiel mit Hilfe von Katasterplänen – „Landschaft lesen“ lernt.

Univ.-Prof. Dr. Hanns Haas ist Ordinarius für Österreichische Geschichte am Institut für Geschichte der Universität Salzburg.

* *Workshop II:* Mittwoch, 7. April 1999, 15-18 Uhr, 19-21 Uhr

Spuren suchen. Dorfgeschichte – Alltagsgeschichte – Wirtschaftsgeschichte – Familiengeschichte – Frauengeschichte in den Quellen des NÖ Landesarchivs

Dr. Gertrude Langer-Ostrawsky, Dr. Ernst Bezemek

Die modernen Forschungskonzepte der letzten Jahre stellen sowohl an Lokalforscher als auch an die Archive neue und interessante Herausforderungen. Fragestellungen unter dem Aspekt der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, der Mentalitätsgeschichte und der historischen Familienforschung werden auch von Lokal- und Regionalforschern aufgenommen. Das Niederösterreichische Landesarchiv verfügt über reiche Quellenbestände, die wesentliche Materialien für die Erarbeitung einer Dorfgeschichte enthalten. Vor allem für die grundherrschaftliche Zeit bis 1850 machen die Bestände des NÖLA den erheblichen Teil des überhaupt vorhandenen Quellenmaterials aus. Frau Dr. Gertrude Langer-Ostrawsky gibt anhand von Originalquellen und/oder Overheadfolien einen Überblick über die Bestände des NÖLA bis 1918 und stellt verschiedene Forschungsansätze zur Lokalgeschichte vor. Mit konkreten Beispielen soll auch ein Einstieg in das Lesen alter Dokumente gegeben werden.

Herr Dr. Bezemek greift den Paradigmenwechsel in der landeskundlichen Forschung auf, der eine verstärkte Auseinandersetzung mit der jüngeren Vergangenheit brachte. Eine vorurteilsfreie Auseinandersetzung mit der Zeitgeschichte auf einer breiten Basis originärer Quellen ist für eine moderne Ortskunde unabdingbar, wie eine Vorstellung neuerer Bezirks- und Ortskunden zeigen soll. Die Ausführungen setzen sich mit dem Forschungsstand und den für die „Chronisten“ unabdingbaren Quellen auseinander. Im NÖLA sind die Akten der Bezirkshauptmannschaften, die Gerichtsakten, die Akten der einzelnen Abteilungen der Landesregierung sowie einige wichtige Sonderbestände (Lageberichte etc.) gelagert.

Dr. Ernst Bezemek, Sachbearbeiter für Zeitgeschichte im NÖLA, Kustos des Stadtmuseums Hollabrunn. Forschungsschwerpunkte Bezirks- und Ortskunden: Hollabrunn in Vergangenheit und Gegenwart (1993), Schönkirchen – Reyersdorf (1995), Hof am Leithagebirge (1997).

Dr. Gertrude Langer-Ostrawsky, Sachbearbeiterin für Alltags-, Wirtschafts-, Frauengeschichte am NÖLA, Lektorin am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, Betreuung des Marktarchives Perchtoldsdorf.

* *Workshop III:* Donnerstag, 8. April 1999, 15-18 Uhr, 19-21 Uhr

Wie gehe ich um mit Matriken, Volkszählungen und Personalstandslisten? Die Massenquelle im Archiv und ihre Aussagekraft

Univ.-Ass. Dr. Ewald Hiebl

Hinter dem etwas spröden Begriff der Massenquellen verbergen sich für den Lokalhistoriker interessante Quellenbestände. Heirats-, Tauf- und Sterbelisten geben Auskunft über die Lebenserwartung, die Kindersterblichkeit oder über häufige Krankheiten. Aber auch soziale Beziehungen offenbaren sich darin: Wer heiratet wen? Aus welcher sozialen Schicht wählen die Eltern die Paten ihrer Kinder? etc.

Einen besonderen Glücksfall stellen die Urmaterialien der Volkszählungen dar, die Auskunft über eine ganze Gemeinde geben, in Österreich jedoch nur mehr selten vorhanden sind. Die Herkunft der Ortsbewohner kann durch sie ebenso eruiert werden wie die durchschnittliche Haushaltsgröße oder die Verteilung der verschiedenen Berufsgruppen auf bestimmte Straßenzüge oder Ortsteile.

Massenquellen sind jedoch auch Steuerlisten, Gewerbekataster oder Listen von Beschäftigten in Betrieben. Im Workshop sollen einige dieser Quellen vorgestellt werden, mit dem Versuch, selbst Auswertungen vorzunehmen. Aber auch die Probleme der Aussagekraft dieser Quellenart werden thematisiert werden.

Univ.-Ass. Dr. Ewald Hiebl ist Historiker und arbeitet als Assistent am Institut für Geschichte an der Universität Salzburg. Einer seiner Schwerpunkte in Forschung und Lehre ist die Auswertung serieller Massenquellen mittels EDV.

* *Workshop IV:* Freitag, 9. April 1999, 15-18 Uhr, 19-21 Uhr

Das Österreichische Staatsarchiv/Archiv der Republik und was es für die Heimatforschung bieten kann

Mag. Peter Mähner

Das Archiv der Republik dient prinzipiell der Aufbewahrung der Akten, die in den staatlichen Zentralstellen (Ministerien, Staatsämter, Höchstgerichte) seit Beginn der Ersten Republik produziert wurden. In den enorm umfangreichen Beständen finden sich auch für die Orts- und Regionalgeschichte relevante Materialien. Geboten wird in diesem Workshop ein Überblick der einzelnen Abteilungen des Österreichischen Staatsarchives mit dem Schwerpunkt Archiv der Republik. Was können Heimatforscher/innen im Archiv der Republik finden, wo und wie kann man relevante Akten aufspüren? Anhand ausgewählter Quellen aus der Ersten Republik und der NS-Zeit (z.B. Bundeskanzleramt/Inneres, Bundesministerium für Handel und Verkehr, Stillhaltekommissar, Deutsche Ansiedlungsgesellschaft) soll gemeinsam der Nutzen dieser teilweise für die Heimatforschung kaum genutzten Unterlagen erörtert werden.

Mag. Peter Mähner ist Historiker. Er arbeitet bei der Österreichischen Gesellschaft für Historische Quellenstudien im Österreichischen Staatsarchiv und betreute über mehrere Jahre ein historisches Forschungsprojekt zum Thema Nationalismus und Grenze.

* *Archivbesuch:* Samstag, 10. April 1999, 15-17 Uhr

Ein Stadtarchiv öffnet seine Pforten: was im neu eingerichteten **Horner Stadtarchiv** zur Heimatforschung zu finden ist und wie man damit umgehen kann.

Stadtarchivar Dr. Erich Rabl

Dr. Erich Rabl ist Professor für Geschichte und Geographie am Bundesgymnasium und Bundesaufbaugymnasium in Horn; er leitet das Stadtarchiv Horn und ist Direktor des Höbarth- und Madermuseums der Stadt Horn.

Alle Workshops haben einen praktischen Bezug und beziehen die Teilnehmer/innen aktiv mit ein, um ihnen die Nutzung der Archivalien für ihre persönlichen Forschungen näherzubringen.

Eine Veranstaltungsreihe der VHS Horn in Kooperation mit dem Waldviertler Heimatbund, der Waldviertel Akademie und der AG Heimatforschung des Bildungs- und Heimatwerkes. Gefördert von der Gesellschaft für politische Bildung.

Anmeldung und Zahlungsmodus:

Die Anmeldung ist schriftlich bis Anfang April an VHS Horn, Rathausplatz 1, 3580 Horn zu senden. Den Zahlschein für den Regiebeitrag erhalten Sie am Beginn der jeweiligen Veranstaltung. Stornierung der Anmeldung nur bis zum Anmeldeschluß möglich.

Kosten und Ermäßigungen:

Regiebeitrag: öS 300,- pro Workshop. Bei Buchung von mindestens 2 Workshops erhalten Sie 10% Ermäßigung! Schüler/innen und Student/innen erhalten auf alle Workshops 20% Ermäßigung und können zusätzlich gegebenenfalls den Mengenrabatt in Anspruch nehmen.

Übernachtungsmöglichkeiten in und um Horn:

Touristeninformation (im Höbarthmuseum), Wiener Straße 4, 3580 Horn, 02982/2372-1.

Öffentliche Verkehrsverbindungen:

Sie erreichen Horn mittels Zug (von Wien aus Richtung Krems, in Hadersdorf umsteigen oder Richtung Gmünd, in Sigmundsherberg umsteigen) oder Bus. Fahrplan bitte am Bahnhof erfragen! Horner Stadtpläne schicken wir auf Wunsch gerne zu.

Nähere Informationen im Büro der VHS Horn unter 02982/20227

(Mag. Susanne Hawlik, Montag-Donnerstag 9-11 Uhr) oder e-mail: vhs.horn@wvnet. at

Heimataforschertagungen der ARGE Heimatforscher des Wald- bzw. Weinviertels

Samstag, 19. Juni 1999, in Niedersulz im Museumsdorf

9.00 Uhr, Prof. Dr. Ernst Pleßl: Die Besiedlung des Weinviertels. Die Entstehung und Entwicklung der Dörfer und Fluren.

10.00 Uhr, Josef Geissler: Das Weinviertler Museumsdorf.

14.00 Uhr bis ca. 18.00 Uhr: Führung durch das Weinviertler Museumsdorf.

Samstag, 3. Juli 1999, in Gföhler Amt 23

9.00 Uhr, Prof. Dr. Ernst Pleßl: Mittelalterliche Kolonisationsvorgänge, aufgezeigt an drei Beispielen: Dallein, Großaigen (Mostviertel) und an der Region südliches Waldviertel.

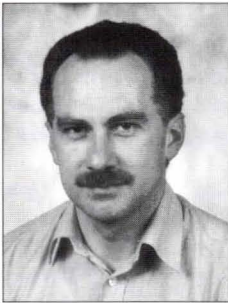
10.00 Uhr, ÖR Franz Fux: Neuzeitliches Kolonisationsgebiet im südöstlichen Waldviertel.

14.00 Uhr bis ca. 18.00 Uhr: Museumsbesuch und Exkursion nach Jaidhof.

Tagungsgebühr (Eintritte und Führungen): je öS 150,-.

Organisation und Anmeldung: Prof. Dr. Ernst Pleßl, 3580 Horn, Strommerstraße 35; Telefon 02982/38732.

Die Redaktion der Zeitschrift „Das Waldviertel“ in neuer Zusammensetzung (ab Jänner 1999)



Johann Fenz, Mag. rer. nat. Geboren 1957 in Radessen (Bezirk Waidhofen/Thaya), Gymnasium in Horn, Studium der Deutschen Philologie und Geographie an der Universität Wien; Lehrer an der Fachschule für wirtschaftliche Berufe in Horn (Deutsch, Wirtschaftsgeographie, Wirtschaftsinformatik, Administrator) und an der Fachschule für Altdienste und Pflegehilfe (Deutsch, Kommunikation und Informatik). International erfolgreicher Amateurfotograf, intensive Beschäftigung mit digitaler Bildverarbeitung. Stellvertretender Finanzreferent des Waldviertler Heimatbundes seit 1988.

Mitglied der Redaktion der Zeitschrift „Das Waldviertel“ seit 1999.

Adresse: 3580 Horn, Kriststraße 18. Telefon 02982/3931,

e-mail: fenzjoh@asn.netway.at



Günter Milly, Mag. phil. Geboren 1965 in Wels, Gymnasium in Linz und Studium der Deutschen Philologie und Geschichte an der Universität Salzburg. Tätigkeit als Leiter von EDV-Seminaren für die Fa. Infotraining in Linz. Seit 1997 Projektbetreuer und Lektor im Verlag Österreich der Österreichischen Staatsdruckerei AG.

Mitglied der Redaktion der Zeitschrift „Das Waldviertel“ seit 1999.

Adresse: 1140 Wien, Penzinger Straße 50/11. Telefon 01/895 80 65.



Anton Pontesegger, Mag. phil. und Dr. phil., Oberstudienrat. Geboren 1929 in Hilm, Niederösterreich. Realgymnasium in Waidhofen an der Ybbs. Studium der Germanistik, Geschichte und Publizistik an der Universität Wien. Professor am Bundesgymnasium und Bundesaufbaugymnasium sowie Erzieher am Bundeskonvikt für Knaben in Horn 1953-1992. Publikationen auf den Gebieten Literatur, Lokalgeschichte und Pädagogik. Verfasser von Beiträgen zur Horner Schulgeschichte, der „Chronik der Marktgemeinde Sonntagberg“ (1988), von „Rosenburg einst und jetzt“ (1990 mit Walter Winkler) und „Zehn Jahre Marktgemeinde Sonntagberg 1988-1998“ (1998 mit Alfred Peter) sowie Redakteur der Festschrift „1000 Jahre Gleiß“ (1993).

Stellv. Leiter der Redaktion der Zeitschrift „Das Waldviertel“ seit 1988. Adresse: 3331 Gleiß, Waidhofner Straße 2. Telefon 07448/2288.



Friedrich Polleroß, Dr. phil. Geboren 1958 in Horn. Gymnasium in Horn, Studium der Kunstgeschichte und Geschichte an der Universität Wien. Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien. Gestalter und Mitarbeiter von Ausstellungen. Herausgeber der Kamptal-Studien (fünf Bände), einer „Geschichte der Pfarre Altpölla“ (1982), des Bandes „700 Jahre Markt Neupölla“ (1997) sowie Autor zahlreicher kunstgeschichtlicher und zeitgeschichtlicher Arbeiten. Zwei Bände „1938. Davor – Danach“ und „Die Erinnerung tut weh. Jüdisches Leben und Antisemitismus im Waldviertel“ erschienen in der Schriftenreihe des WHB. Leiter des „Ersten österreichischen Museums für Alltagsgeschichte“ in Neupölla seit 1997.

Mitglied der Redaktion der Zeitschrift „Das Waldviertel“ seit 1988.

Adresse: Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien, AAKH Campus, 1090 Wien, Garnisonsgasse 13. Telefon 01/4277-41450, e-mail: Friedrich.Polleross@univie.ac.at



Franz Pötscher, Mag. phil. Geboren 1967 in Steyr (OÖ). Bundesoberstufenrealgymnasium in Perg, Studium der Germanistik, Geschichte und Skandinavistik an der Universität Wien. Wohnt in Frauenhofen bei Horn und in Wien. Bisherige Arbeitsschwerpunkte: Reiseliteratur des 19. Jahrhunderts, Gedenkstätten didaktik und -pädagogik (KZ-Gedenkstätte Mauthausen), Fragen des Zusammenlebens von deutsch- und tschechischsprachiger Bevölkerung im niederösterreichisch-tschechischen Grenzraum, Konzeption und Umsetzung des Schulmuseums Edelhof. Seit Jänner 1999 Mitarbeit im Kulturpark Kamptal mit Schwerpunkt Museumsberatung und Museumsvernetzung.

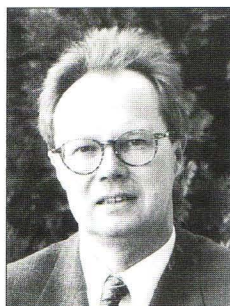
Mitglied der Redaktion der Zeitschrift „Das Waldviertel“ seit 1999.

Adresse: 3580 Frauenhofen 24. Telefon 02982/4667.

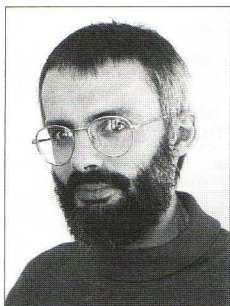


Jochen Pulker, Mag. phil. Geboren 1963 in Gföhl, Piaristengymnasium in Krems, Studium der Klassischen Philologie/Latein und Geschichte an der Universität Wien. Vertragslehrer am Bundesgymnasium und Bundesrealgymnasium in Zwettl. 1986-1990 Mitarbeiter der Ortsstelle Gföhl des Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerkes. Mitarbeit an den Heimatbüchern Gföhl (1982) und Jaidhof (1992) sowie an dem Bildband „Gföhl-Jaidhof in Wort und Bild“ (1998). Verfasser verschiedener Artikel in der Zeitschrift „Kulturspiegel Gföhl/Jaidhof“. (Unveröffentlichte) Übersetzung des Jesuitendramas „Sanctitas et Sapientia sive Zeno“ (Aufführungen im Piaristentheater Krems 1993 und

1994). Vorbereitung einer Dissertation über den Briefwechsel Alkuins von York mit Bischof Arn von Salzburg.
Mitglied der Redaktion der Zeitschrift „Das Waldviertel“ seit 1999.
Adresse: 3542 Gföhl, Rudwingasse 6/1/4. Telefon 02716/6174.



Erich Rabi, Mag. phil. und Dr. phil. Geboren 1948 in Sieghartskirchen. Gymnasium in Horn, Studium der Geschichte und Geographie an der Universität Wien. Professor am Bundesgymnasium und Bundesaufbaugymnasium in Horn. Seit 1983 Leiter des Stadtarchivs Horn und stellvertretender Leiter der Horner Museen. 1991 Bestellung zum Leiter des Höbarth- und Madermuseums der Stadt Horn. Organisation zahlreicher historischer Sonderausstellungen sowie Herausgabe von Ausstellungskatalogen. 1998 Direktor der städtischen Museen und Sammlungen in Horn. Zahlreiche Publikationen über das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen in Niederösterreich und zur Geschichte der Marktgemeinde Sieghartskirchen und vor allem der Stadt Horn. Herausgeber der Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes 1986-1991. Präsident des Waldviertler Heimatbundes seit 1985 und Leiter der Redaktion der Zeitschrift „Das Waldviertel“ seit 1988.
Adresse: 3580 Horn, Giugnostraße 15. Telefon 02982/3991.



Thomas Winkelbauer, Dr. phil., Univ.-Doz. Geboren 1957 in Wien. Gymnasium in Zwettl, Studium der Geschichte, Klassischen Philologie und Politikwissenschaft an der Universität Wien. Mitglied des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung. Ao. Universitätsprofessor am Institut für Geschichte der Universität Wien. Seit Mai 1991 Vizepräsident des Waldviertler Heimatbundes. Zahlreiche Publikationen zur Geschichte der Habsburgermonarchie in der Frühen Neuzeit sowie zur Geschichte des Waldviertels, darunter drei Monographien: „Robot und Steuer. Die Untertanen der Waldviertler Grundherrschaften Gföhl und Altpölla zwischen feudaler Herrschaft und absolutistischem Staat“ (1986), „Studien zur Geschichte der Wald- und Mühlviertler Glashütten“ (1986) und „Fürst und Fürstendiener. Gundaker von Liechtenstein, ein österreichischer Aristokrat des konfessionellen Zeitalters“ (1999). Mitglied der Redaktion der Zeitschrift „Das Waldviertel“ seit 1988.
Adresse: Institut für Österreichische Geschichtsforschung, Universität Wien, 1010 Wien, Dr. Karl-Lueger-Ring 1. Telefon 01/4277/27241, e-mail: Thomas.Winkelbauer@univie.ac.at



Regina Zotlöterer, Mag. phil. Geboren 1967 in Tulln, wohnhaft in Traismauer und Horn. Gymnasium der Englischen Fräulein in St. Pölten, Studium an der Universität Wien: Rechtswissenschaften, Deutsche Philologie und Geographie und Wirtschaftskunde. Erste „Berührung“ mit dem Waldviertel in Form einer interdisziplinären Diplomarbeit „Die literarische Aufarbeitung ausgewählter humangeographischer Aspekte im Werk von Gernot Wolfgruber“. Unterrichtstätigkeit an verschiedenen Schulen in St. Pölten, seit 1996 am Bundesgymnasium und Bundesrealgymnasium Horn. Mitglied der Redaktion der Zeitschrift „Das Waldviertel“ seit 1999.
Adresse: 3133 Traismauer, Herzogenburger Straße 40. Telefon 02783/6217.

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER DIESES HEFTES

- Bibliotheksrat Dr. Ralph Andraschek-Holzer, 1100 Wien, Laaerbergstraße 3/6
Prälat Univ.-Prof. DDr. Joachim Angerer, Abt des Stiftes Geras, 2093 Geras
HOL Mag. Erich Broidl, 3491 Elsbarn 52
Prof. Mag. Anton Dorfinger, 3945 Hoheneich, Katzenbergen 330
Dr. Richard Edl, 3422 Hadersfeld, Hauptstraße 15
Dr. Alexandrine Eibner, 1170 Wien, Alszeile 118/10/4
Prof. Mag. Johann Fenz, 3580 Horn, Krist-Gasse 18
Spk-Dir. i. R. Eduard Führer, 3830 Waidhofen/Thaya, Hans Wagner-Straße 7
VS-Dir. OSR Burghard Gaspar, 3730 Grafenberg 63
Gerhard Grassinger, FOI der Bezirkshauptmannschaft Horn, 3753 Dallein 29
Gymnasialdirektor Hofrat Mag. Helmut HageI, 3580 Horn, Puechhaimgasse 21
Mag. Susanne Hawlik, 3580 Frauenhofen 24
Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Häusler, Institut für Österreichische Geschichtsforschung,
Universität Wien, 1010 Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1
Friedrich Heller, 2301 Grobenzersdorf, Schloßhofer Straße 54
Prof. Dr. Harald Hitz, 3830 Waidhofen/Thaya, Kroppusstraße 9
Mag. Thomas Hofmann, Geologische Bundesanstalt, 1030 Wien, Rasumofskygasse 23
Mag. Andreas Kompek, VHS Krems, 3500 Krems/Donau, Obere Landstraße 10
Dr. Gerd Maroli, 3512 Mautern, Kirchengasse 9
Mag. Günter Milly, 1140 Wien, Penzinger Straße 50/11
Schulrat HOL Friedel Moll, 3910 Zwettl, Waldrandsiedlung 63
HOL Herbert Neidhart, 3650 Pöggstall, Postfeldstraße 27
Mag. Helga Penz, 1120 Wien, Assmayergasse 9/3
Universitätslektor Dr. Friedrich Polleroß, Institut für Kunstgeschichte der Universität
Wien, Campus altes AKH, 1090 Wien, Garnisongasse 13, Hof 9
OStR. Dr. Anton Pontesegger, 3331 Gleiß, Waidhofner Straße 2
Mag. Franz Pötscher, 3580 Frauenhofen 24
Mag. Jochen Pulker, 3542 Gföhl, Rudwingasse 6/1/4
Prof. Dr. Erich Rabl, 3580 Horn, Giugnostraße 15
Dekan Univ.-Prof. Dr. Gustav Reingrabner, Institut für Kirchenrecht der Evangelisch-
theologischen Fakultät der Universität Wien, 1090 Wien, Rooseveltplatz 10/8
Prof. Mag. Peter L. Reischütz, 3580 Horn, Puechhaimgasse 52
Pfarrer i.R. KR Mag. Rudolf Schierer, 3200 Weinburg, Kirchenstraße 16
Mag. Peter Steiner, 1130 Wien, Schmardagasse 11
Militärpfarrer Dr. Karl-Reinhart Trauner, Vega-Peyer-Weyprecht-Kaserne, 1142 Wien,
Breitenseerstraße 61
Prof. Mag. Helmtraud Weber, 9422 Maria Rojach 28
Ao. Univ.-Prof. Dr. Thomas Winkelbauer, Institut für Österreichische Geschichtsforschung,
Universität Wien, 1010 Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1
Mag. Regina Zotlöterer, 3133 Traismauer, Herzogenburger Straße 40

S O N D E R A N G E B O T

Robert Streibel

Plötzlich waren sie alle weg

Die Juden der „Gauhauptstadt Krems“ und ihre Mitbürger

(= Schriftenreihe des WHB 33, 1991) 295 Seiten mit 50 Abbildungen

Sonderpreis öS 100,- statt 298,-

Bestelladresse: WHB, A-3580 Horn, Postfach 100
oder Telefon: 02982/3991 (ab 14 Uhr, Dr. Rabl)

Das Waldviertel

Zeitschrift für Heimat- und Regionalkunde des Waldviertels und der Wachau

(Begründet von Johann Haberl jun. 1927 in Waidhofen an der Thaya)

Der Verein „Waldviertler Heimatbund“ bezweckt lokale Forschungen im und über das Waldviertel, die Förderung des Geschichts- und Heimatbewußtseins, die Vertiefung der Kenntnisse der Kunst und Kultur sowie die Bewahrung und Pflege erhaltenswerter Zeugen der Vergangenheit, insbesondere auch die Förderung von Bestrebungen der Denkmalpflege und des Umweltschutzes im Sinne der Erhaltung der Naturlandschaft und der Naturdenkmäler. Die Tätigkeit des Vereins ist nicht auf Gewinn gerichtet. Jede parteipolitische Betätigung innerhalb des Waldviertler Heimatbundes ist mit den Vereinszielen nicht vereinbar und deshalb ausgeschlossen.

Namentlich gezeichnete Beiträge geben die persönliche Meinung des Verfassers wieder und stellen nicht unbedingt die Auffassung der Redaktion dar.

Vorstand: Präsident: Dr. Erich Rabl, Horn, 1. Vizepräsident: Ao. Univ.-Prof. Dr. Thomas Winkelbauer, Wien, 2. Vizepräsident: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg. Finanzreferenten: Mag. Rudolf Malli, Eggenburg, und Mag. Johann Fenz, Horn. Schriftführer: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg, und Dr. Friedrich B. Polleroß, Neupölla. Schriftleiter der Zeitschrift „Das Waldviertel“: Dr. Erich Rabl, Horn, und stellvertretender Schriftleiter: Dr. Anton Pontesegger, Gleiß.

Redaktion: Mag. Johann Fenz, Horn; Mag. Günter Milly, Wien; Dr. Friedrich Polleroß, Wien; Dr. Anton Pontesegger, Gleiß; Mag. Franz Pötscher, Frauenhofen; Mag. Jochen Pulker, Gföhl; Dr. Erich Rabl, Horn; ao. Univ.-Prof. Dr. Thomas Winkelbauer, Wien, und Mag. Regina Zotlöterer, Horn

Redaktionsadresse und Bestellungen von Vereinspublikationen: Waldviertler Heimatbund (WHB), A-3580 Horn, Postfach 100 oder Telefon 02982/3991 (Dr. Rabl).

Herausgeber und Medieninhaber (Verleger): Waldviertler Heimatbund (WHB), A-3580 Horn.

Satz + Druck: Malek Druck GesmbH, A-3500 Krems, Wiener Straße 127.

Gedruckt mit Unterstützung der Abteilung Kultur und Wissenschaft des Amtes der Niederösterreichischen Landesregierung.

ISSN 0259-8957

Meine eigenen vier Wände.



Wer aus-, um- oder ganz neu baut, der hat jetzt Heimvorteil: Mit dem neuen, umfassenden Service-Paket der Raiffeisenbank. Damit Sie vom ersten Behördenweg über die maßgeschneiderte Finanzierung und das flexible Bankkonto bis zur Absicherung für alle Fälle bestens vorbereitet. Jetzt in Ihrer Raiffeisenbank.

Raiffeisenbank Horn.

Bankstellen in Geras, Irnfritz, Japons, Langau, Pernegg u. Weitersfeld.

Raiffeisen.Die Bank



Werte bewahren:

Geistiges Potential und finanzielle Mittel gezielt einsetzen. Für Ideen und Problemlösungen, wie wir sie heute brauchen. Für all das steht die



**SPARKASSE DER STADT GROSS-SIEGHARTS
KARLSTEIN – JAPONS – BLUMAU**